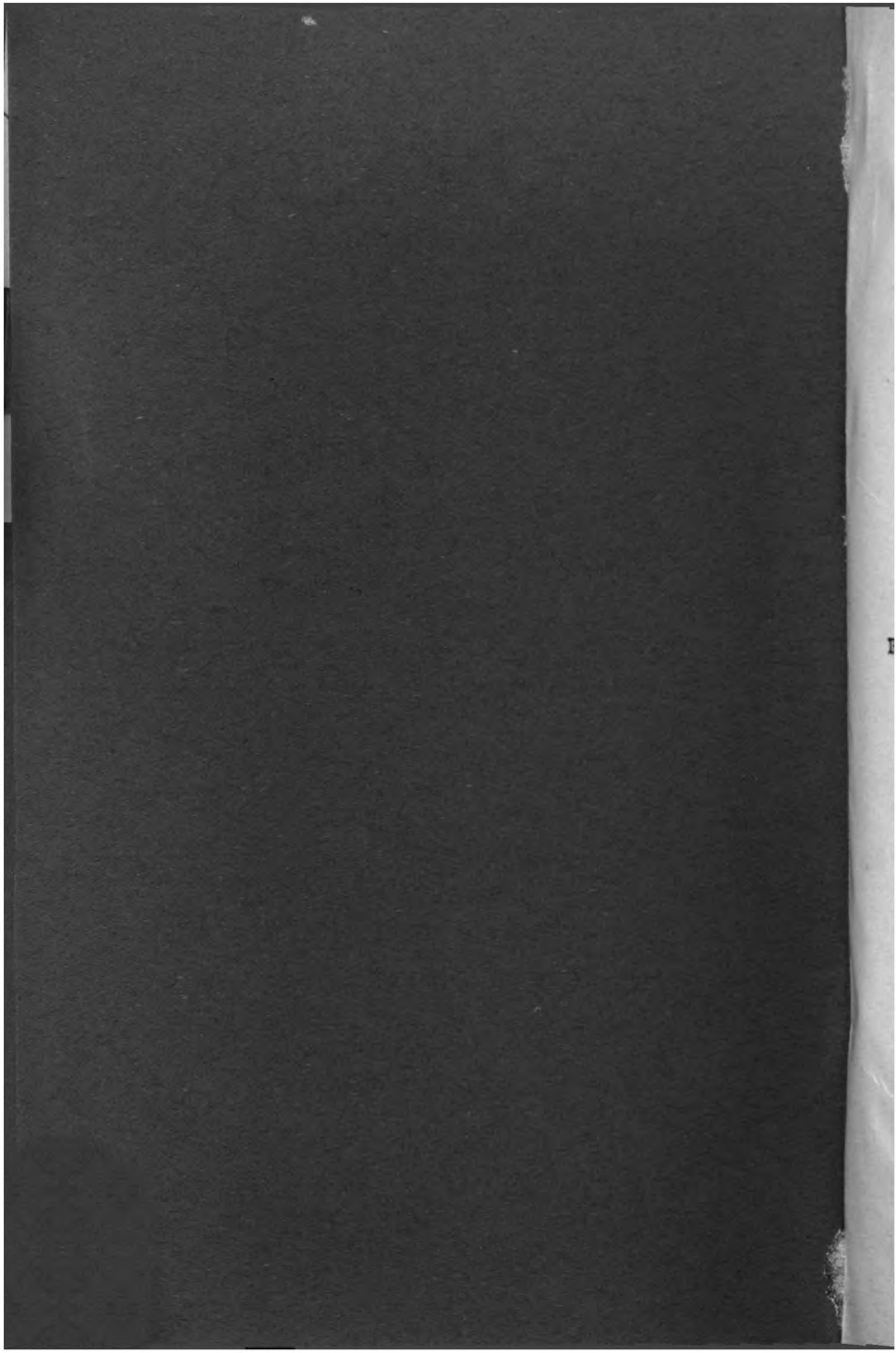
Class. PT2609
Book. S52A5
V. 1-2

3 1858 007 473 253
main
Am Zeil, /Eschstruth, Nataly von,
PT 2609.S52 A5 /*c.1

Date Due

5 Jan 67 P
29 Jun 64

PRINTED IN U. S. A.
CAT. NO. 23233



Am Ziel

Roman

von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von Professor Hans W. Schmidt.

I.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Alle Rechte vorbehalten.

Plattendruck von Hesse & Becker in Leipzig.

TT260
S52A5
v.1-2

Seiner Exzellenz
dem Generalleutnant und kommandierenden
General des XV. Armeekorps

Herrn von Herwarth-Bittenfeld
und Gemahlin

Frau Alice von Herwarth-Bittenfeld
geb. von Roy

meiner teuren Freundin und Gönnerin
in herzlichster und aufrichtigster Verehrung
zugeeignet.

Natalie von Knobelsdorff-Brenkenhoff
geb. von Eschstruth.

State University of Iowa
LIBRARIES

I.

Es drängen und jagen die Menſchen ſo viel —
Nach einem entfernten, verſchleierten Ziel,
Ob ſie's erreichen? —

A. Müller.

Eine ſtille, klare Winternacht. Der Vollmond ſchwebt am wolkenloſen Himmel, die Sterne funkeln und blitzen, wie ein ſchimmerndes Märchengebild liegt der bereifte Wald.

Die Berge ragen an drei Seiten hoch und schroff empor und treten nur nach Süden hin breiter auseinander, um einem langestreckten, lieblichen Tal Platz zu schaffen, einer herrlichen, fruchtbaren und meilenweiten Talebene, welche wie ein kleines Paradies inmitten des Hochgebirges hingestreckt liegt.

Mächtige Waldungen ziehen sich an den Berghängen empor und dehnen sich noch meilenweit im Tale hin, durchschnitten von dem krausen Silberband eines Flüßchens, welches hell und wild von den Felsen herabschäumt und geschwätzig in die fremde Welt hineinsprudelt. Selbst jetzt hat der Frost vergeblich die glitzernden Arme nach ihm ausgestreckt.

Wie ein ausgelassenes Kind windet es sich und huscht unter ihnen hindurch, unbekümmert, ob sich die Felsblöcke, welche zeitweise drohend seinen Weg sperren, mit einer schimmernden Decke überziehen, ob die Weiden am Ufersaum plötzlich ausschauen wie alte, gebeugte Männer, deren Bart und Haupthaar silbern im Winde weht.

Flüßleins Weg führt gar zu schroff bergab, es kann sich nicht aufhalten, weder im Sommer, wo die rotgetupften Forellchen durch seine klaren, kalten Schaumwellen schießen, noch im Winter, wo die Schneeflocken auf seinem Scheitel tanzen, — es muß hinaus in die Welt, um von der Pracht und der Herrlichkeit des Hochgebirges zu erzählen, von den grauen, schlüftigen Felsen, in deren Höhlen der Sturmwind wohnt und um deren Stirn ein Kranz von Edelweiß blüht, — von den Glet-

schern und Schneefirnen, welche die Sonne lieben und vor Sehnsucht nach der Scheidenden glühen und flammen wie Purpur und Blut, — von den dunklen Tannen und Kiefern, welche ernst und schweigsam hinab zum Tal schauen, von den weichen Moosteppichen auf den Matten, auf denen mit klugen, scheuen Blicken die Gemsen äsen und der junge Senn und Jägersbursch die Alpenrose für ihr Dirnei daheim pflücken!

Auch von dem schönen, alten Schloß verkündet das Flüßchen, dem trutzigen Herrensitz, welcher in gemächlicher Höhe seinen Wartturm aus den Eichwipfeln hebt und ihm schon seit gar vielen, langen Jahren bekannt ist, damals schon, als ein Pfalzgraf seinen Grundstein legte, zum „Lug ins Land" und Schutz und Schirm des friedlichen Völkleins, welches das Tal besiedelte.

Da spiegelte sich gar manch buntes, wechselvolles Bild in den Flußwellen, das wandelte sich mit jedem Menschenalter, bald froh und sonnig, bald trüb und dunkler Schatten voll.

Die Geschlechter sanken in das Grab, Mauern und Türme brannten und fielen ein, — aber neue Generationen blühten empor, und aus Schutt und Trümmern stiegen neue Hallen und Säle empor.

So war es auch zuletzt wieder fein hergerichtet und ausgebaut, als der Großvater des jetzt darin lebenden Grafen den alten Bau zum Jagdschlößlein und als Sommeridylle angekauft hatte.

Da knallten die Büchsen im Wald und die mächtigen

Hirsche setzten in wilder Flucht über die aufschäumenden Wellen des kleinen Flusses, — es gab jeden Sommer ein lustiges Leben im Schloß, das verhallte und verklang, sobald der Herbststurm das Laub von den Bäumen riß und hub aufs neue an, wenn der Auerhahn auf knospendem Ast um seiner Liebsten Gunst und Minne warb.

Im Winter hatte Schloß Kochenhall stets einsam und verlassen im tiefen Schlaf gelegen, selten daß Burgwart, Jäger und Verwalter mit ihren Familien aus dem Schloßhof und ihrem stillen, weltentrückten Heim herauskamen; die Wege waren verschneit, das nächste Dorf lag immerhin weit ab, und wer da zu Fuße gehen mußte, der tat es nur in höchster Not.

Um so wunderlicher deuchte es dem kleinen Fluß, daß in diesem Jahre die Fensteraugen von Kochenhall Abend für Abend zu dem stillen Tal herniederblitzten, gleichviel, ob der Herbst ins Land zog, ob der November schon ganz plötzlich einen grimmen Frost und Schneefall mit sich brachte.

Der junge Graf Thum, welcher mit seiner Gemahlin zu Anfang September in Kochenhall eingetroffen war mit vieler Dienerschaft, Wagen und Pferden, um mit etlichen Gästen die Herbstjagden abzuhalten, schien die Abreise in diesem Jahre total vergessen zu haben.

Und das hatte seinen guten Grund.

In der Residenz, welche das gräfliche Paar bewohnte, war, wie leider schon so oft, eine heftige Typhus-

epidemie ausgebrochen, welche die Rückkehr nach M. vorläufig unmöglich machte.

Da die Gräfin sich leidend fühlte und die Anstrengungen einer erneuten Badereise oder eines Aufenthalts in dem Süden scheute, zog sie es vor, in Kochenhall zu verbleiben, bis die Gefahr einer Ansteckung in M. vorüber sei. In wenigen Wochen pflegte man gewöhnlich der unheimlichen Seuche Herr zu werden, das wußte Graf Thum, und war darum um so betroffener, als Woche um Woche verstrich, ohne günstigere Nachrichten aus M. zu bringen. Je längere Zeit aber verging, um so unmöglicher war es für die Gräfin zu reisen, und als man sich eines Morgens in dem stillen, hochgelegenen Schloß „eingeschneit" fand, beschloß das gräfliche Paar nun wohl oder übel den Aufenthalt in Kochenhall über den ganzen Winter auszudehnen und traf dementsprechend alle so wichtigen und eiligen Vorbereitungen.

Dem Reichtum ist nichts unmöglich, auch nicht, auf einsamem Bergschloß eine Haushaltung unter erschwerenden Umständen zur Winterszeit einzurichten.

Die Equipage mit dem eleganten Viererzug fand auch über verschneite Pfade ihren Weg, und sie brachte alle jene Personen, welche auf Kochenhall nötig wurden, herzu, — den Arzt, die Wärterinnen und die Amme, — und über die altertümliche Zugbrücke rollten die Gepäckwagen, welche Vorräte in das Schloß schafften, als sollte es einer jahrelangen Belagerung standhalten!

Und nun war es eine ſtille, klare Winternacht, in Kochenhall leuchtete Licht aus allen Fenſtern, bis weit in das ſchlummernde, ſchneeweiße Tal hinab, ſo daß die ſchlanken Rehe ſtaunend im Park ſtanden, den fremden Glanz anzuſtarren.

Gräfin Theodora aber lag in den ſpitzenbeſetzten Kiſſen des ſeidenen Himmelbettes, mit geſchloſſenen Augen und einem feinen, ſcharfen Schmerzenszug um die blaſſen Lippen, ſtill und regungslos, — „heldenhaft mutig!“ wie der Arzt im Nebenzimmer dem Grafen zuflüſterte, als dieſer ſeine unruhige Promenade über den dicken Smyrnateppich einen Augenblick unterbrach, um die feuchtperlende Stirn mit dem breitkantigen Sporttaſchentuch zu trocknen.

Die Gräfin ſchlief nicht. Ihre Gedanken waren lebendiger und erregter wie je.

Sie dachte zurück.

Vor vier Jahren war es geweſen, als ſie, die vielgefeierte, bildſchöne Tochter des Generals von Teutin ihre Hand dem Grafen Alexis von Thum gereicht hatte.

Sie war ſtolz und glücklich, hochbefriedigt geweſen, denn ihr Gatte beſaß alles, was eines Weibes Herz begehren kann, ſtattliche Jugend, ritterlichen Edelſinn, ein friſches, liebenswürdiges Weſen, welches ſein männlich hübſches, offenes Geſicht charakteriſierte, und last not least einen uralten Grafentitel, ein enormes Vermögen, welches dieſem Titel auch die nötigen Mittel garantierte.

Ja, Graf Alexis war wohl die beste Partie des ganzen Landes, — und hätte wohl jedes Weib vollkommen glücklich und zufrieden gemacht, nur nicht eine Theodora Teutin.

Nicht daß ihre Ehe eine unglückliche gewesen! Die Gräfin liebte ihren Gemahl und erkannte all seine Vorzüge in rückhaltloser Weise an, ja sie hätte wohl nichts zu tadeln und nichts mehr zu wünschen gehabt, wenn ... ja, wenn dieses „wenn" nicht gewesen wäre! Theodora von Teutin war kein Durchschnittscharakter, sie war ein eigenartiges Wesen, welches nicht den Pfad all der harmlosen, lebensfrohen, toleranten Mitschwestern ging. Ein Erbteil ihres Vaters war ihr in die Wiege gelegt und begleitete sie wie ein grauer Schatten auf ihrem sonnigen Lebensweg, — der Ehrgeiz, wie er wohl die Brust strebender Männer durchflammt, selten aber Frauenherzen höher schlagen läßt.

Und was den Ehrgeiz jedweder andern Dame voll befriedigt hätte, die reiche Gräfin von Thum zu sein, das deuchte ihr im Gegenteil nur die goldene Schale, auf welcher Besseres serviert werden mußte — Macht! Stellung! Einfluß!

Just diese aber besaß Graf Alexis nicht. Er war ein reicher Mann, — mehr aber nicht. Von nachsichtigen Eltern erzogen, hatte er nur das Notwendigste gelernt, was zur Bildung eines vornehmen Menschen nötig ist, der Sport überwog die Kenntnisse, und die heitere Lebensfreudigkeit den Ernst, welcher studiert, strebt,

ringt und sich ein hohes Ziel setzt. Der einzige Beruf, welchem Graf Alexis sich gewidmet hätte, wäre derjenige des Offiziers gewesen.

Er hatte auch bereits sein Fähnrich-Examen gemacht, als eine sehr heftig auftretende Blinddarmentzündung ihm das Reiten auf Jahre hinaus unmöglich machte, und da der anstrengende Dienst in einem Gardegrenadierregiment erst recht Schwierigkeiten bereitete, so sah der junge Graf mit einem heiteren Lächeln nnd ohne die geringsten Seelenkämpfe von einem Eintritt in die Armee ab und lebte fröhlich und guter Dinge als freier Mann von seinen Renten.

Und das war der Gifttropfen, welcher in den Freudenbecher der Gräfin fiel.

Die Tatenlosigkeit ihres Mannes deuchte ihr geradezu unbegreiflich!

Wie war es möglich, daß ein begabter Mensch müßig durch das Leben bummelte, ohne den brennenden Wunsch zu hegen, auf der Leiter des Ruhms emporzusteigen, hoch — immer höher bis zu einem schwindelnden Ziel, von welchem man auf seine Mitmenschen herabblickt wie der Adler auf das Gewürm, welches ohnmächtig am Boden kriecht!

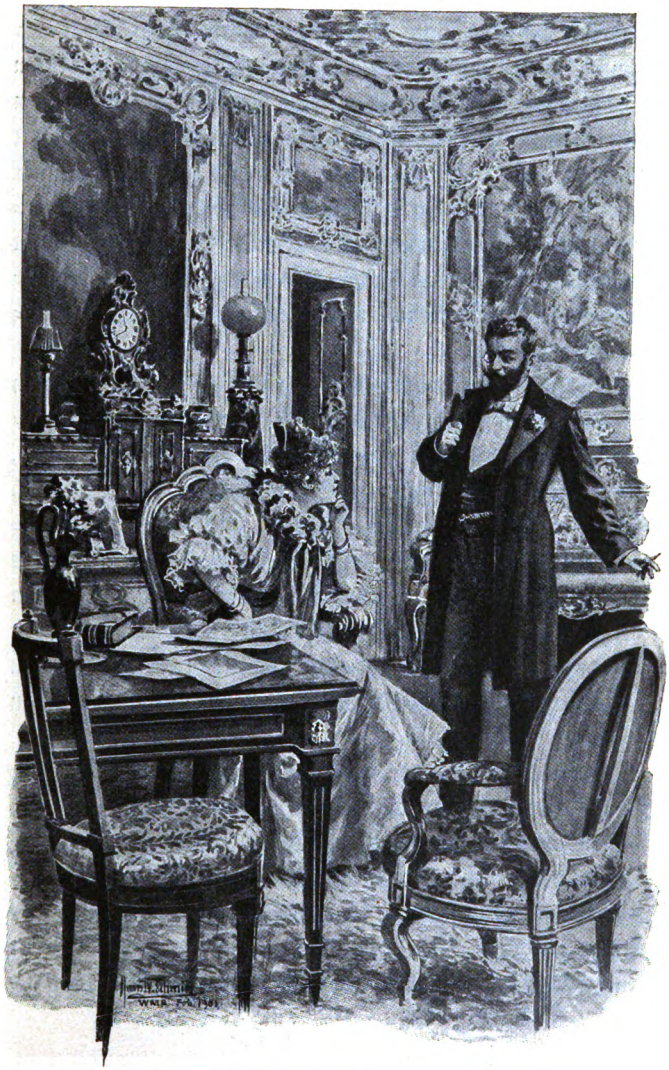
Gräfin Theodora empfand es als unerträgliche Qual, ja geradezu als Schmach, daß sie bei allen Festen, wo die Form und Etikette waltete, hinter den meisten Frauen zurückstand, deren Gatten eine Stellung in der Welt einnahmen. Ihre Titel und Mittel sprachen in diesem

Falle so gar nicht mit, und alle Exzellenzen, Generalinnen bis zur Majorin herab hatten den Vortritt vor Gräfin Thum, welche nicht einmal bei Hofe die Vorrechte der Landstandsdamen genoß, da die Thumschen Besitzungen in Österreich und der Schweiz lagen, der Graf aber eine Vorliebe für die Residenz M. besaß und infolgedessen seinen dauernden Wohnsitz dort genommen hatte.

Anfänglich hatte Gräfin Theodora sich diese „Schattenexistenz" nicht so schlimm gedacht. Ihr reiches, gastfreies Haus vereinigte die erste und vornehmste Gesellschaft, man rechnete es sich zur Ehre an, in den Thumschen Salons zu Hause zu sein, denn das gräfliche Paar war ungemein beliebt und fraglos der Mittelpunkt der Gesellschaft.

Bei Hofe so wohl gelitten, daß die hohen Herrschaften es nicht verschmähten, zu den glänzenden Festen im Hause des Grafen zu erscheinen, von den Künstlern wegen ihrer imposanten Schönheit geradezu gefeiert und umworben, blieb dennoch im Herzen der Gräfin ein feiner Stachel zurück. Sie war unbefriedigt, sie entbehrte just das, was sie am leidenschaftlichsten ersehnte.

Mit der ärmsten Exzellenz hätte sie getauscht, hätte all ihre Reichtümer freudig dahingegeben für das eine stolze Bewußtsein, einen Mann zu besitzen, welcher eine hervorragende Stellung einnimmt, eine Frau zu sein, welche erhobenen Hauptes voranschreitet, während die andern sein demütig folgen.



Der Graf ahnte nicht, wie bitter ernſt es ſeiner jungen Frau mit dem Strebertum war. Er hielt ihren Ehrgeiz für eine fixe Idee, eine jener pikanten kleinen Schrullen, mit welchen ſich ſchöne Frauen gern intereſſant machen. Er lachte ſie aus, wenn er ſie in ihrem Boudoir antràf, ruſſiſche oder italieniſche Vokabeln lernend, Kunſtgeſchichte treibend oder gar über einer Generalſtabsarbeit grübelnd, welche ein guter Freund „mit den himbeerfarbenen Streifen“ ihr voll freudigen Entzückens aufgezeichnet hatte.

„Ich glaube wahrhaftig, Frauchen, du willſt noch General oder Profeſſor werden!“ ſcherzte er, ſich behaglich in einen Seſſel werfend, das Bein überſchlagend, daß der elegante ſeidene Strumpf über dem Lackſchuh ſichtbar ward, und die Zigarette mit weißer, ringgeſchmückter Hand zu Munde führend: „O ja, ich glaube du würdeſt famos mit einer Diviſion oder gar einem Armeekorps fertig! Das Schickſal hat einen groben Schnitzer begangen, dich als Weiblein in die Wiege zu legen, wenngleich ich perſönlich ihm von ganzem Herzen dankbar dafür bin!“

Und der Sprecher zog die ſchöne, energiſche Hand ſeiner Frau galant an die Lippen und blickte ſie aus ſeinen blauen Augen ſo fröhlich an, wie ein Kind, welches mit ſich und der ganzen Welt zufrieden iſt.

Die Gräfin ſchlang in aufwallender Empfindung die Arme um ihn.

„Alexis! Du hältſt mich für eine hohe Stellung ge-

boren, — haſt du denn gar nicht den Trieb und Wunſch, mich einmal zur Exzellenz zu machen?"

Er lachte ſchallend auf. „Nein, Schatz! Etwas ſo Vergebliches, was wir beide kaum noch erleben würden, wünſche ich mir nicht!"

„Nicht mehr erleben?!"

„Nun — wenn ich jetzt noch als Leutnant oder Studioſus anfangen wollte — was meinſt du wohl, wie lange ich klettern müßte, bis ich die Exzellenz erreicht hätte?"

Sie ſeufzte tief auf und preßte momentan die Lippen herb und ſchmerzlich zuſammen. Dann nickte ſie mit ſtarrem Blick vor ſich hin und ſtrich mit der kühlen, ſchlanken Hand leicht über ſein elegant geſcheiteltes Haar.

„Ja, ja, ich ſehe es ein, — es iſt zu ſpät. — Du kannſt das Verſäumte nicht mehr nachholen. Aber Alexis" — ſie richtete ſich empor, ihr Auge blitzte auf und ihre Bruſt hob ſich unter tiefem Atemzug — „wenn ich einmal einen Sohn haben werde — — der ſoll alles erreichen, was mein glühendes Sehnen umſonſt erſtrebt!"

„Hoffen wir es, liebes Herz!"

„Er ſoll lernen — lernen — lernen!!" Wie ein Aufſchrei klangs von ihren Lippen, mit welchem das harmloſe Lächeln des Grafen ſeltſam kontraſtierte.

„Armer Junge", ſcherzte er, „welch ein Glück für ihn, wenn er als Mädchen zu Welt käme!"

„Glück? Das nennſt du Glück?" rief ſie erregt,

„fühlst du dich etwa glücklich ohne Stellung und Beruf?“ —

Er dehnte behaglich die Arme; das silberne Armband mit dem Georgsdukaten blitzte an seinem Handgelenk. „Unendlich glücklich!“ versicherte er, und seine weißen, gesunden Zähne blinkten durch den blonden Schnurrbart und seine Augen strahlten wie wolkenloser Sommerhimmel. — „Ich sage dir, Theo, — unsagbar glücklich! Ohne Ärger, ohne Sorgen, ohne Schinderei und Abhetzerei — ach, es ist schön, wenn man sein eigener Herr ist! Langweilen tue ich mich nicht, ich arbeite an unserer Familiengeschichte, ich interessiere mich für die Neubauten auf den Gütern, ich wirke in allen möglichen Vereinen . . . ja, potz Wetter! da fällt mir ja mein Kriegerverein ein! Wollen eine hübsche, patriotische Feier haben, die Veteranen sollen noch einmal Lorbeeren für anno 13 pflücken! Gut, daß ich daran denke, will gleich mal zum Tivoli hinausfahren.“ — —

Der Sprecher küßte das schöne, stolze, steinerne Gesicht seiner Gemahlin und schritt pfeifend aus der Tür, — die Gräfin aber stützte mit finsterem Blick das Haupt in die Hand.

Ja, es war zu spät! — Für den Vater zu spät — für den Sohn nicht.

Ach, daß sie die Mutter eines Sohnes würde! Wie wollte sie Funken des Ehrgeizes in sein junges Herz streuen, wie wollte sie nur noch dem einen Ziele leben — durch den Sohn zu erreichen, was ihr durch den

Gatten verſagt blieb! — Macht! Stellung! Ehre! Einfluß! Dem Sohn ſoll es einſt werden, und ſeiner Mutter ſoll er es verdanken! —

Wie ein Schrei der Sehnſucht ging es durch das ſtolze, ehrgeizige Frauenherz, und doch vergingen noch drei Jahre, ehe ſie voll jauchzenden Triumphs die Wiege für den Heißerſehnten bereiten konnte.

Vier Jahre war ſie vermählt alles was ſie für ihren Gatten in dieſer Zeit erreicht hatte, war der Titel eines Kammerherrn, das war ein beſcheidenes Ziel, — dem Sohn ſoll es weiter geſteckt werden, — hoch und weit! Oh, ihr ſchwindelt es ſelbſt, wenn ſie im Geiſt

die Höhe ſieht, auf welcher ihr Fleiſch und Blut doch noch mal triumphieren ſoll.

Exzellenz auf jeden Fall! Als Miniſter — als Feldmarſchall — als Kanzler — gleichviel! Nur Exzellenz! Sie iſt verliebt in dieſen Titel, ſie erblickt in ihm das Ziel aller Wünſche. — Ein Sohn! —

Herr des Himmels — und wenn es eine Tochter würde?

Die Gräfin fröſtelt und beißt die Zähne noch feſter zuſammen.

Ihre Seufzer zittern durch das ſtille, nächtliche Gemach und die alte Frau am Fußende des Himmelbettes erhebt ſich leiſe und blickt prüfend in das ſchöne, bleiche Antlitz der jungen Frau.

Nur noch eine kurze Spanne Zeit — nur noch der letzte Sturm nach der Ruhe — dann weiß ſie es, ob ein Sohn das Ziel erreichen wird! —

Ein Sohn! — ach nur ein Sohn! —

„Ihre Frau Gemahlin hat ſich abſolut einen Stammhalter beſtellt, Herr Graf!“ flüſtert der Arzt lächelnd im Nebenzimmer. „Teilen Sie dieſen Wunſch, oder darf ich auch eine kleine Komteſſe bringen?“

Alexis ſtrahlt über das ganze Geſicht! „Bringen Sie es nur! Was es iſt — das iſt mir ganz egal! Ja, ich glaube beinahe, ein Mädel würde mir noch mehr Spaß machen! Ich gehöre nicht zu den ungalanten Männern, die nur in Söhnen ihren Stolz erblicken! Eine Tochter ich würde noch zärtlicher, noch inniger

lieben, als wie meinesgleichen! Schon als Ebenbild der Mutter würde ſie mir willkommener ſein wie ein Junge, welcher als höflicher junger Mann ſtets den Damen den Vortritt laſſen muß. Erſt ein Mädel! Was ſpäter kommt, können meinetwegen ſechs Jungens ſein!"

Die Herren nicken ſich zu und lächeln, die Uhr verkündet die zweite Stunde — und der Graf füllt eigenhändig die Taſſe des Arztes mit dem ſtarken Kaffee, welchen er vorläufig dem Sekt vorzieht.

Draußen glitzern die Sterne und der Mond wirft ſpiegelnde Bilder über die ſchneeige Pracht des Gebirges; die Rehe im Park ſchrecken plötzlich zuſammen und fliehen in ſchützendes Tannengebüſch — —

Ein Böllerſchuß kracht von dem Schloß — noch einer — und abermals einer —

Und wie ein Jauchzen und Jubeln geht es durch das Schloß: Ein Sohn! ein Sohn! — Es rollt in den Bergen und weckt das ſchlaftrunkene Echo — ein Schuß — noch ein Schuß — und die Leute im Dorf drunten, welche zuerſt erſchreckt aus den Kiſſen gefahren, lächeln und drehen ſich behaglich auf die andere Seite.

„Auf Kochenhall iſt ein Sohn geboren! Du liebe Zeit, wie wird ſich die Gräfin freuen!"

— — — — — — — — — — — — — — — —

Behagliches Dämmerlicht herrſchte in dem eleganten Salon der Gräfin Theodora.

Kochenhall iſt ein uralter Bau und kennt nicht die zierlichen Boudoirs moderner Villen und Paläſte, in

ſeinen Mauern dehnen ſich große, weite, viereckige Gemächer, mit getäfelten Decken, welche meiſt ſo niedrig ſind, daß man Mühe hatte, die Kronleuchter aufzuhängen. Nur im Waffenſaal, der Ahnengalerie und dem großen, neu ausgebauten Speiſeſaal hat man die Plafonds um eine ganze Etage emporgerückt, und die kleinen, gewölbten Fenſter mit den zwölffach geteilten und in Blei gefaßten Scheiben zu hohen, hellen, kirchenartigen Bogen erweitert.

Die altertümlichen Gemächer hat man jedoch in ihrem altertümlichen Burgſtyl belaſſen, und Gräfin Theodora hat ſich ein großes Eckzimmer zu ihrem Salon gewählt, welches durch einen achteckigen Giebelausbau, der gleich einem Schwalbenneſt an den Mauern über der ſteil niederfallenden Felswand ſchwebt, etwas ganz beſonders Behagliches und Trauliches bekommt.

Giebel und Erkerchen, Türmchen mit trutziger Krenelierung ſind überall an dem winklichen Gemäuer angeklext und gewähren zumeiſt die herrlichſte Rundſicht über das Tal und das Hochgebirge, welches ſeine impoſanten Schneehäupter hoch in die Wolken hebt.

In dem offenen, altmodiſch überdachten Kamin flammt ein gewaltiges Holzfeuer, dieweil der unentbehrliche „Amerikaner" hinter hohem Eiſengitter verſteckt, dieſes „Dekorationsfeuer" durch wohltuende Wärme nachdrücklich unterſtützt.

Wohl prangen an den Wänden alte Gobelins und geſchnitzte Wappentafeln, ſchmiedeeiſerne Leuchter und

dunkelgebräunte Paneele, — auch mächtige Sitztruhen, uralte Seſſel und Schränke füllen die Ecken, aber dazwiſchen hat man dennoch bequeme und moderne Möbel geſchoben, ohne welche eine verwöhnte Dame kein wahres Behagen finden kann.

Der vortreffliche Geſchmack der Gräfin hat allerdings dieſe neumodiſchen Eindringlinge möglichſt in den

Rahmen der alten Bergfeste hineingepaßt, hat die Bezüge der einzelnen Polsterstücke in denkbar ältesten Brokatmustern und -Farben herstellen lassen, und ist es ihr gelungen, trotz der Verschiedenartigkeit eine entzückende Harmonie zu schaffen, welche den Zauber des alten Burgzimmers in nichts zerstört und dennoch den Ansprüchen der Jetztzeit Rechnung trägt.

Gräfin Theodora war stets eine auffallend schöne Frau gewesen, für manchen Geschmack freilich etwas zu marmorkühl und regelmäßig, wie eine klassische Statue, welche von ihrem Sockel herabgestiegen, zwischen Menschen zu wandeln, — jetzt aber, als ihr der heißersehnte Sohn im Arme lag und sie wieder und wieder mit langem, forschendem, beinahe prüfendem Blick sein kleines Gesicht umfaßte, jetzt erst schien wahres Leben in ihren Adern zu pulsieren und ihre Schönheit voll erblüht zu sein.

Ein ganz neuer Ausdruck triumphierenden Stolzes lag auf dem ehedem so kühlen und gleichgültigen Gesicht, eine jauchzende Genugtuung, ein brennendes Interesse, welches warmen Purpur in ihre Wangen trieb.

Die dunklen Augen leuchteten seelenvoller, befriedigter wie zuvor, und um die Lippen spielte ein Lächeln sieghafter Freude, wie bei einem Menschen, welcher nach langem, ungeduldigem Harren endlich die Kampfbahn betreten kann, an deren Ende das heißersehnte Ziel winkt. Die junge Mutter lag bequem auf einem Diwan gebettet, in der eleganten, von Spitzen und Bändern um-

wogten Matinee ſchier königlich anzuſchauen, und ſie reichte der harrenden Kinderfrau mit ſtrahlendem Blick ihren Sohn zurück, noch einen langen, beinahe weihevollen Kuß auf die kleine Stirn drückend.

Und dann, als man den Kleinen zum Schlaf hinaustrug, lehnte ſie wie in träumeriſchem Sinnen das Haupt zurück und ihr Blick flog hinüber zu der ſchlanken, vornehmen Geſtalt ihres Mannes, welcher vor wenig Augenblicken den Platz an ihrer Seite verlaſſen, um in den kleinen Erker zu treten.

Die Hände läſſig in die Taſchen ſeiner Joppe verſteckt, ganz leiſe eine heitere Melodie durch die Zähne pfeifend, ſtand Graf Alexis und blickte voll innigen Behagens in die herrliche, weißverſchneite Landſchaft hinaus.

Der Sturm pfiff und ſchrillte um die Mauern und Söller, Schneeflocken wirbelten in tollem Tanz durch die Luft und drunten im Dorf blitzten die erſten Lichter auf, hie und da tönte ein ſchwacher Klang der Betglocke vom Schloßturm, und vom Wald herauf rauſchten die Wipfel wie ferne Meeresbrandung.

„Weißt du, Liebling, daß ich Kochenhall im Winter ſchön finde, ſchöner beinahe wie im Sommer?“ ſagte er plötzlich und trat wieder neben den Diwan der Gräfin zurück. „Etwas ſo Urgemütliches wie ſolch ein ‚Verſchneitſein‘ gibt es kaum wieder! Es iſt einmal etwas anderes, ſo ganz anderes um dieſe Stille und Einſamkeit, als wie in der Reſidenz daheim! Theater und Konzert gibt's freilich nicht — und doch iſt ſolch ein Wnuder-

bild im Hochgebirge auch ein Schauſpiel, wie es majeſtätiſcher kaum zu finden iſt, und der Schneeſturm iſt ein Konzert, welches kein Kapellmeiſter in gleicher Großartigkeit zuſtande bringt. — Solch ein Winteridyll auf Kochenhall iſt wundervoll! Wirkt wie Karmelitergeiſt, welcher den Magen ſtärkt und Hunger macht! Was meinſt du, Theo, wie das Leben nachher in M. ſchmecken wird? Herrlich! Man hat an allem, was einem mit der Zeit langweilig geworden, wieder neue und doppelte Freude! Und darum will ich dir einen Vorſchlag machen: wir wollen jedes Jahr bis nach Weihnachten hier bleiben! Als Medizin und Lebenselixier! Und last not least als ein Wintermärchen, welches wir als verzauberte Königskinder träumen! In M. muß ich dich mit einer endloſen Schar von Verehrern teilen, hier aber gehörſt du mir allein, Theodora, und darum liebe ich Kochenhall als Schutzwarte meines Glücks."

Der Sprecher küßte voll zärtlicher Galanterie die weiße, brillantblitzende Hand, welche in der ſeinen lag, und die Gräfin neigte das Haupt lächelnd gegen ſeine Schulter.

„Gut, Alexis, dein Wunſch ſoll mir Befehl ſein, ich will dir jedes Jahr in Kochenhall neue Roſen der Liebe und des Glücks aus Schnee und Eis erblühen laſſen, ich will gern bis nach Weihnachten hier bleiben und dir jedwedes Opfer bringen, welches die Einſamkeit von mir verlangt — aber, ich verlange dafür eine Gegenleiſtung, welche du, lieber Schwärmer, mir hoffentlich nicht verſagſt . . .?" —

Der Graf blickte lebhaft auf, sein Auge leuchtete, beinahe ungestüm drückte er die Lippen auf ihr Antlitz.

„Endlich, endlich einmal ein Wunsch!“ lachte er, „Gott sei Dank, Theodora, daß du mir auch einmal Gelegenheit gibst, Wachs in deinen Händen zu sein!“

„Wenn man alles hat, bleibt kein Wunsch mehr!“ scherzte sie, „du hast mich mit allem was das Herz begehrt, derart überschüttet, daß ich bisher nur deiner Generosität wehren mußte!“

„Nun, und jetzt?“

„Jetzt möchte ich nur deiner Güte zuvorkommen und bitten, ehe du gewährst!“

„Alles, Herzliebste, alles!“

Sie sah plötzlich ernst zu ihm auf und drückte seine Hand fester. „Es ist ein seltsamer, ja ich möchte wohl sagen, ein ungebührlicher Wunsch, welchen ich äußern möchte“, sagte sie leise, „denn ich weiß, daß ich damit in deine Rechte eingreife! Dennoch versuche ich es und hoffe auf deine Zustimmung.“ — Sie zögerte momentan und blickte forschend in seine etwas erstaunt schauenden Augen. „Es betrifft unsern Sohn. Du weißt, wie unaussprechlich ich mir den Knaben wünschte, wie meine ganze Seele an dem Verlangen, einen Stammhalter zu besitzen, krankte. Nun ist mein Sehnen gestillt, er ist mein geworden! Mein und dein! — Man hat mir stets gesagt, daß ich viel Talent zum „regieren“ besitze —“

Er unterbrach sie lächelnd: „Das unterschreibe ich!

Weſſen Herz beherrſcheſt du nicht? — Das Schickſal tat einen argen Mißgriff, daß es dich nicht in eine Fürſtenwiege legte, denn deine kluge, energiſche kleine Hand iſt dazu geſchaffen, die Zügel der Regierung zu führen, und doch bin ich ihm für dieſen Mißgriff ſo dankbar, denn er ſicherte mir deinen Beſitz!"

„Schmeichler! Ich werde dich beim Wort nehmen. Gut; ich glaube ſelber, daß mir hervorragende pädagogiſche und beherrſchende Talente gegeben ſind. Ich bin überzeugt, daß ich die nötige Energie habe, einen Sohn zu einem hervorragenden Mann zu erziehen, und darum bitte ich dich mit aller Dringlichkeit, Alexis, vertraue mir unſern Sohn an, laß mich ſeine Erziehung leiten, über ſein Tun und Laſſen beſtimmen, ihm ein Ziel ſetzen, was er mit Gottes und meiner Hülfe auch wahrlich erreichen ſoll!"

Die Sprecherin ſah ernſt, beinahe feierlich, mit wunderſam blitzenden Augen zu ihm empor, Graf Thum aber lachte ſorglos und ſichtlich amüſiert auf und ſchlug in ihre dargebotene Hand ein.

„Aha! Miniſter oder Feldmarſchall! Exzellenz auf alle Fälle! Topp, es ſoll gelten! Ich glaube ſelber, daß du es viel beſſer verſtehen wirſt wie ich, aus dem Schlingel etwas zu machen! — Gott ſei Lob und Dank, daß ich nicht in ſeiner Haut ſtecke! Was wird der arme Kerl ochſen müſſen!!"

Theodora überhörte die letzten Worte. „Gut, ich habe dein Verſprechen!" ſagte ſie feierlich, „und ‚ein

Mann ein Wort'. — Nun wird es meine erſte Pflicht ſein, ſchon jetzt den Lebensweg meines Sohnes nach Kräften zu ebnen und vorzubereiten, denn meine Anſicht iſt es: die Schickſale eines Menſchen können und müſſen beeinflußt werden, ſoll er das Ziel erreichen, welches man ihm ſteckt und als ſein Glück erachtet!"

„Aber weißt du denn, Liebſte, ob Rang, Stellung, Macht und Ehre auch wirklich das Glück des Kindes ſein werden?" warf Graf Alexis mit jäh aufkeimender Beſorgnis ein. „Wir Menſchen ſind ſo individuell veranlagt, und was der eine Glück nennt — deucht dem andern eine Strafe!"

Die Gräfin richtete ſich ſtolz empor. „Es müßte nicht mein Fleiſch und Blut ſein, wenn er ſo völlig den Sinn ſeiner Mutter verleugnen wollte! Außerdem kann man durch richtige Erziehung und Anleitung ſchon frühzeitig Intereſſen in Kindern wecken, welche ihnen ſonſt fern bleiben würden. Ein Bäumlein wächſt, je nachdem es der Gärtner pflanzt, zuſtutzt und ihm fruchtbringende Zweige okuliert. Sei unbeſorgt, Alexis; wenn du unſern Sohn meiner Leitung anvertrauſt, und nicht mit entgegengeſetzten Plänen und Anſichten die Erziehung beeinfluſſeſt, wird er alle Hoffnungen dereinſt erfüllen, welche ich ſeit der erſten Stunde ſeiner Geburt in ihn ſetzte!"

„Gebe Gott, daß du das rechte willſt und erreichſt, Theodora. Ich habe abſolut keinen Sinn und kein Verſtändnis für Kindererziehung, und es iſt mir tauſendmal

lieber, unſern Jungen unter deinen Händen, als unter denen eines fremden Erziehers zu wiſſen!"

„Ich danke dir, Alexis!" Die Gräfin drückte ihm mit aufleuchtendem Blick die Hand und fuhr dann lebhaft fort: „Vor allen Dingen wollen wir ſchon jetzt an des Knaben Zukunft denken und für hohe und einflußreiche Paten ſorgen — —"

„Ach, hältſt du das bei einem Grafen Thum für notwendig?"

„Fraglos. Es gibt Situationen im Leben eines Mannes, wo weder Namen noch Geld allein etwas helfen, ſondern lediglich nur Konnexionen von Nutzen ſein können. Je einflußreichere Hände die Leiter halten, deſto ſchneller und höher ſteigen diejenigen, welche Karriere machen wollen!"

Der Graf lächelte abermals. „Aha! Das zielt wieder auf die Exzellenz!! Gut, Frauchen, dieſe Vorlage wird ebenfalls ohne Debatte angenommen. Und wen gedenkſt du zu Gevatter zu bitten?"

Theodora legte ihr ſchönes Haupt zurück und ſchloß momentan die unruhig flackernden Augen.

„Vor allen Dingen den Kronprinz Eckbrecht!" ſagte ſie ſchnell und ſicher. „Er wird nach menſchlicher Berechnung die Regierung übernommen haben, wenn unſer Sohn erwachſen iſt und ſeiner Protektion bedarf!"

„Vortrefflich! Ich bin auch überzeugt, daß der hohe Herr, welcher dich ſtets durch beſondere Gunſt und mich durch ſein nachſichtiges Wohlwollen auszeichnete, die

Patenſtelle annehmen wird. Der Junge muß dann ſelbſtredend auch Eckbrecht getauft werden?"

„Ohne Frage. Der Name muß ſtets an die angenehme Tatſache erinnern!"

„Und ferner? Wen willſt du noch?"

„Die Verwandten zähle ich nicht beſonders auf, ich nenne nur noch Major von Golfers . . ."

„Golfers?! — bless me — wie kommſt du auf dieſen unliebenswürdigſten aller Grobiane?!"

Die Gräfin lächelte.

„Man nennt ihn den zukünftigen Kriegsminiſter; er iſt einer unſrer hervorragendſten Generalſtäbler und wird gerade im Zenith ſeiner Macht und Karriere ſtehen, wenn unſer Sohn ſeiner bedarf!"

„Hut ab, du Diplomatin! Ich ſehe ein, du miſcht dem Jungen die Karten ſchon jetzt mit einer Virtuoſität, daß er fraglos das Spiel dereinſt gewinnen muß! — Was iſt los, Johann?" —

Der Sprecher wandte ſich nach der Tür, zwiſchen deren Portieren ein alter, weißhaariger Diener erſchien und reſpektvoll ſtramm ſtehen blieb.

„Befehl, Herr Graf. Der Oberförſter Schill hat ſoeben einen Boten geſchickt mit der Meldung, daß im Tal, am Kochlerkeſſel, ein Rudel Schwarzwild eingeſpurt iſt. Er läßt anfragen, ob der Herr Graf an einem Treiben teilnehmen wollten, und ob es paßte, wenn gleich morgen losgegangen würde?"

Der Schloßherr von Kochenhall war lebhaft aufge-

ſprungen: „Famos! Ausgezeichnet! Die Kochler Tannen ſind königliches Gebiet?“

„Befehl, Herr Graf. Der Herr Oberförſter hält die Jagd ſelber ab!“

„Wen hat er geſchickt?“

„Den Steigertoni, Euer Gnaden!“

„Auf dem Korridor draußen?“

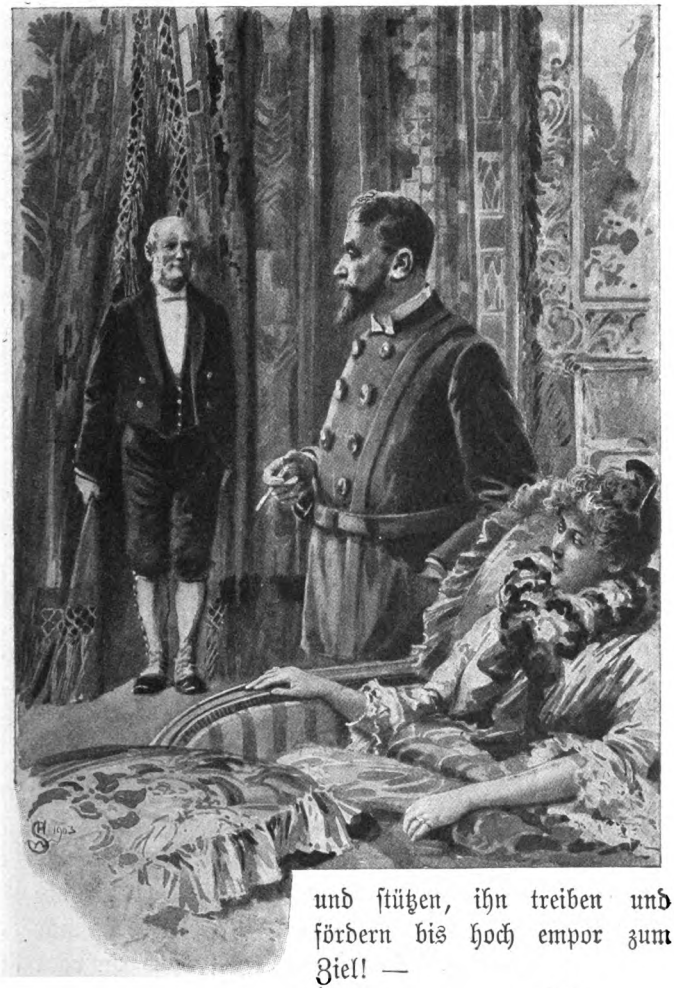
„In der Geſindeküche, Herr Graf; er war durchfroren und wärmt ſich am Herd!“

„Gut, gut, — ſorgen Sie nachher für ihn, daß er beköſtigt wird. Ich komme mit Ihnen, um den Burſchen ſelber zu ſprechen.“

Graf Thum küßte haſtig die Hand ſeiner jungen Gemahlin. „Entſchuldige mich für ein paar Minuten, dearest love — ich ſtehe ſofort wieder zu deiner Verfügung!“

Er verließ haſtig das Zimmer; Theodora lehnte das Haupt in die ſeidenen Kiſſen zurück und ſchloß die Augen.

Ein Lächeln hoher Zufriedenheit ſpielte um ihre Lippen. Ihr Wunſch war erfüllt. Sie hielt das Lebensbuch ihres Sohnes in der Hand und ſchrieb mit energiſchen Lettern ſein Schickſal hinein, — ſo weit es in eines Menſchen Hand gegeben. Und ihres Sohnes Glanz und Ehre, Macht und Stellung ſollten ſie dereinſt entſchädigen für das inhaltloſe Leben, zu welchem ſie ſelber verurteilt war. Nun wurzelt all ihr Intereſſe, all ihr Hoffen und Streben in der Zukunft des Sohnes, und ſie wird ihn gängeln und leiten, heben



und ſtützen, ihn treiben und
fördern bis hoch empor zum
Ziel! —

II.

Ei, was für 'nen prächtigen Bub' hab' ich!
Die Händlein ſo drall
Und die Lenden ſo prall
Und das Näschen ſo fein
Und das Mündchen ſo klein!
Ludwig Löwenſtein.

Nahe am Dorf drunten, im Laubwald, welcher ſeitlich den Kochenhaller Schloßberg ſäumt, liegt die königliche Oberförſterei.

Still und einſam iſt es in dem geräumigen Haus geworden, ſeit Suſanne Schill, die blühendfriſche Tochter des Oberförſters, den Vater verlaſſen hat, um ihrem ſchmucken Herzliebſten, dem königlichen Feldjägerleutnant Seehofer, als glückſtrahlendes Weib in die neue Heimat zu folgen.

Da war das Lachen und Singen im Forſthaus verklungen.

Der alte Herr ging nachdenklich und mit ernſt gefurchter Stirn umher, hatte ſich noch den Philax und die Waldine zur Geſellſchaft in ſeine Stube geholt, obwohl der Feldmann und die Juno bereits die Ofenecke zu Erb und Lehn erhalten hatten, hing noch ein paar Käfige mit Dompfaffen und Zeiſigen mehr am Fenſter

auf und doch wollte das frohe, luſtige Leben nicht wieder Einkehr halten.

Frau Zirblerin, die rüſtige alte Wirtſchafterin, ging auch umher, als ſei ihr die Butter vom Brot genommen, ſeit die Suſanne aus dem Hauſe war, — ſie ſchalt nicht mehr über die Hunde und Jägerburſchen, ſie grollte nicht mehr, wenn der alte Herr den Pfeifenkopf auf die friſch-geſcheuerten Dielen ausklopfte, ſie verlangte nicht mehr voll würdiger Energie „alleweil ein Rehplatterl am liebſten", — ſie ſchlich wehmütig Trepp auf, Trepp ab, lüftete dem Suſei das Zimmerchen alle Tag, als ob's jeden Augenblick wiederkommen müßt, das liebe Dirnei, und hatte verweinte Augen, wenn die alte Stine, welche von der Poſt wegen die Briefe austrug, an der Ober-förſterei vorbeikraxelte, ohne mit einem Schreiben von Suſei einzuſprechen.

Zuerſt hatte auch das dralle, blauäugige Roſeli, die als Magd im Forſthaus diente, gezwitſchert und jubiliert wie ein Finkenweibchen, als aber im Herbſt ihr Waſtl*) ſich hatte ſtellen und als Rekrut fort müſſen, da war es auch mit des Roſelis Freud' zu Ende! Wenn es daran dachte, wie der Waſtl ihm zum letztenmal das Geſicht abbuſſelt und geſprochen hatte: „Ich muß jetzt fort; ſei zufrieden, Roſeli, und bleib' in Frieden zurück", ach, dann gingen ihm ſofort wieder die Augen über, und wann die Zirblerin es anließ: „Was flennſt, du

*) Sebaſtian.

Dalk mit deinem alten Weibergetrenz?" — dann ſchlug es nur in großem Jammer die Hände zuſammen und rief: „Kreuzunglücklich bin ich! und kreuzunglücklich ſind wir alle miteinander!"

Da hatte die Zirblein auch ſchweigend nach dem Schürzenzipfel gegriffen: „das ſchon!" und hatte mit viel Lärm und Geräuſch in der Küche herumhantiert.

Sollte ſie's auch nicht? — Sie hatte die Suſei von ihrem erſten Lebenstage an auf den Armen gewiegt, und die Kleine lieb gehabt wie ein eignes Kind, und als die Oberförſterin vor Jahr und Tag an dem böſen Sturz aus dem Schlitten geſtorben war, da hatte ſie Mutterſtelle bei dem armen verwaiſten Dirnei vertreten und mit der Zeit gar geglaubt, ſie habe die Kleine fein ſelber geboren und ſei ihm mit Leib und Seel' eine Mutter geworden.

Nun war der Herbſt da, das bunte Laub bedeckte fußhoch den Waldboden, und die Berge droben hatten weiße Mäntel umgehängt, da zogen die Sennen mit dem ſchmuckbekränzten Vieh bergab zu Tal und machten ſichs bequem zur langen Winterraſt.

Den Pfad empor aber war die alte Stine gekeucht, ſie trug in einem Sacktuch all die geſchnitzten Löffel und Quirle, welche ihr Großſohn, der Gaisbub, auf der Alm droben während der Sommerzeit geſchnitzt hatte. Die Alte lachte über das ganze, ſonnegebräunte, wetterharte Geſicht und hielt ſchon von weitem der Zirblerin ein Schreiben entgegen.

„Endlich kommt's, das Brieferl", rief ſie, „das g'freut mich damiſch."

Die Wirtſchafterin ward dunkelrot vor Entzücken als ſie Suſeis Handſchrift erblickte. Sie faßte das Briefchen ſorgſam mit dem Schürzenzipfel und murmelte mit feuchtem Blick, wie ſie es früher ſo oft getan, wenn ihr ſchmuckes Pflegekind durch irgend eine Liebestat ihr das Herz im Leibe lachen ließ: „O du mein lieb's Dirnei!" und dann winkte ſie wohlbehäbig der Stine und ſchob ſie mit der linken Hand über die Schwelle: „Verſchnauf' ein biſſerl' Ich hab einen Guglhopf 'backen, daß's eine Freud' iſt! Ich geb' dir gleich ein großmächtig's Stück davon, wo die mehrſten Weinbeerln einbacken ſind und auch Kaffee dazu! Geh eini!" —

Das ließ ſich das alte Botenweiblein nicht zweimal ſagen, ſondern ſtampfte mit ihren Nägelſchuhen eilig in die Küche, der verheißenen Herrlichkeiten froh zu werden; die Zirblerin aber trat mit glänzenden Augen über die Schwelle, in des Oberförſters Arbeitszimmer und bot den Brief dar, mit einer Miene, als habe ſie damit ein Königreich zu geben!

Die Nachricht, die der Brief brachte, war in des alten Herrn und der Zirblerin Augen vielleicht noch mehr wert, wie ſolch ein Stück Land und Leute, welches nicht jederzeit ein Freudenquell für ſeinen Herrſcher bildet; der Suſei Zeilen jedoch glichen einem wahren Wirbelſturm der Wonne, welcher urplötzlich unter das Dach fegt und das unterſte im Haus zu oberſt kehrt!

Du lieber Gott! war das eine Überraſchung, war das eine Herzensfreude!

Selbſt dem alten, wetterfeſten Ob[illegible] wurden die Augen feucht vor Glückſeligkeit, u[illegible]irblerin hielt ſich zwiſchen Lachen und Weinen [illegible]opf und rief nur ein um das andere Mal: „O du mein! O du mein! Das Suſei kommt heim und bringt uns noch was mit!!“ —

Und das war wirklich und wahrlich ſo.

Die junge Frau Feldjägerleutnant ſchrieb einen langen Brief und teilte dem Vater mit, daß ihr Mann ganz urplötzlich mit wichtigen Briefen als Kurier nach Petersburg geſchickt ſei. Was die Reiſe im Grunde noch bezwecke, wiſſe ſie ſelber nicht, das ſei Dienſtgeheimnis, aber ihr Oswald bleibe diesmal viel länger fort, ja, es könne vielleicht ein Vierteljahr ins Land gehen, ehe er wieder dauernd daheim bleiben könne. Da ſei es ihr bang, ſo allein in der fremden, großen Stadt, wo ſie gar keine treue Seele wiſſe. Auch Oswald ſorge ſich, ſie ohne Schutz und Schirm zurückzulaſſen, umſomehr, als grade ihr ſchweres Stündlein in dieſe Zeit der Trennung falle.

Nun ſei ſie zu dem Entſchluß gekommen, für die lange Zeit heimzureiſen, dem frohen Ereignis im Forſthaus, unter der Zirblerin treuer Pflege entgegenzuſehen.

Der Vater möge ihr doch bis R. entgegenkommen und ſie an der Bahn in Empfang nehmen, und die liebe, gute Zirblerin möge ihr die Wochenſtube fein be-

haglich herrichten und die alte Holzwiege vom Boden holen und blankputzen laſſen! . . .“ —

Ach, war es denn nur möglich? nur zu glauben? Sollte wahrlich noch mal in dem ſtillen, öden Forſthaus lebendig werden?

Ja, nun klang es wieder hell und luſtig durch die verlaſſenen Räume!

Das Roſeli ſang und jubilierte auch wieder, denn es war arg kinderlieb und triumphierte: „Nun ſind's die auf dem Schloß doch nit allein! Jetzt kommt's auch zu uns, ſo ein liebs Kleines! O du mein, wenn's doch ein recht feſches g'ſundes Bübel wär'!“

„Du dalketes Ding! Ein kleines Dirnei iſt uns wohl grad ſo lieb“, ſchalt die Zirblerin, denn ſchelten und anbarſchen tat ſie jetzt auch wieder, und die Jägerburſchen und Waldläufer atmeten nunmehr fröhlich auf, wenn die Alte mal wieder bös Wetter machte, denn ihre gedrückte, trübſelige Miene, mit der ſie bislang einhergeſchlichen war, hatte ſie mehr geängſtigt und bekümmert, wie ihr zornmütiges Aufbegehren, welches ja niemals ſo ernſthaft gemeint war, wie's ausſah. —

Nun begann wieder ein rühriges Leben und Treiben in dem alten Forſthaus, ein Scheuern und Putzen, Fegen und Lüften, ein geheimnisvolles Hinundher in dem ehemaligen Jungfernſtübchen der Frau Leutnant!

Vom Boden herab ſchleppten die Zirblerin und Roſeli die mächtige Wiege auf den breitgeſchnitzten Kufen, bürſteten, wuſchen und polierten das gedunkelte Holz,

bis es glänzte wie nagelneu; das rote Herz in dem gemalten Blumenkranz war recht abgeblichen, darum kam der alte Hiesel*), der Waldläufer, welcher bei einer Bärenhatz vor Jahren zu Schaden gekommen war und nun mit seinem Stelzbein als wohlbrauchbarer, stets hülfsbereiter Einleger im Forsthaus herumhumpelte, mit einem roten Farbentöpfchen und pinselte das verblaßte Herz neu über, daß es feuerrot brannte, so recht in „Wonnen flammte", daß es nun wieder zu Ehren kommen und der Susei ihr Kindli schaukeln sollte.

Der Hiesel pfiff dabei die schönsten Liedchen und Schnadahüpfeln, die ihm nur einfallen wollten und dachte: „Na wart', du Bübli, du klein's, wenn du einmal da drin liegst, dann will ich dir schon aufwarten als echter Jager mit einem G'stanzel!" Und er hub mit rauher, altersschwach zitternder Stimme an:

Wann ich geh' auf die Pirsch,
Schieß' ein Reh oder ein Hirsch
Oder ein Fuchs oder ein Has —
Aber schießen tu ich was!
Juchhu!

Und dabei schwang er die Kufen und lachte, daß der graue Schnauzbart sich wie Keilerborsten sträubte, und tätschelte die Wiege mit der schwieligen Hand und bischberte: „Na, sei fein stad, mein Bübli, mein lieb's, ich hör' ja gleich auf!"

*) Mathias.

In die Tür war indessen leise die Zirblerin getreten, die stand da und preßte die frisch gestopften Kinderbettchen vor staunender Überraschung an sich und schaute auf den Alten, als traue sie ihren Augen und Ohren nicht. Dann aber ging ein sonniges Lachen über ihr breitknochiges Gesicht; sie drückte das Kinn steif an den Hals, daß es zwei feiste Falten schlug und nickte wohlbehäbig vor sich hin.

„Bist noch alleweil der alte Streichmacher, Hiesel; na, aber keine Schand' ist es nit, was du da g'rad g'macht hast. Geh' in die Kuchel und laß dir vom Roseli ein Glas Enzian einschenken. Dafür kommst aber auch, wenn's Bübli wirklich da drin liegt, und singst ihm was schönes vor!"

„Mir ist's recht!" schmunzelte Hiesel und zog eine dunkle Holzbüchse aus der Tasche, schraubte sie auf, daß es quietschte, und bot sie der Alten dar.

„Mit Verlaub, Zirblerin, eine Lieb' für eine Treu'! Da schnupf' sie einmal. Ist ihr vergunnt." Da schnupfte die Bäuerin und der Alte schnupfte auch, und sie standen sich beide gegenüber, blinzelten ins Licht, schnitten ein paar wunderliche Gesichter und niesten gar herzhaft los, einmal, zweimal, hazi! — Das war eine Wohltat und schaffte Luft im Hirnkastel. Die Wiege schaukelte von allein weiter und die beiden Alten reichten sich wehmütig die Hand.

„Das ist zuviel für uns, das Glück!" Und der Hiesel nickte und fuhr mit dem Handrücken über die

Augen: „Das druckt ein' z'ſamm!“ ſagte er, und ſtelzte tief ergriffen zur Tür hinaus, ſich das Glas Enzian-

schnaps einschenken zu lassen, ehe die Zirblerin ihre Gutheit reuen möchte.

Endlich war's so weit.

Das ganze Haus roch nach Kuchen und Schmalz, die Diele war so blitzblank gescheuert und mit grünen Tannenzweiglein bestreut, das man glauben konnte, auch im Hause drinnen sei frischer Schnee gefallen.

Die mächtigen Kachelöfen waren noch einmal so vollgestopft wie sonst, das die Bratäpfel in der Röhre krieschten und dampften und sicher verbrannt wären, wenn der Hiesel im letzten Moment nicht noch nach dem Rechten geschaut hätte!

Endlich klingelte es den verschneiten Weg empor. Die beiden Forstgehülfen standen an den Tannen droben und schwenkten mit frischem Juhschrei die grünen Hüte, und die alte Stine, die just des Weg's kam, stand still und fuchtelte in ihres Herzens Freude mit den Armen durch die Luft.

„Grüß dich Gott, Susei!" — schrie sie, so laut sie es konnte, der Oberförster nickte ihr mit strahlenden Augen zu und die junge Frau beugte sich vor und winkte fröhlich mit der Hand.

Ja, nun kam sie! Und die Zirblerin klopfte die Schürze ab und schritt gravitätisch herzu, hob die Frau Leutnant selber aus dem Schlitten, behutsam und vorsichtig, als fasse sie ein rohes Ei, und sagte dann barsch: „Trampelt's mir nit das Schneewasser auf den Fußboden!" — denn sie hielt es nicht für schicklich, weich zu

ſein und zu flennen, ſondern wollte dem jungen Weiblein zeigen, daß ſie voll reputierlicher Würde nach wie vor dem Hauſe vorſtand.

Frau Seehofer umarmte und herzte aber die Alte, als ob ſie ihr das zärtlichſte Willkommen geſagt hätte, und da hielt das „barſche Getu'" nimmer ſtand, — die Zirblerin hing am Hals ihres Lieblings und weinte lachend ihre dickſten Freudentränen. Wie ſchmuck und ſchön ſah die junge Frau aus, ſo recht wie eine Roſe, welche ſich eben friſch erſchließt, und ganz ſo fröhlich und guter Dinge wie ehemals, als ſie noch die langen, flachsblonden Zöpfe keck im Nacken ſchwang. Jetzt waren ſie ſittſam hochgeneſtelt, und die Kleidung war ſtädtiſch und elegant, wie es einer Frau Leutnant zukommt. — Frau Suſanne aber trat alsbald vor das hohe Kleiderſpind in ihrer Mädchenſtube, ſchloß es auf und blickte mit leuchtenden Augen auf die feſchen, kurzen Röcklein, das Miederleibchen und Fürtuch, welches noch darin hing.

„Über ein paar Wochen zieh' ich's wieder an, Zirblerin" ſagte ſie „es gehört nun 'mal zu den Bergen, und man ſchreitet ganz anders aus und hantiert viel flinker in dieſem lieben Zeug!" —

Ja, in ein paar Wochen!

Wär's nur erſt ſo weit!

Aber die Zeit flog plötzlich dahin, als das fröhliche Lachen der Suſei wieder durchs Haus klang, und dann kamen ein paar Tage, wo die junge Frau ſtill und

ernſthaft ſinnig in ihrem Stüblein ſtand, die Arme in heißer Sehnſucht am Fenſterlein ausbreitete und mit dem Blick weit hinaus, bis zum fernen Rußland ſchaute.

„Ach, daß du hier wäreſt, du herzlieber Mann!“ flüſterte ſie und an ihren langen Wimpern zitterte es feucht. —

Die Nacht kam herauf, die kalte, ſternklare Winternacht, und als vom Schloß Kochenhall die Böllerſchüſſe krachten, da ſtand auch der Oberförſter Schill und dankte dem Himmel mit gefalteten Händen für den Enkelſohn, welchen er ihm geſchenkt.

Die Roſeli aber ſtürmte in ſtolzem Übermut vor das Forſthaus und ſchwenkte die Arme gegen das Schloß.

„Spreizt's euch nit gar ſo arg“, ſchrie ſie durch den Schneeſturm. „Wir haben auch ein Bübli, und was für eins!“

Und ſie lachte und flog dem alten Hieſel an den Hals, im Triumphe wiederholend:

„Ein Bub iſt's, ein Mordsbub! Und uns g'hört er, gelt?“

„Selb iſt wahr!“ nickte der Hieſel und ſchluchzte und ſchluckte die Rührung tapfer hinab. „Und zu Maria Lichtmeß ſchenk' ich dem Bübli mein Stutzen — ſchau, Röſeli, ich ſelber kann ihn fein doch nimmermehr auf die Alm 'nauftrag'n.“

III.

Es iſt das Glück ein eigen Ding
Und war's zu allen Tagen,
Und jagteſt du um der Erde Ring.
Du könnteſt es nicht erjagen.

„Gott geſegne ihm ſeinen Schlaf und geb' ihm ein ruhiges G'müt!“ ſagte die Zirblerin, und ſie bekreuzigte erſt das Büblein und dann ſich, zog die dicken Federbetten hoch empor, daß die kleinen, drallen Händchen darunter verſchwanden, und ſtieß die Wiege fürſorglich noch einmal an.

Dann wandte ſie ſich zu dem Hieſel, welcher auf der Ofenbank ſaß und die kalte Pfeife von einem Mundwinkel in den andern ſchob.

„Jetzt ſchlaft's, das Haſcherl“, nickte ſie ihm zu, „und ich geh' und bring' die Hendeln aufs Feuer. Kannſt mir ein biſſerl ein Holz ſchichten, Hieſel, der Lausbub, der Toni, hat's meiſte ſchon verdalkt.“

Der Alte ſchüttelte den Kopf und rückte das verſchliſſene, grüne Filzhütlein mit dem Adlerflaum ein wenig zur Seite. Selbſt in der Stube ließ er ſein geliebtes „Grünei“ nicht mehr vom Haupte, und das geſchah nicht etwa, weil der Hieſel ein deſpektierliches

Mannsbild und „grantiger Aufbegehrer" gewesen, sondern weil sich sein Haupthaar schon allzusehr gemausert hatte und nimmer nachwachsen wollte.

Da fror es den Hiesel auf dem kahlen Schädel, und besonders im Winter, wenn es durch alle Fugen und Ritzen pfiff, dann kam dem Alten ein Hauptweh an, wie dazumal, als er beim Almerkirchtag sein Hütel, mit dem großen Buschen dran, in die Luft geworfen hatte und nachher nimmer wußte wo's lag, bis er sich am andern Morgen mit ihm unter einem Scheunendach oder im Weggraben zusammenfand und sich seufzend den Schädel hielt: „O du mein! ist das aber ein Brand!"

Jetzt kam solches Weh aber nicht mehr vom Suff und Gespring, sondern ganz allein vom Schneewind und dem Kahlsein, und drum ließ der Hiesel sein Lodenhütel nimmer vom Haupt, nicht am Tag und nicht zur Nacht, wenns auch alleweil speckiger und schäbiger ward. —

Und man kannte das schon und hielt den Hiesel und das Hütli für eins, oder für ein Paar, das mitsammen alt und morsch werden will. Nun saß der Alte auf der Ofenbank und schüttelte sehr obstinat den Kopf zu der Zirblerin Worten:

„Wenn Ihr geht's und ich geh', wer schaut da nachher auf's Bübli?" fragte er gedehnt.

„Das Würmerl schlaft, da sind alle Engerln bei ihm!"

„Ja mein, was weiß denn so ein Engerl von einem kleinen Kind und seiner Ruh", meinte der Hiesel, aber-

mals den Kopf schüttelnd. „Hab' ich's gestern nit selber g'seh'n, wie das Waldmannerl 'naufg'sprung ist und das Bübli schier z'sammendruckt hat?"

„Hiesel, tu' dich nit mit den Engerln versünden! Das Waldmannerl wird haben fein ausspionieren wollen, wie's unserm Bübli da geht."

„Ja, freilich! So ein Vieh schnappt auch gleich zu, wenn ein Patscherl vom Kind herausschaut aus der Wiegen. Wenn die Seehoferin schlaft und der Herr nit daheim ist, so sitz halt ich fein beim Bübli und halt' Wach'. Geh' die Zirblerin nur getrost zu ihre Hendeln und rupf' sie's, ich bleib' fein still auf mein' Posten."

Und er stelzte herzu, setzte sich auf einen Holzschemel neben die Wiege und zog sein krummes Holzmesser und einen dicken Span aus der Tasche, um eifrig drauf los zu schnitzeln und mit keinem Blick mehr nach der Zirblerin hinzuschauen.

Die stand noch einen Augenblick und druckste, ob sie des Alten Narrheit wohl solle durchgehen lassen, dann aber ging ein zufriedenes Lächeln über ihr Gesicht und sie wandte sich zur Tür.

„Vergebt's dem Hiesel seine Sünd', liebe Engerln, und nehmt es nit für ungut, daß wir euch das Bübli nit allein anvertrauen. Aber der Hiesel hat recht, gegen den Waldmann und den Phylax könnt's ihr mit euren kleinen Patscherln nit aufkommen", betete sie und traute den lieben Englein auch Einsicht genug zu, in diesem Falle nicht übelnehmisch zu sein.

Und dann ging sie in die Küche und setzte sich nieder, einen tüchtigen Zimmtkuchen anzurühren, denn seit die Susei wieder auf war, da galt's, ihr ordentlich was zu gute zu tun, und Kuchen aß sie seit jeher für ihr Leben gern.

Kaum aber, daß sie ein Weilchen mit Mehl, Milch und Eiern hantiert hatte, ward die Tür jäh aufgerissen und das Roseli stürzte über die Schwelle, ganz verstört und außer sich, warf sich auf einen Schemel und schlug in wilder Angst die Hände vor der Brust zusammen, als müßte es etwas Unsichtbares festhalten.

„Er kommt! er kommt!" schrie es verzweifelt, „o Jessas, und wird's uns ja weghol'n!!" —

Die Zirblerin ließ vor Schreck beinahe die Schüssel fallen: „Bist narrisch, Roseli, oder gar besessen? Was schwätzst du für Zeug zusammen?"

Das Roseli aber deutete nur schweigend und aufstöhnend nach dem Fenster, und als die Zirblerin sich vorbog, da schlug auch sie nur die Hände zusammen und schrie auf: „O mein, der Leutnant! Jetzt ist's aus mit dem Susei und dem Bübli! — ganz aus!"

„Sag ich's net", triumphierte die Dirn, „jetzt werdet Ihr auch käsweiß im Gesicht. Ja, wenn er die Susei allein heimholen tät; aber, ich verwett' meine Seligkeit, justament aufs Bübli hat er's abg'sehn."

„Ist ja der Vater zum Kleinen," murmelte die Zirblerin und setzte sich schwer nieder, denn die Knie zitterten ihr, „und was ihm rechtmäßig zusteht, das

ſteht ihm zu. Aber ich mein' gleich, der Schnaufer bleibt mir aus! Red' nix, Roſeli, ſondern rühr' den Guglhupfteig ordentlich ab; jetzt iſt er erſt recht notwendig."

Nach wenigen Minuten ſchlug die

Haustür, ſchnelle Schritte tönten über die Diele und verklangen in dem Zimmer des Oberförſters, und dann ein lauter, jubelnder Anruf, ein Lachen und Sprechen ... und abermals nach ein paar Minuten ein heller, ſilberheller Freudenſchrei aus der Suſei Munde.

Die Zirblerin aber nickte wehmütig vor ſich hin. Nun war's geſchehen, nun hatte das Suſei ihn wieder. Anfänglich hatte ſie's gemacht, wie bei einem böſen Spuk. „Wenn man nit hinſchaut, kommt's auch nit!" und ſo hatte ſie gar keine Notiz von dem heimkehrenden Feldjägerleutnant genommen und in ihrer Herzensangſt gehofft, das Unheil dadurch noch zu parieren, aber es hatte nichts genutzt, der Vater „ihres" Bübleins war gekommen, und daß er kam, ſich ſein Fleiſch und Blut zu holen, das ſtand wohl feſt.

„Ich laß's aber nit aus, ich kann's ja gar nit laſſen!" ſchluchzte ſie plötzlich auf, erhob ſich und ſtürmte die Stiege empor zum Bübli, und das Roſeli ſchien nur auf einen ſolchen Ausbruch der Herzensangſt gelauert zu haben, denn es ſchleuderte die Kuchenſchüſſel weit von ſich und folgte wehklagend der Matrone.

Der Hieſel ſaß ſeelenvergnügt neben der Wiege und freute ſich über die Maßen, daß ſein lieb's Haſcherl nicht eingeſchlafen war, wie es die Zirblerin behauptet.

Er ſchaukelte das Bettchen ſo kräftig, wie es ſein geſunder Fuß nur vermochte, hatte das grüne Hütel keck auf das linke Ohr gerückt und pfiff mit zahnloſem Mund,

so gut es noch angeh'n wollte, den schönsten Steierischen, der ihm noch im Ohre lag.

Und damit das Büblein ja nimmer an langer Weile leide, machte er obendrein mit den beiden braunknochigen, wetterharten Händen die schönsten Häslein und Männlein, und war heilig überzeugt, daß der Kleine, welcher just drei Wochen alt war, schon eine sakrische Kurzweil darüber empfände.

Das Bübli lag auch wirklich ganz still und riß die großen, braunen Guckerln weit auf und bewegte die drallen kleinen Fäuste auf dem dicken Federbett, als wolle es alles nachahmen, was der vergnügte alte Mann ihm mit Pfeifen, Schnalzen und Fingerspiel vormachte.

Und mitten in diesen seligen Frieden hinein platzten die beiden erschreckten Weibsleute wie Blitz und Knall.

Anfänglich verstand es der Hiesel gar nicht, was sie da lamentierten, er wehrte nur ingrimmig das Roseli ab, welches sich mit Wehgeschrei über die Wiege warf, als müsse es ihren Inhalt mit dem eigenen Leibe gegen jeden räuberischen Überfall schützen, als er aber begriffen hatte, um was es sich handelte, da sprang er auf und schob mit wildblitzenden Augen das Grünhütel vollends auf Krakehl, hob die Fäuste und rief zornmutig: „Unser ist das Bübli, unser bleibt das Bübli! Kreuzschwerenot noch einmal, den möcht' ich seh'n, der uns das Bübli anrührt, den will ich z'sammenraufen, daß er's nimmermehr probiert!"

„Hiesel, bist gescheit? Sei doch stad, sag' ich"

ſchüttelte die Zirblerin verweiſend das Haupt: „Was der Seehofer iſt, ſo iſt er ja der Vater zu dem Kleinen und hat daher ein Recht daran!“

„O du mein! d'rauf hab' ich ganz vergeſſen!“ ſtöhnte der Hieſel und ſank reumütig auf den Schemel zurück und legte die Hand über die Augen: „Hab' vermeint, die Suſei hätt' ihn allein gebracht. Ja, der Vater! Auf den hab' ich freilich in den Tod hinein vergeſſen!“

„O Jeſſas, und da hör' ich ſ' ſchon auf der Stiegen —“

„Die Suſei bringt ihn, 's iſt ja ihr ganzer Stolz ...“

„Und mein ganzes Glück! Ohne das Bübli bin ich ein Lump!“

„Nimm dich zuſamm', Hieſel, ich bin auch nit beſſer!“

Und dabei ſchlug die Zirblerin die Schürze vor die Augen und ſchluchzte zum Herzbrechen und das Roſeli hub ein furchtbares Lamentieren an und der Hieſel ſtützte den Kopf und deckte die Hand über die Augen: „O du mein! O du mein!“ In demſelben Augenblick ward die Tür geöffnet, die ſchlanke, ſtattliche Geſtalt des jungen Feldjägers, ſein ſelig lachendes Weib im Arm — gefolgt von dem ſtolzen Großvater, trat ein und wollte mit jubelndem „Grüß Gott!“ zu der Wiege ſtürmen, als er vor dem Anblick der drei wehklagenden Menſchen betroffen zurückprallte.

Das Suſei hatte auch einen Augenblick geſtutzt, dann

eilte ſie mit leiſem Schreckensſchrei zur Wiege und riß ihr Kind aus den Kiſſen empor.

„Was iſt es mit dem Jungen? Herr des Himmels, iſt er krank, iſt ihm was geſchehen?“

Und voll verzehrender Angſt flog ihr Blick über den Liebling hin.

Das Büblein aber zappelte und ſchien hocherfreut, daß man es aufgenommen, und Suſanne ſchaute angſtvoll fragend auf die Zirblerin und wiederholte dringender noch: — „Warum ſeid ihr alle ſo außer euch? — Was iſt geſchehen? — Sagt's!“

Da ſchluchzte die Alte und ſuchte vergeblich nach Worten, der Hieſel aber erhob ſich, lupfte das Grünei und nahm die kalte Pfeife aus dem Mund.

„Schaut's, Frau, ſo viel Wehleid im Herzen hab'n, das iſt ein hartes Los! Wir alle hab'n das Bübli gern g'habt und hab'n's betreut, und jetzt iſt alles aus! Na, in Gottesnamen, ich bet' ſchon für dich und für's Bübli, und unſer Herrgott wird uns ja nit verlaſſen!

„Aber Hieſel, dein Geſchwätz hat ja keinen Verſtand!“ rief der Oberförſter ärgerlich dazwiſchen. Red' du, Zirblerin, was giebt's?“

„O du mein,“ ſtöhnte die Alte und wiſchte ihre Tränen ab, „ſo ſchön iſt halt alles g'weſen, ſo ſchön, und jetzt bin ich ein elendiges Leut'!“

„Sakra! Was für ein narriſches Geſchwätz! — Seid's alle mitſamm' verruckt worden?“

„Dem Jungen fehlt ja nichts — er iſt ganz geſund!“

„Selb iſt er ſchon," nickte Roſeli energiſch, „aber was nutzt das? Da kommt der Herr Vater und nimmt ſich ſein Weib und ſein Bübli und geht damit fort und laßt uns allein — —"

Ein ſchallendes Gelächter ertönte. „Gott ſei Lob und Dank — weiter war's nichts?" lachte Seehofer, griff ſein Söhnlein und herzte und drückte und küßte es voll Seligkeit: „O ihr wunderlichen, treuen Seelen, davon kann ja jetzt noch gar keine Rede ſein! Ich habe mich ja nur freigemacht, um unſern Jungen taufen zu helfen, — und dann muß ich wieder fort und laſſe Frau und Kind noch bis zum Frühjahr bei euch!"

Ei wie flogen da die Schürzen von den Augen, wie ſtürmten die beiden Weibsleute auf den Sprecher zu und haſchten nach ſeinen Händen, und der Hieſel warf den Hut in die Luft und tat einen Juchzer, daß ihm das Waldmannerl kläffend an den Stelzfuß fuhr.

„Aber Zirblerin!" lachte die Suſei nun auch, hoch aufatmend, „biſt du denn ganz von Sinnen geweſen? Wie ſollt' ich denn mit dieſem kleinen Wurm bei dieſem Schnee und Eis reiſen?"

„O du mein! Darauf hatt' ich ganz vergeſſen!" ſchüttelte die Alte zwiſchen Lachen und Weinen den Kopf, und ſchlug ſich vor die Stirn und rief: „Ganz damiſch bin ich! In meiner Angſt hab' ich mich nicht recht auskennt! Na freilich, als ob Ihr bei ſo einem Wetter hättet wegfahren können! Aber das Roſeli mit ſeinem Getrenz' hat mich ſo narriſch g'macht. Heilige Mutter

Gottes! Und die Hendeln am Feuer und das Geſchmalzte!“ und noch einmal den Arm des glückſeligen jungen Vaters tätſchelnd, wiederholte ſie recht eindringlich: „Na, und jetzt einen ſchönen Grüß Gott und Willkomm, Herr, gelt, Ihr ſeid's nit bös, daß mir das ehedem in der Gurgel ſtecken blieb'n iſt!“

Der Feldjäger nickte ihr ſchelmiſch zu und blinzte ſie an. „G'froren hat mich am Weg, Zirblerin, und da hab' ich mir immer denkt: Ob ſ' wohl noch vom ſelbigen ang'ſetzten Kranawitter hat? Und ein' Hunger hab' ich dazu, daß ich gar nit bös bin, wenn ein paar Hendeln ſchon am Herd ſteh'n.“

Da lachte die Alte in ihrer Freude hell auf und ſchob das ſchwarze Kopftuch, welches bei allem Lamentieren hintab gerutſcht war, wieder zu Ehren. Ihr Geſicht ſah dunkelrot aus, vom Weinen, von der Verlegenheit und nun von der Freude.

„Gott geſegne Euch den Appetit! Gleich wird alles bei'nander ſein!“ ſprach's und haſtete aus der Stube.

Das Roſeli hatte ſich ſchon zuvor eilends davon gemacht und deckte ſchämig die Schürze vor ſein Geſicht und wiſperte vor ſich hin: „O Jegerl, ſo eine Dummheit! Hab' ich denkt, er will's Bübli holen und nachher iſt er g'rad im Gegenteil ein Mann, vor dem man Reſpekt haben muß.“ Und damit rührte das Dirnei den Kuchen, daß er Blaſen ſchlug, und legte einen Haufen Späne in das Feuer, daß die Flammen über die Pfanne loderten.

Dieweil nun die Zirblerin und das Roſeli Reißaus genommen und in ihrer Schämigkeit gar nicht mehr an das Bübli dachten, ſtand der Hieſel ſtumm und grad wie eine Schildwacht neben der Wiege und ſchaute leuchtenden Auges auf das junge Elternpaar und den Großvater Oberförſter, welche ſich gar nicht an ihrem Erſten ſatt ſehen konnten, ihn auf den Armen wiegten und genug der Ähnlichkeiten an ihm finden konnten. Bald ſollte er dem Großvater wie aus den Augen geſchnitten, bald ganz das Ebenbild des Vaters oder der Mutter ſein, und während ſolch ein Schauen und Bewundern gar kein Ende nahm, rumorten die Weibsleute drunten in der Küche, deckten den Tiſch und waren reumütigen Eifers voll, bis die Zirblerin endlich wieder auf der Schwelle ſtand und dem Feldjägerleutnant gravitätiſch zunickte: „So, jetzt haltet Euren Einzug; alles iſt gericht'!" Da legte Seehofer ſeinen Knaben in die Wiege zurück, aber er blickte ſich dabei ſuchend nach dem Roſeli um und ſagte: „Wer bleibt denn bei dem Jungen, wenn wir zu Tiſch gehen?"

Suſei lachte in ſich hinein, der Hieſel aber reckte ſich mit totenſtem Geſicht noch höher empor, ſchob die Pfeife von einem Mundwinkel in den andern und ſagte: „Mit Verlaub, Herr, das bin ich!"

„Was der Hieſel? Potztauſend, Alter, verſteht er es denn, ſolch ein Büblein zu warten?"

Da zuckte es über das wetterbraune Geſicht des Waldläufers. „Mein' ſchon," nickte er ſelbſtbewußt,

„fragt's nur die Frau, wann das Haſcherl am ſchnellſten Ruh' giebt. Gelt? Wenn der Hieſel eins ſingt oder gar ſein hölzernes G'lachter holt und ihm eins aufſpielt. Geht's nur eſſen, ich bleib ſchon da derweil. Ihr ſeid's der Herr, ich bin der Waldläufer, der Hieſel!"

Suſei ſtrich dem Sprecher freundlich mit der Hand über die Wange. „Wohl wohl; aber das kreuzbravſte Leut biſt auch, Hieſel, und wenn das Bübli bei dir iſt, nachher liegt's da wie in Abrahams Schoß." Der Seehofer klopfte dem Alten auf die Schulter und lobte ihn, und der Oberförſter nickte ihm zu und ſagte: „Jetzt weiß ich doch, wozu ſo ein Stelzbein noch gut iſt!"

Und dann gingen ſie hinab und es ward wieder ſtill bei der Wiege.

Der Hiesel aber sah aus, wie ein Triumphator, setzte sich abermals auf den Schemel nieder und steckte dem Bübli, welches über seine plötzliche Verlassenheit justament anfangen wollte, herb zu schreien, den süßen Lutschbeutel in den Mund

„Na, sei fein brav, Mäuli, du streitiges," lachte er; ‚ich erzähl' dir dann die G'schicht, wie ich dazumal mit dem großen Bär z'samm'kommen bin. Ja, ja, Bübli, das hätt' schief geh'n können, das war bös, und wann der liebe Herrgott mir nit beistund, so weiß ich nit, was worden wär'! Weißt, am Soliger Steig' ist's gewest. Gleich hab' ich ihn richtig ang'sprochen, weißt, halt mit mein' Stutzen; aber z'erst hat er mir nit stand'g'halten und ist hinübergetrottet gegen den Silchner Berg zu . . . Ja, Bübli, was gift' dich denn so? Sei stad, sonst kommt er gleich zurück, der Bär, wie er dazumal 'kommen ist —" und der Hiesel setzte die Kufen heftiger in Schwung und gab dem kleinen Schreier, welcher den Zulp aus dem Mündlein verloren hatte, das gesüßte Läpplein abermals zwischen die Lippen.

Da zog der Kleine eifrig drauf los, und lag ganz still und schaute den Hiesel mit großen, klugen Augen an, just, als ob er andächtig zuhörte. Der Alte aber erzählte ihm seinen Gang auf Leben und Tod, und nickte zwischendurch feierlich mit dem Kopf und sagte zu sich selbst: „Meiner Seel', das Hascherl versteht mich Wort für Wort! Hei, was wird das einmal für ein Jager werd'n!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Es war Abend geworden; der Seehofer und sein junges Weib saßen Arm in Arm auf dem breiten, bequemen Ledersofa unter den mächtigen Hirschgeweihen und waren so ganz und gar in ihr Glück und die Freude des Wiedersehens versunken, daß sie gar nicht merkten, wie der Mond über die Schneekuppen der Alp stieg und seine ersten matten Silberstreifen über die weißgescheuerten Dielen malte. Der Oberförster saß am Fenster und rauchte gemütlich seine Pfeife, Waldmannerl und Phylax lagen zu seinen Füßen und schnarchten vernehmbar in schönstem Traum, die Uhr tickte, und die Vögel im Käfig rückten noch enger zusammen und steckten die Köpfchen unter die Flügel.

Welch ein weltferner Frieden, welch ein seliges Behagen in dem kleinen Stübchen des Forsthauses!

Der Oberförster blickte schmunzelnd auf das überglückliche junge Paar, und dann flogen seine Gedanken zurück zu einer Zeit, wo auch er in jenem Sofaeckchen saß, sein blühendes, junges Weib im Arm, das Herz so übervoll von Hoffen und Wähnen, so weit und warm, so himmelaufjauchzend in wolkenlosem Glück!

Seine Friederike! sein liebes, liebes Weib. — Schon lange ist sie von ihm gegangen, und die Einsamkeit und stille Trauer haben sein Haar vor der Zeit gebleicht, darum nennt man ihn auch allgemein den „alten" Herrn und doch steht er noch in rüstiger Vollkraft des Mannes.

Voll Wehmut sinkt sein Haupt tiefer, er blickt hinaus in die Dämmerung und faltet die Hände.

„Ja, Herr, es will Abend werden! — und doch läſſeſt du es nicht dunkel um mich ſein. Wie der milde Mondesglanz leuchtet meiner Kinder Glück in mein Alter, und über mir wacht als heller, winkender Stern das treue Auge meines Weibes; — Herrgott, ich danke dir."

Neben ihm auf dem Sofa flüſtert's:

„Wie wir ihn nennen wollen, Herzensſchatz?" ſagt die junge Frau und drückt das Köpfchen feſter an die Bruſt ihres Gatten: „Darf ich den Namen wählen? ja? o, dann laß es doch ‚Friedrich' ſein! Zum frommen Gedenken an mein lieb's tot's Mutterl, das all die Freude nicht mehr erleben ſollte, und das doch gewiß als lieber, lichter Engel neben uns ſteht, wenn wir unſer Kind zum Altar des Herrn bringen! Biſt du es zufrieden, du lieber, beſter Mann?"

Er küßte ihre Lippen: „So ſollen es unſer beider Mütter Namen ſein, welche er trägt, damit keine vergeſſen ſei!"

„Die deine hieß Franziska?" —

Er nickte.

„So lautet es ‚Friedrich Franz'! O, wie ſchön und feſch das klingt!" jubelte ſie auf, „und Friedel oder Frieder wird er gerufen, gelt?" —

„Wenn er brav iſt!"

„Und ſo lang er klein iſt!"

„Iſt's erſt ein Schulbub, lautet es ſchon ernſthafter Friedrich — Franz!"

„So ſoll er Friedrich gerufen werden? Franzel klingt auch gar herzig!" —

„Ja, für ein's müßten wir uns entſcheiden, denn zwei Namen ſind zum Rufen zu lang!"

„Und das klingt auch gar ſo vornehm, wie ein regierender Herr!"

Der Leutnant lachte: „Und das ſoll dein Bub nicht werden, Weibchen?"

Sie ſchlug ganz erſchreckt die Hände zuſammen. „Um alles! Davor behüte ihn Gott!"

„Ei warum? Denk', wenn der Bub einmal in einem ſolchen Schloß wohnte, wie der Graf droben!"

„Wer weiß, ob er dann glücklich wär!"

„Das freilich. Das Glück wohnt nicht auf der Höhe, ſondern zumeiſt im Tal!"

„Wenn er nur geſund iſt!"

„Und ein braver, tüchtiger Mann wird!"

„Der das Seine ſchafft!"

„Ein feſcher, froher Jägerburſch!"

„Mit dem Herz auf dem rechten Fleck!"

„Und ſo viel gutem Mutterwitz, daß er glatt durch die Welt kommt!"

„Sein Brot wird er ſchon finden, darum bangt mir nicht, nur ſeine heile Haut und grade Glieder möge ihm der liebe Herrgott erhalten!"

„Und ſein Leben genießen ſoll er! Seine Freude an der ſchönen Gotteswelt haben, lieben, freien und ein Büblein auf den Knien wiegen und juſt ſo glücklich ſein wie wir!"

„Das ſoll er! Gott helf'!"

Die Zirblerin war juſt eingetreten, die Lampe auf den Tiſch zu ſetzen.

Sie hörte das Geſpräch mit an und mumpfelte ein paarmal mit dem Mund, als wolle ſie gern auch ihre Anſicht äußern.

Das junge Elternpaar war ſo ſehr in ſeine Pläne und Hoffnungen vertieft, daß es ihm nicht in den Sinn kam, die treue alte Seele dazu aufzufordern.

Da hielt ſie es nicht länger aus.

Sie ſtrich gravitätiſch mit den Händen über die buntblumige Schürze und blieb neben dem Tiſch ſtehen.

„Mit Vergunſt", ſagte ſie, „iſt's wahr, daß dem Bübli ſeine Tauf' am Heiligendreikönigstag ſein ſoll? Selb iſt eine gute Wahl und ich mein', das weisſaget ihm viel Ehr' und ein vürnehmes Geſchick."

„Da drum geſchieht's nicht, Zirblerin!" lächelte Seehofer, „unſer Sinn ſteht nicht ſo hoch, und wir wählen den Tag nur, weil er noch in meinem Urlaub liegt und die Suſei ihn immer gut leiden mochte!"

„Nit ſo hoch hinaus ſoll der Kleine?" wiederholte die Alte und zog die dichten Brauen zuſammen, „und warum denn nit? Wenn eines zu ſeiner ſauren Suppen noch ein Knödel oder gar ein Lämmernes haben kann und etwan noch ein Wein, ich denk', da greift man halt zu."

„Ei gewiß! — Was der Friedel ſich mal verdient, das hat er und das genießt er!"

„Verdient? Na ja, das kommt auch. Ich mein'

aber: es gibt Lumpen auf der Welt und Glückskinder. Was dem ein' niemals zusteht, das fallt dem andern von selber in den Schoß."

„Wie meinst du das, Zirblerin?"

„Ich hab' so denkt, eine Schand' wär's grad nit für's Hascherl, wenn der Graf oder die Gräfin droben seine Taufpaten werden möchten. So ein Herr sorgt schon für den Buben und tät' ihm aushelfen, wann er einmal eine Hülf' brauchet."

Die Susei lachte hell auf und der Feldjägerleutnant stimmte fröhlich ein. —

„Gott bewahre Zirblerin! Sie hat ja plötzlich den Hochmut g'kriegt! — Der Graf der Pate zum Friedel? Wozu das? Wäre mir leid um den Buben, wenn er so ein Lapperl würde, daß er Hülfe brauchte, um es in diesem Leben zu was zu bringen. Selber ist der Mann! Almosen taugen nie etwas, aber die Taler, die man mit seiner Hände Arbeit, aus eigner Kraft, erwirbt, die klingen! Schaut, Zirblerin, ich denke, unser Junge braucht kein Gängelband, der läuft allein seinen Weg!"

„Das schon; aber ob der Weg zum Glück, oder ins Elend führt, das ist die Frag'."

„Ein jeder ist seines eignen Glückes Schmied, Zirblerin, und kein Mensch kann zuvor wissen, wo des andern wahres Glück blüht, drunten oder droben. Behagt's dem Friedel mal, emporzukommen, ei, so mag er kraxeln uud sich selber sein Ziel stecken, — erreicht er's, nun so hat er es selber gewollt, und des Menschen Wille ist

ſein Himmelreich, während das ſchönſte und beſte, wenn es aufgezwungen iſt, den querköpfigen Menſchenkindern ſelten nach Geſchmack iſt! — Wenn der Friedel ein Flank wird, nutzen ihm zehn Grafenpaten nichts, wenn er aber ein feſcher Kerl iſt, der ſich ſelber ſein Ziel ſetzt — dann braucht er keine Hülfe, dann erreicht er's doch!"

„Sö laſſen wir's dabei, in Gottesnamen", ſeufzte die Zirblerin, „möglich, daß er ſo auch zurecht kommt!"

Der Seehofer und die Suſei drückten ſich die Hände und ſahen ſich feſt in die ſtrahlenden Augen, nickten einander voll heiterer Zuverſicht zu und küßten ſich.

„In Gottesnamen!" wiederholte die junge Frau leiſe.

IV.

„Abſchied nehmen — ſagt er,
Iſt nit fein — ſagt er,
Und es muß halt — ſagt er,
Dennoch ſein! — ſagt er,
Wiſch' die Äugerln — ſagt er,
Sachte aus — ſagt er,
Fallt ein Tränerl — ſagt er,
Still heraus!"

Öſterreichiſch

Es ſchien beinahe, als ob die gräflichen Herrſchaften der Zirblerin Anſinnen erraten hätten und es dem jungen Paar im Forſthauſe recht nahe legen wollten, des kleinen Friedels Taufpate aus dem Schloß zu holen.

Die Gräfin hatte ſchon wiederholt in das Forſthaus herabgeſchickt, Körbe voll Wein, Süßigkeiten und ſeltener Früchte, und dabei nach dem Befinden der Frau Seehofer und ihres Erſtgeborenen fragen laſſen, und ſie hatte ſo viel wiſſen wollen, wie ſchwer das Büblein gewogen habe und wie es ausſchaue, und ob es viel ſchreie, oder zur Nachtzeit gut ſchlafe, und ob es die junge Mutter ſelber nähre, oder ob es eine Amme habe, und was dergleichen mehr war.

Die Zirblerin tat ſich auf all dieſe Freundlichkeit viel zu gute und gab prompten Beſcheid: „Wägen oder meſſen täte ſie das Haſcherl nit, denn das bringe Unheil

und tauge nichts, aber das Bübli sei gar ein strammes, und habe wohl gleich mehr gewogen wie ein halbwüchsiges Rehkitz oder ein feister Novemberhas. Und die Susei wär ein kerng'sundes Leut und gäb' dem Söhnli selber die Brust, und schreien tät der kleine Flank gar wohl, zuerst auch nächtens, aber nun gewöhn' er sich an die Weltordnung und gäb' einen Fried! — Und wenn's vergunnt wär', dann wollte sie, die Ambrosia Zirblerin, selber mal zum Schloß hinaufsteigen und der Gnaden Frau Gräfin Bescheid und schön' Dank bringen, denn vorerst könne die Susei noch nicht in den Schnee hinaus."

Das war der Schloßherrin genehm gewesen, und so legte die Zirblerin am nächsten Sonntag den allerbesten Staat an, ihr rundes Hütlein mit künstlichem Buschen von Alpveigerln und roten Nagerln und einem Spielhahn dahinter, das buntgeblumte Madrastuch und das grüne Tuchleibchen mit den Goldborden und das Gehäng von bunten Glasperlen, dann trat sie in die schweren Bergschuhe und sprach:

„So, jetzt geh' ich hinauf, und ein Präsent nehm' ich auch mit — ein' Korb voll frisch gelegter Eier, beinah' noch warm; das ist eine Seltenheit in der Jahreszeit. Dann einen Guglhupf und ein Flascherl Kranawitter, wie ihn in München kein König nit besser trinkt. Ah nein, lumpen lassen wir uns nit, und wenn die Gräfin eine Wochensuppen g'schickt hat, so bringen wir ihr auch eine."

„Recht so, Frau Ambrosia!" lachte der Leutnant,

„bleibt den Herrſchaften nichts ſchuldig und tretet mir den Weg fein eben, — nächſter Tage mache ich dem Herrn Grafen auch meine Aufwartung.“

Die Alte ging und ſtieg rüſtig bergan, den baumwollenen grünen Schirm mit dem Gamskrikl unter dem Arm; — die Dackeln gaben ihr noch ein Stücklein das Geleit, bis es dem Waldmannerl einfiel, daß es für ein echtes, ſcharfes Krummbein nicht geziemend ſei, einem Weiberleut, welches nicht mal einen Stutzen übergehängt hat, — Gefolgſchaft zu leiſten.

Die Zirblerin hatte aber wenig Obacht auf den

verächtlichen Rückzug der Dackeln, sie war gar zu sehr mit ihren Gedanken voraus, und kam sich so wichtig und „vürnehm" vor, daß sie ernstlich überlegte, ob sie künftighin, wenn sie bei der Gräfin im Schloß zu Gast gewesen war, noch mit dem Stinli und dem Hiesel auf ein und derselben Ofenbank niedersitzen könnte.

Die Zirblerin war ein resolutes Weibsbild und ließ sich nicht den „Schnaufer ausgeh'n", als sie die Pracht und Herrlichkeit im Schloß schaute, sondern dachte nur voll Groll an den dummen Seehofer und die lappige Susei, die es so weit von sich gewiesen, daß ihr Bübli auch einmal auf solch einem Herrensitz hausen solle. —

„Und warum nit?" fügte sie in Gedanken trotzig hinzu, „der Friedel ist ein Sakramentsbub', der schlägt sich schon empor und macht uns keine Schand'!" und dann saß sie eine Zeit lang der Gräfin gegenüber und ward trefflich bewirtet mit Kaffee, Wein und Kuchen.

Genieren tat sie sich nicht, und weil die Tassenköpf' so lachhaft klein waren, trank sie ihrer achte nacheinander, und sprach und erzählte, und trappste mit den Nägelschuhen gar selbstbewußt hinter der Gräfin her, in das Gemach des kleinen Herrleins und nahm den hochgeborenen Buben gravitätisch auf den Arm, wog ihn voll Anerkennung, und tadelte es, daß er nicht warm und fest genug gewickelt sei, und staunte, wie arg klug er dreinschaue — aber so gar ernst — der Friedel tät alleweil lachen! — und wie zart und fein das „Herrli" sei, so recht ein „Marzelpan"-Engerl, das man gleich auffressen

möcht' vor Lieb'!" und die Gräfin, die Wärterin und die Amme ſtanden dabei und lachten und freuten ſich, und Theodora eilte dem eintretenden Gatten entgegen und flüſterte: „Gut, daß du kommſt! Die alte Frau iſt unſagbar amüſant, das reine Original!"

Das fand Alexis auch, und da er ſogar den Dialekt der Zirblerin ſprach, ſo taute deren Herz vollends auf; er trank ihr von dem ſüßen Muskateller zu und lachte: „Trinkt's aus, Frau, die beiden Büberle ſoll'n leb'n! Sind ja an einem Tag gebor'n und ich mein', ſie geben einmal gute Spezi ab, die ſich ewige Freundſchaft geloben."

Da knixte die Zirblerin mit ſtrahlenden Augen und meinte: „So eine Ehr' könnte dem Frieder wohl einmal anſteh'n!" und trank ihr Glas aus.

Ja, die Gräflichen waren ſo recht „g'mütlich", wenn man der Frau gegenüber auch nimmer ein Gefühl los ward, als ſei ſie eine „Königliche" und man müßt' ihr gegenüber immer zu Boden ducken, aber die Zirblerin ſchied dennoch in gehobenſter Stimmung, lehnte es lachend ab, daß der Graf ſie gar heimfahren laſſen wollte, und verſicherte: „Ich ſpring' mit meine fünfzig Jahr'ln noch wie eine Gams!"

Und das tat ſie auch und eilte rüſtig und lachend zu Tal, leiſe vor ſich hinſprechend und über den Seehofer und die Suſei raiſonnierend: „Das wär' ein Taufgöd, meiner Seel'! Aber die Lappen, die patſcheten, wollen ihn ja nit!"

Und daheim konnte ſie gar nicht genug erzählen von ihrem Beſuch und lobte alles weidlich, nur das Büblein droben hatte ihr nicht ſo recht gefallen.

„Viel zu fein iſt es, wie ein weißes Papierl, mit Patſchhanderln ſo klein und zart wie von ein' Dirnei, und Guckerln, ſo recht helllicht und blau wie der Himmel. Aber ſchaut nit wie ein Kind aus, ſondern wie ein Altes. Will's loben, wenn ſie das Glaspupperl großzieh'n können."

Der Feldjägerleutnant, welcher auf einer Jagd mit dem Grafen zuſammengetroffen und nebſt dem Oberförſter aufs Schloß geladen ward, machte zuvor ſeinen Beſuch bei der Gräfin und hatte auch den kleinen Eckbrecht zu ſehen bekommen. —

„Zart iſt das Kind, ſo recht ein Prinzlein aus blauſtem Blut," ſagte er, aber geſund iſt er und wenn ſie ihn recht frank und frei aufwachſen laſſen, kann er ſich mit unſerem derben Schlingel ſchon getroſt mal raufen!"

Und dann kam die Zeit, wo auch die Suſei in der kleinen Halbchaiſe des Vaters zum Schloß fahren konnte. Ihre friſche, blühende Schönheit, ihr herziges, kindlich treues Weſen, welches bei aller Harmloſigkeit doch nicht der ſtädtiſchen Formen und des feinſten Taktes entbehrte, entzückte die Gräfin ungemein. Die beiden Büblein bildeten das Band, welches die jungen Mütter unwiderſtehlich zueinander zog, und es war bald eine gewohnte Sache, daß die gräfliche Equipage vor der Oberförſterei hielt, um Theodora als herzlichſt begrüßten Kaffeegaſt zu bringen.

Da wiegte auch sie den kleinen Friedel auf den Armen, ganz entzückt von dem rosigen, lachenden Schelm mit den blanken, rehbraunen Augen und dem blonden Krakehlstrupp über der Stirn, welcher dem Kleinen ein gar lustiges, fideles Ansehen gab.

Die Zirblerin leistete wahre Wunderdinge der Backkunst, und wenn die große, braune Kaffeekanne auf dem blendend weißen Tischtuch stand, und die Alte die buntgeränderten Schüsseln voll Spritzkuchen, Kräpfli, Nestli und Rahmkuchen auftrug, dann konnte sie nichts stolzer machen und mehr beglücken als der entzückte Ausspruch der Gräfin: „Mir deucht, Frau Zirblerin, so gut wie hier hat mir der Kaffee und Kuchen noch nie geschmeckt!"

„Gott geseg'ns der Frau Gräfin!" — knixte die Alte und hatte die größte, allergrößte Tasse für den hohen Besuch herzugerückt, denn so Not leiden wie im Schloß, wo die Schälchen knapp so groß waren wie ein Fingerhut, — nein, das sollte kein Gast in des Oberförsters Hause!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Zeit verging, die Schneewolken verzogen und die weißen Alphäupter hoben sich glänzend gegen den blauen Himmel.

Lawinen stürzten fern ab zu Tal und die Gebirgsbäche und das Flüßchen schäumten hoch über und verwandelten die Talwiesen in einen weiten, glänzenden See.

Der Föhn sauste feuchtwarm durch die Schluchten,

und die zarte Fußspur des Lenzes ward sichtbar in tausend jungen Grashalmen, tausend frischen Moosspitzen und schwellenden Knospen. Wundervoller frischherber Duft würzte die Luft, über Nacht rieselte der Regen und trommelte an die Fensterscheiben, und das Stinli konnte sich kaum noch bergan schleppen, so klebte das Erdreich an seinen Nägelschuhen.

Die gräfliche Familie war nach der Residenz abgereist und beabsichtigte erst im Spätsommer wieder nach Kochenhall zurückzukehren, und auch das Susei ging mit glänzenden Augen umher und rüstete sich zum Abschied. Der lag schon jetzt wieder wie eine unheilschwangere Wolke über dem Forsthaus; all die frohen Gesichter hatten sich in trübselige Mienen verwandelt, und die Seufzer waren zahlreicher wie das Lachen und Singen, und der Zirblerin und des Roselis Augen sahen oft so rot aus, daß der Schürzenzipfel nimmer davon kam. Selbst der Hiesel, der wohl hie und da eine gotteslästerliche Red' vollführt hatte, sonst aber ein frommes Mannsbild war, ließ gar nicht mehr ab von grausigen Schwüren und Flüchen, aber er wischte sich auch die Augen dazu, und selbst ein Geselchtes und die Maß Bier schmeckten ihm nicht mehr.

„Was hast nur, Hiesel, bist krank?" fragte die Susei herzlich und legte ihm die Hand auf die Schulter. Da wandte er sich zur Seite.

„Ich kann nit schlafen!" brummte er, „und das kommt bei mir vom Herzen, sagt der alte Hüter im Selchtal.

Ich kann mir nit genug ſchnaufen, und ich därf aufpaſſen, daß ſich nix anderes noch dazu ſchlagt."

„Was du nit ſagſt, Hieſel, das wär' nit gut."

„So eine Herzkrankheit kann ein'm über Nacht den Reſt geben, mein' ich," ſeufzte der Alte.

„Red' nit ſo dumme Sachen! Dir fehlt's nirgends nit. Nur verdrießlich biſt, weil das Bübli fortkommt. Sei kein Narr, Hieſel! Um Mariä Himmelfahrt herum ſind wir ja ſicher wieder da."

„Selb iſt eine lange Zeit, Frau, aber wann du mir den Handſchlag giebſt, daß du Wort halt'ſt" — —

„Da hier haſt ihn! — Und nun biſt wieder fidel und machſt keine Faxen mehr mit einer Krankheit. Da ſchau! Jetzt lachſt wieder! Wenn du nix anderes zu tun haſt, dann trag' den Friedel ein biſſerl vor die Tür'."

Da lachte der Hieſel wirklich über das ganze Geſicht und ſtelzte davon, ſo ſchnell es nur ging, und rief nur: „Ich hab' deinen Handſchlag — und nur ein Lump wird wortbrüchig!"

Und nach wenigen Minuten, da ſaß er mit dem Bübli vor der Haustür, in einem Arm den Friedel und im andern den Waldmannerl und der Friedel tatſchte auf die kalte Hundeſchnauze und ließ gar ſehr fidel das erſte Kräherchen hören, denn er war ein grauſig kluges Bübli und wußte, daß zu einem Jäger ein Dackel gehöre.

Auch die Zirblerin und das Roſeli ließen ſich beſchwichtigen und tröſteten ſich gegenſeitig auf Mariä Himmelfahrt, und der Oberförſter nickte nur geheimnisvoll

und ſagte: „Seid's nur getroſt, ich mein', es kommt auch die Zeit, wo's an keinen Abſchied mehr denken!"

Das verſtand kein Menſch, was er damit meinte, und danach zu fragen, wäre gegen den Reſpekt geweſen, aber die Zuverſicht des Herrn hatte ſchon arg was Tröſtliches, und ſo blieben die Zirblerin, das Roſeli und der Hieſel doch noch am Leben, obwohl ſie alle drei verſichert hatten: „Alles iſt hin, alles; die Lieb' und die Freud'. Nix mehr hab' ich auf der Welt, wenn's Bübli fortg'nommen wird; verlohnt ſich nimmer zu leben, wär' mir ganz gleich, wann ich ſterbet." —

Aber ſie ſtarben doch nicht, wiewohl der Seehofer diesmal wahrlich kam, um Weib und Kind zu holen.

Der Oberförſter hatte ein paarmal lange mit ihm in ſeiner Stube geredet, und dann haben ſie beide nachher gepfiffen und gelacht und gar beſonders zufrieden ausgeſehen.

Was ſie aber untereinander abgemacht haben, das ſchien ſelbſt die Suſei nicht zu wiſſen.

Dann kam ein heller, ſonniger Morgen, voll Vogelſang und Almkrautduft, und die beiden Bräuneln ſcharrten vor dem leichten Jagdwagen, welcher den Leutnant Seehofer mit Weib und Kind zur Bahnſtation bringen ſollte.

Fern im Tal ſah man die Türme des Städtchens ragen, in ein und einer halben Stunde war man da, wenn die Bräuneln gut ausgriffen. Die Zirblerin hob noch die letzten Körbe auf den Kutſchbock, denn ſie hatte

dem Susei noch einen kleinen Kram zusammengepackt, — ein paar Wecken kernfrischer Butter, Speck, Schinken, Käse und Kuchen, — lauter Sachen, die man in der Residenz mehr denn notwendig braucht.

Und die junge Frau saß in ihrem eleganten Schleierhütchen und dem spitzen und perlenbesetzten Umhang so fremd in dem Wagen, daß es der Zirbleriu einen Stich ins Herz gab, und die Evi vom Lusenhof, die als Kindsmagd gedingt ist und mitfährt, hält den Friedel auf dem Schoß und lacht vor Freude und Verlegenheit und Herzensangst, denn mit dem „Eisenbahnl" zu fahren deucht ihm ein grausiges Wagnis, und eine Stadt hat's auch sein Lebtag noch nicht gesehen.

Der Oberförster reitet nebenher, und als die Bräuneln anziehen, ist für alle der Augenblick gekommen, wo sie des Abschiednehmens Bitternis so recht zu schmecken kriegen.

Das Susei macht sogar ein ernstes Gesicht, drückt noch einmal krampfhaft der Zirblerin rauhe, schwielige Hand und flüstert zum letzten: „Noch tausend Dank, herzliebes Pflegemutterl für all' die Gutheit und die Pfleg, die du mir und dem Bübli ang'tan hast! Gott vergelt's dir alleweil und noch im letzten Stünderl!"

Und dann nickte die Sprecherin nach allen Seiten und winkt ihre Grüße, und der Seehofer schwenkt vergnüglich den Hut und nur das Hascherl auf der Evi Arm tut, als ginge es solch ein Wehtag radikal gar nichts an, sondern lutscht emsig an dem Schürzenband seiner jungen Lusenbäuerin, welches es durch einen guten Zufall just zu fassen bekam.

Und dann knallte der Toni mit der Peitsche und fort rasselte der leichte Jagdwagen.

„O, du mein, ich ſterbet am Fleck, wenn ich nur Zeit dazu hätt'; aber den Herrn kann ich doch nit allein laſſen", ſtöhnte die Zirblerin, welche der Suſei letzte Worte vollends weich gemacht haben, obwohl ſie's abſolut nicht hat merken laſſen wollen, ſondern die Tränen heruntergewürgt hat, daß ſie ſchier dran erſtickt iſt.

Nun iſt's zu Ende mit der Beherrſchung und ſie ſetzt ſich ſchwer nieder, neben den Hieſel auf die Bank vor die Tür und ſchaut dem Wagerl nach, wie es ſo munter zu Tal rollt. — — —

Die beiden Forſtpraktikanten ſtehen wieder an Tannen und heben die Hüte, aber nicht mit einem Jodler, wie damals, als die junge Frau kam, ſondern voll wehmütigen Ernſtes zu einem „B'hüt' Gott!"

Die Seehoferin weht als Antwort mit dem Sacktüchel, und die beiden Jägerburſchen, welche in der Wegbiegung gewartet haben, werfen ihr noch einen Buſchen zu.

Aha! Darum ſind ſie ſchon heut' im Morgendämmer zum Fürſtenſtein hinaufgekraxelt! Haben nach den erſten Frühlingsblümerln ausg'ſchaut, weil ſ' wiſſen, daß am Südhang droben die erſten Blüten aufgehen.

Die Zirblerin nickt gerührt vor ſich hin.

Zwar ſind's alleweil zwei Flank' und Lotterer geweſen, die beiden Jager, und haben die Hüteln viel zu keck auf dem Ohr getragen und der Frau Ambroſia oft die friſch geſcheuerten Dielen mit ihren Lehmtratzen zuſammengetreten, daß die Alte in helllichtem Zorn ſie

einen Urflegel und Grünhoſen um den andern genannt hat. Aber jetzt hat die Zirblerin all ſolchen Groll vergeſſen, denn was man der Suſei zuliebe tut, das tut man ihr an, und ſie nimmt ſich vor, den beiden Burſchen nachher eine Maß zu zapfen und ihnen eine Wildleber mit Wachholdern zu braten, — denn das können die jungen Mägen alleweil vertragen.

Oft hat die Zirblerin ſchon denkt, der liebe Herrgott hat lauter Mißgeburten dahier herum an den Mannerleuten geſchaffen und ſo ein Jäger wär' nur aus einem grauſig großen Magen und einem ebenſolchen Herzl zuſammengeſetzt. Die Lieb' und der Appetit, das ſind die beiden Weiſer auf ihrem Lebensuhrl! —

Die Zirblerin ſaß ſo tief in Gedanken, daß ſie ganz und gar auf den Hieſel an ihrer Seite vergeſſen hatte. Sie fuhr erſt zuſammen, als der Alte mit ſeinem Holzſpahn an dem er geſchnitzt hatte, zornmutig auf die Bank ſchlug und fluchte: „Kreuz Birnbaum und Hollerſtauden! — Ein Lapp' iſt er, daß er's fortlaſſen hat! Ein Lapp! Wann der Seehofer der Vater zum Bübli iſt und das Recht hat, es zu holen, ſo iſt nachher der Schill der Vater zum Suſei und hat akkurat ſo ein Recht, ſein Dirnei zurückzubehalten."

Frau Ambroſia ſchlug die Hände zuſammen: „Eine Sünd' iſt's, was du red'ſt, Hieſel, und gegen den Reſpekt iſt's auch. Ich ſchieb's nur auf dein Herzleid, daß du ſo narriſch daherred'ſt. Hat ſ' nit geſagt, daß ſie zu Maria Himmelfahrt wieder da iſt? Und was die Suſei

ſagt, das halt ſie. Nachher iſt das Bübli ſchon ein vernünftiges Mannerl und kennt uns ſchon — und weißt, Hieſel, ich back ihm alle Tag Butterküchli, dann hats die alte Zirblerin alleweil am liebſten!"

Sprach's und ſchritt in der ſtolzen Freude über ſolchen Sieg die Steinſtufen zum Haus empor.

Der Alte hatte ſie ſprachlos angeſtarrt. Dann ging ein grimmiges Zucken über ſein braunknochiges Geſicht mit der großen Adlernaſe und dem ſtruppigen Schnauzbart, und er gab dem Hut einen Ruck, daß er ihm beinahe hint'ab flog.

„Erwürgen tät' ich dich", murmelte er, „und das Kreuz ſchlüg' ich dir ein, wenn das zur Wahrheit würd'! Küchli backen kann ich freilich nit, aber daran wird dem Bübli ſein Herz wohl nit hangen. Ich will ein Lump ſein, ein elendiger, wenn der Friedel mich nit doch lieber hat als die alte Trummel die Zirblerin!"

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von da an hatte es eine Spannung zwiſchen den beiden Alten gegeben und ſie ſahen ſich nur ſcheel von der Seite an, wenn ſie aneinander vorübergingen.

Frau Ambroſia ſchenkte ihm weder einen Kranawitter noch eine Maß ein, und wenn nicht das gutherzige Roſeli ein Einſehen gehabt hätte, ſo wär's böſe Zeit für den Hieſel geweſen.

Dafür tat er aber auch dem Dirnei gar zu viel Lieb, ſchnitzelte ihm ein Bildſtöckel und klebte ihm das

gar erſchreckliche bunte Bild vom heiligen Hieronymus, welcher ſein Schutzpatron war, hinein, daß es ausſah, als wäre er lebendig. Und dem Roſeli ward auch ganz andächtig zumute und es kniete noch an demſelben Abend vor dem Heiligen nieder und betete ſo recht voll felſenfeſten Glaubens:

„Ich bitt' dich recht ſchön, du liebes heiliges Hieronymus'l, wann du willſt, daß ich hinfür immer zu dir beten ſoll und nicht zu meinem alten Patron, dem heiligen Wendelin, dann ſei mir fein zu willen und hilf mir armen Dirn' zu ein' neuen Fürtuch. Schau, liebes Hieronymus'l, Geld hab' ich keines, daß ich mir eines kaufen könnt', denn du weißt ſelber, daß ich all mein Erſpartes zu meinem Mutterl heimtrag'. Weißt, ich hab' noch fünf Geſchwiſterln zu Haus, die eſſen und reißen gar viel zuſamm'. Du mußt ſchon ſo gut ſein, liebes Hieronymus'l, und mußt mir das Tüchel ſchenken — weißt, ſo eines mit ſeidenen Blümerln eing'wirkt. Ein' Heiligen därf's ja nit darauf ankommen, ob's ein paar Kreuzer mehr koſtet. Gelt? Und ſchau, liebes Hieronymus'l, es iſt meine erſte Bitt', und ich will dir's anvertrauen, warum ich das Tüchel ſo gern möcht'. Schau', in derer Woch' noch iſt das Oſterfeſt und ich hab's ſo in alle Glieder, daß der Waſtl als Urlauber zu Haus kommt auf Oſtern, und wann ich dann geh' in mein lumpigen Tüchel, nachher will er mich vielleicht gar nit mehr kennen. Gelt, du haſt mich ang'hört, liebes Hieronymus'l, und ich ſchenk dir auch das ſchöne Gold-

papierl da und ſchneid dir eine Krone aus, weil ich's ſo nit brauchen kann!"

So betete das Roſeli recht voll Inbrunſt und Dringlichkeit, und weil's eine milde Nacht war und der Mond ſo ſchön ſchien, hatte es ſein Fenſter aufgelaſſen.

Es war auch ſo ſehr vertieft in ſeine Andacht, daß es nichts mehr von dem Gerutſch und Gekraxel am Haus draußen vernahm, und es nicht merkte, wie über das Fenſterbrett und die Nelkenſtöck' ein Geſicht auftauchte.

Braun und friſch ſah es aus, mit einem weißgelben flaumigten Schnauzbärtlein und zwei kreuzfidelen Schelmenaugen.

Die Soldatenmütze war in den Nacken geſchoben, daß die hellen Haare in die Stirn krauſten. Mucksſtill hielt er ſich und ſchaute auf das fromme Roſeli, welches vor dem Bildſtöckel kniete und dem heiligen Hieronymus ſein Herz ausſchüttete.

Da ſchlich ſich ein Zug großer Weichheit und Rührung über ſein Geſicht. „O du mein heilig's lieb's Dirnei!" murmelte er, und weil er ſich mit den Händen am Fenſterbrett hielt, konnte er ſie nicht falten, aber er betete trotzdem mit dem Roſeli mit, und zwar lautete es bei ihm folgendermaßen: „Heiliger Hieronymus, ſchau, ich kenn' dich doch nit ſo gut, denn mein Patron iſt der heilige Leonhard, zu dem hab' ich bisher 'bet', weil wir ihn gar ſo notwendig haben für's Vieh. Wann's dir aber genehm iſt, ſo bet' ich auch einmal zu dir. Schau, ich will dir ſogar die Ehr' geben und dem Dirnei das

Tüchel, was ich ihr mitbring', so hinlegen, als wär's von dir; denn, schau, heiliger Hieronymus, ich wüßt' nit recht, wie du in deinem Himmel zu einem Madrastüchel kommen solltest. Aber das Roseli versteht's halt nit besser, ist ein einfältiges, gutes Ding. Dafür aber, heiliger Hieronymus, schaffst du's, daß ich schon im Herbst frei komm' und das Roseli als Hochzeiterin krieg'. Bist einverstanden?" und der Bursch warf noch einen halb flehenden, halb trotzigen Blick auf das grellbunte Bild hinter des Roselis Kerze, tauchte schnell und leise am Fensterbrett unter und verschwand so unbemerkt in der Nacht, wie er gekommen.

Das Dirnei legte sich voll innigen Vertrauens zum Schlafe nieder, nachdem es für alle Lieben, auch für's Bübli in der Fern, um Schutz und Schirm gebeten. und als es am andern Morgen aufstand, trat's zum Fensterlein und stieß es auf. Aber wie riß es plötzlich, die Augen auf und rieb sie, und zuckte und zitterte am ganzen Leibe!

Da flatterte am Fensterhaken ein Brusttüchlein, so nagelneu, so schön und fein, als ob's justament frisch vom Himmel gefallen sei. Dem Roseli versagten ordentlich die Knie. Es ward ihm ganz schwach vor Schreck und Freude, so daß es sich einen Augenblick setzen mußte Weil's aber ein kräftiges Mädel war, erholte es sich rasch, löste das Tuch mit bebenden Fingern und starrte voll atemloser Wonne darauf nieder. Ganz, ganz genau so, wie sie es gemeint hatte! Himmelblau mit rosen=

roten, ſeidenen Blumen darin, und einer violett-grünen Kante, und langen, glänzenden Franzen an allen vier Seiten.

„O du liebes, kreuzbraves Hieronymus'l, das hab' ich mir nit denkt, daß du ſelm in der Nacht noch meine Bitt' erfüllſt!" jauchzte es in namenloſer Wonne, faßte das Bildſtöckel und buſſelte den Patron ſo ungeſtüm ab, daß ſein roter Mantel ganz blaß wurde.

Und dann ſtellte es ihn wieder hin, kniete feierlich nieder und faltete die Hände: „Ich dank' Euch viel, viel tauſendmal, gnädiger Herr, und bitt' Euch, bleibt's mir alleweil gut."

Dann aber ſtürzte es zu dem Hieſel.

Inſ einem Dachſtübchen ſaß er und fuhr ſchnell mit ſeiner Arbeit in die buntbemalte Holztruhe, als er den Schritt auf der Stiege hörte.

„Du biſt's, Roſeli? Ja du mein! wie der wilde Jager fährſt mir ja zum Kämmerl herein!"

„Hieſel, knie' nieder, Hieſel, bet' und ſchlag' drei Kreuz'! So ein' Heiligen wie dein' Schutzpatron, ſo ein' giebt's in der ganzen Welt nit zum zweitenmal!"

Der Alte hatte seine Arbeit wieder hervorgezogen und schnitzte eifrig weiter.

„Es ist nit so schlimm mit ihm", sagte er trotzig und kniff die Lippen ein, daß sich der Bart noch grimmiger sträubte, „gar so viel Verlaß ist nit auf ihn, sonst hätt' er mich dazumal mit dem Bär'n nit so im Stich g'lassen."

„Hiesel, fürchtest dich nit der Sünden? Gegen einen Trumm-Bär ist so ein feines Manderl vielleicht nit aufkommen. Aber ein Geld hat's und mein Gebitt ist gleich erhört worden."

Das Roseli wies aufgeregt das Tuch vor und erzählte, wie es den Heiligen erst gestern darum gebeten hatte.

Da lauschte der Hiesel doch auf, betastete das Tuch und nickte: „Zwei Gulden ist es wert! Hm, wenn man so was sieht, dann kann man ja wieder einmal zu ihm beten."

Roseli schwieg und starrte auf des Alten Hände.

„Ja, mein! Was schaffst denn da?" —

Da winkte es der Hiesel dicht heran: „Dir vertrau' ich's an, Roseli, du bist eine ehrliche Haut. Was ich da schaff'? Ich schnitz' für's Bübli allerhand Gespiel: kleine Rösser, Küh', Hirscherln und Gamsböck'. Die Zirblerin will ihm Küchli backen. Ach, was fragt ein richtiger Bub' danach! Nix, gar nix! Aber meine Hirscherln und Gamserln die g'freuen ihn ganz g'wiß, und darum wollen wir erst abwarten, wen das Bübli lieber hat, die alte Gischpel die Zirblerin, oder — mich, den Hiesel!"

Da ſtreiten ſich die Leut' herum
Wohl um den Wert des Glücks;
Der eine heißt den andern dumm,
Am End weiß keiner nix! —
(Der Verſchwender.)

V.

Die Zirblerin wunderte ſich im ſtillen, was den Hieſel plötzlich ſo einſiedleriſch mache.

Er ſaß entweder droben in ſeinem Dachkämmerchen, oder er tat ſchnell und voll grimmer Haſt die Arbeit, die ihm zuſtand, und ſtelzte alsdann in den Garten hinaus bis unter die drei Eichen am Waldſaum, wo er bei ſchönem Wetter oft ſtundenlang verblieb.

Das hat ihn getroffen, mit den Küchli"! triumphierte Frau Ambroſia und verſpürte nicht das mindeſte Mitleid mit ihrem Rivalen, denn jetzt in der Einſamkeit empfand ſie es noch neidvoller, daß der Hieſel eigentlich die meiſte Zeit beim Bübli geweſen war und demzufolge auch die meiſte Freude am Haſcherl gehabt hatte.

Dieweil ſie an die Arbeit mußte und in Haus und Hof, Küche und Keller das ihre ſchaffte, ſaß der Hieſel gute Stunden bei der Wiege und nutzte die Zeit, ſich ganz und gar in des Friedels Herz zu ſtehlen, denn was wahr iſt, iſt wahr; bei keinem andern Menſchen

gab ſich der kleine Geſell ſo brav und ſtill wie beim alten Waldläufer. Dazumal hatte Frau Ambroſia keine Zeit gehabt, viel darüber zu ſimulieren, jetzt aber dachte ſie alleweil darüber nach, und weil das Heimweh nach dem Suſei, welches ſie ſich nicht anmerken laſſen wollte ſie ſowieſo ſchon „tratzig" machte, ſo war ihr die Eiferſucht gegen den Hieſel ein beſonders guter Anlaß, ſich ſo recht grün und gelb zu giften!

Und wenn der Menſch ſich erſt mal Mucken in den Kopf geſetzt hat, dann ſummen und ſurren ſie hartnäckig darin herum, und je mehr man danach ſchlägt, deſto zudringlicher werden ſie. Hätte ſie nur mal tüchtig aufbegehren und gegen den Hieſel lostratzen können! Aber dazu gab's auch gar keine Gelegenheit mehr, denn der Alte ließ ſich nichts mehr zu ſchulden kommen und ging ihr mit einem geheimnisvoll trutzigen Geſicht aus dem Wege, pfiff ſich eins und ſchnalzte mit den Fingern in die Luft, als wäre er gar wunder wie guter Dinge.

Das Getreib begann die Zirblerin mit der Zeit denn doch etwas zu beunruhigen, umſomehr, als das Roſeli ihr mit radgroßen Augen, ganz atemlos vor Auflöſung und Reſpekt zugeflüſtert hatte: „Ich ſag' Euch, Frau, der Hieſel hat einen Schutzpatron — ſo was iſt noch nit dageweſen, ſo lang die Welt ſteht. Um was man den Patron bitt', das iſt ſchon gewährt, bevor man ſich das Wort noch ausdenkt hat. Ja, der Hieſel, was wird ſich der noch alles vom Himmel holen!"

Da ward die Zirblerin ganz betreten, ſtieß das

Dirnei in die Seiten und blinzte ihm zu: „Sag' mir alles, was du weißt, Roſeli, dein Schaden ſoll's nit ſein!"

Und das Dirnei erzählte mit leiſer, ſchluckſender Stimme, wie es vom Hieſel das Bildſtöckel gekriegt hatte, und wie es den Heiligen als erſtes bitt' hätt, um den Waſtl als Urlauber, und um das Fürtüchel mit den ſeidenen Blumen.

Und am andern Morgen ſchon hat's Fürtüchel am Fenſterſims gehangen und zwei Stunden ſpäter iſt der Waſtl den Weg emporgeſtiegen! Und im beſten Fall hätte es ihn doch erſt zum Oſterfeſt erwartet, und dabei ſei er ſchon am Gründonnerstag dageweſen.

Nur das liebe gute Hieronymus'l hätt' das zuweggebracht, denn der Waſtl wiſſe auch darum und hat geſagt, eh' er nur was vom Tüchel gewußt hat: „Weißt, Roſeli, ich bet' jetzt nur mehr zum heiligen Hieronymus. Das iſt einer! Der kann's!"

Die Zirblerin war ganz blaß geworden und ſeufzte tief auf.

„Du liebe Zeit, wenn man ſo einen Patron doch auch haben könnt!"

Der heilige Ambroſius, zu dem ſie nun ſchon ſeit Kindesbeinen an betete, — der war gar lau und flau und hatte zumeiſt taube Ohren und blinde Augen, und nur zweimal im Leben war er ihr zu Hülfe gekommen. Einmal als ſie der Godl*) wegen nach Plattenhauſen

*) Patin.

gereist ist, und in Nacht und Nebel hat am schwarzen Rayſee vorüber müſſen.

Da hat ihr der Hansl, der neben ihr auf dem Wägelchen das Roß gelenkt hat, erzählt, daß in dieſem Rachelſee zur Nachtzeit „drei verwunſchene g'ſcheckete Fräul'n" aufkämen, von denen eine die leibhaftige Böſe ſei, — und wer ſie zu Geſicht bekäm', mit dem ging's bös aus!

Da hatte ſie in ihrer Herzensangſt ganz laut zum heiligen Ambroſius gebetet, und hatte das Kopftuch zitternd über die Augen gezogen, der Hansl aber, weil er ein Soldat geweſen, habe doch zum See hinüber-geſchielt und nachher hoch aufgeatmet: „Dein Ambroſius hat das Gebet gehört, ich hab' nix am See g'ſehen."

Und das zweite Mal war's geweſen, als die jungen Stier zum erſtenmal naus in die Freiheit gekommen ſind und galoppieren juſtament den Hang runter, wo ſie, die Ambroſia, ein Körbel voll Molbeblätter zum Thee gepflückt hat. Und der eine Stier ſchießt grad auf ſie ein und bohrt die Hörner zur Erden und will gabeln. Da ſchrie ſie in ihrem Schreck laut auf zum heiligen Ambroſius und im ſelben Augenblick knallt's neben ihr aus dem Buſch — und der Stier ſtutzt, ſpringt ſeitwärts und jagt talab hinter den andern her.

Aus dem Molbegeſtrüpp hervor aber trat ein Jäger-burſch, der lachte ſie an und ſprach: „Das hab' ich getan, Dirnei, ich hab' den Teufel g'ſchreckt. Juſtament zur rechten Zeit hat mich dein Schutzpatron des Weg's herg'ſchickt."

Ja, die beiden Male hat der heilige Ambrosius ein' Obacht auf sie gehabt, aber das ist schon lange her, und seitdem hat er nichts wieder von sich hören lassen.

Alt und überständig mag er wohl geworden sein, und hat's satt, und mit dem Überdruß, alleweil nur dazusitzen und auf der Menschen ihr Gebet zu lauern, — ja, wenn man auch so einen eifrigen, fixen Hieronymus haben könnt'! Sie hat sowieso recht viel auf dem Herzen, was sie bitten möcht'.

Die gelbe Henne, die alleweil die beste Eierlegerin gewesen, ist mit einem Male gar träg und ungut geworden und schafft nix mehr, und in dem Keller sind wieder Mäuse und ihr Gepflanztes im Garten will nicht so kommen, wie's sich gehört, — nun, und dem Bübli muß sie ein leichtes Zahnen und dem Susei noch eine gute Freizeit ausbeten, — — aber der Ambrosius fragt nix mehr danach, und der Hieronymus ist dem Hiesel sein Patron.

„Du, Roseli, was meinst?" fragte sie endlich ganz zaghaft, „ob ich nicht einmal an dein' Bildstöckel hinknien und den Heiligen auch so recht dringlich um eine Gutheit bitten kann?"

„Niederknien und bitten könnt' Ihr schon", sagte das Dirnei und zuckte die runden Schultern, „ob's aber was helfen wird! Schaut's, Frau, wenn der Hiesel sein' Patron herschenkt, so tut's der Heilige alleweil nur dem Hiesel zulieb', wenn er sich zu mir wendet. Und darum

laßt Euch ein Bildſtöckel von ihm ſchenken, dann habt's auch Ihr allemal einen Treffer!"

Die Zirblerin ſchüttelte unmutig den Kopf. „Wir ſind ja böſ' miteinander, der Hieſel und ich," grollte ſie, „und ich will nimmer ſchnaufen, eh' ich dem närriſchen Giſchpel den Frieden anbiet'!"

„Na, ewig wird's ja nit dauern damit!" tröſtete das Roſeli und hantierte und kramte in ſeiner Truhe herum und putzte ſich für den Waſtl. Wenn aber ein junges Dirnei an ſeinen Schatz und an ſeinen Putz denkt, dann hat es für kein ernſtes Wort mehr Sinn.

So ſchritt auch die Zirblerin nachdenklich davon, und der Gedanke an den Hieronymus wollte ihr nicht mehr aus dem Kopf.

Vollends als das Roſeli in ſeinem vom Himmel gefallenen Fürtuch mit Lachen und Jubilieren aus der Tür ſprang, dem Waſtl entgegen, da hing ihr Auge wie gebannt auf dem Tüchlein und ſie dachte trotzig: „Wer weiß, am Ende vergunnt's dir die Dirn bloß nit, ich bet' doch zu ihm."

Und ſie ſtieg heimlich in des Roſelis verlaſſene Kammer und betete zu dem heiligen Hieronymus. Erhobenen Hauptes kam ſie wieder herab und ging in Haus und Hof umher und hatte einen ſcharfen Merk auf die gelbe Henne, warf ihr gelben Weizen vor und ſperrte ſie apart. Aber ihre Zuverſicht bekam einen argen Stoß, denn die Henne legte auch jetzt nicht wieder, und vom Suſei kam ein Brief, in dem ſie klagte, der Friedel ſei

gar unruhig und ſchreie in der Nacht, und das käme wohl von den Zähnen, die ihm jetzt einſchöſſen.

Da ſeufzte die Zirblerin noch mehr und dachte: „Das Roſeli hat doch recht. Wenn der Hieſel mir nit auch ſelber ein Bildſtöckel ſtift', dann hilft mein ganzes Gebitt' nix."

Und von der Stund' an dachte die Zirblerin darüber nach, wie ſie's wohl anfangen möcht', den alten Starrkopf zum erſten Wörtel zu bringen, denn ſie als Weibsleut konnt' doch nit anfangen — das ſtand bolzenfeſt. —

Sie ſchenkte ein Glas Kranawitter ein und ſtellte es an des Hieſels Platz.

Der Alte zwinkerte mit den Augen und tat, als hätte er nichts Beſonderes geſehen, aber er nahm das Glas und trank es leer.

„Ich bin ſo zerfahren, Roſeli", ſagte er dazu und ſpielte ſich auf den Zerſtreuten hinaus . . . „bei mir muß's jetzt ſchon grob kommen, wenn ich was merken ſoll!" Sprach's, erhob ſich und ſtelzte davon, als ob gar nichts Ungewöhnliches geſchehen ſei.

Die Zirblerin ärgerte ſich, aber ſie dachte an das Bildſtöckel, und andern Tags ſtand auf des Hieſels Platz eine Brühſuppe mit Wurſt darin. Der Alte verzog keine Miene und löffelte ſchweigſam drauf los, bis das Roſeli ihn kichernd in die Seite ſtieß und fragte: „No, merkſt nix?"

„Gar nix nit", ſagte der Hieſel, den Schnauzbart

wiſchend. „Ich hab' einen ſo viel wehen Kopf.“ — Und ging.

Da ſah wohl die Zirb=

lerin, daß ſie auf dieſe Weiſe nichts ausrichte, aber ſie ſorgte trotzdem gut für den Alten, denn ſie dachte: „Einmal kommt er doch!“ Außerdem wollte ſie es nicht mit ihm verderben, denn wer ſo einen mächtigen Patron hat, der ſetzt alles durch, und der Hieſel war in ſeinem Grimm womöglich imſtande, alles Kreuz, Leid und Ungemach auf ſeine Widerſacherin herabzubeten.

Dem Waſtl ſein Urlaub war abgelaufen.

Er hatte von dem Roſeli Abſchied genommen und geheimnisvoll geſagt: „Bet' zum heiligen Hieronymus! Ich denk', er bewirkt's, daß ich im Herbſt ſchon frei komm'.“

„Selb iſt ja gar nit möglich, ſagt der Schill“, ſchluchzte das Dirnei. „Drei Jahr' iſt das allergenaueſte, was der König ſeinen Soldaten abverlangt.“

Waſtl zog die Brauen zuſammen. „Was ein richtiger Schutzpatron iſt, der kann alles“, beharrte er. „Laß nur nit nach, ihn gut zu ſtimmen.“

Und abends, als das Roſeli noch bei der Zirblerin im Garten war, und das Leinen auf der Bleiche goß, da kraxelte es wieder am Spalier vor des Roſelis Fenſter, und des Waſtl's Kopf taucht auf und lugt in das leere Stübchen.

Ein Mondſtrahl fällt juſt auf das Bildſtöckel, und des Burſchen ſcharfer Blick haftet darauf und er murmelt: „Alsdann ich ſag' dir pfüat Gott, liebes, heiliges Hieronymus'l und ich tät dich noch einmal gemahnen an unſeren Vertrag, den wir miteinander hab'n. Das Tüchel hab' ich dir zu Ehren her'geben, und ich mein',

eine Lieb' iſt der anderen wert. Ich bitt' dich darum gar vielmal, laß mich jetzt nit im Stich, ſonſt werd ich falſch und blamier' dich vor dem Dirnei, und ſag' ihr, woher das Tüchl kommen iſt. Gelt, liebes, heiliges Mannerl, du denkſt auf dein Verſprechen und ſchaffſt mich frei!" Und der Waſtl heftete den Blick ſtarr auf das Bild, halb demütig bittend, halb trotzig und herausfordernd.

Da kamen die Dackeln zur Haustür herausgekläfft, und der Waſtl ſchwang ſich behend zurück und ſprang ab von der hölzernen Galerie, welche rings um das Forſthaus lief.

Durch den Garten huſchte er, hinter den knoſpenden Hollunderſtauden durch, nach dem angrenzenden Wald. Dort ſtand er ſtill und lüftete die Mütze, welche er feſt eingedrückt hatte, und ſtrich ſich mit dem Handrücken über die Stirn.

„War's mir doch, als hätt' das heilige Mannerl mit dem Kopf genickt, wie ich fort bin. O mein, ich glaub's jetzt ſchon ſelber, daß es Wort halten wird."

Und ein fröhliches Liedchen pfeifend, ſchritt der Burſch' rüſtig zu Tal, blieb an dem Tannenhügel noch einmal ſtehen und ſchickte dem Roſeli den letzten Juhſchrei zurück. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der Frühling war gegangen und der Sommer gekommen, und in dem Forſthaus hatte ſich wenig oder nichts verändert. Die Zirblerin und der Hieſel waren

noch wie vor „verkeit", aber das war nicht die Schuld der Frau Ambrosia, denn sie legte dem Hiesel nichts in den Weg, hielt ihn gut und gab ihm manchmal schier das Wort in den Mund, das der Alte nur auszusprechen brauchte, um wieder den Frieden herzustellen.

Aber der Hiesel sprach's nicht, denn er war seit jeher ein „Grantiger" gewesen, und selbst die Tränen der Zirblerin, welche sie just einmal geweint hatte, als er ihren Weg kreuzte, hatten ihn nicht zu einer teilnehmenden Frage hingerissen.

Der Frau Ambrosia Sehnsucht nach einem „eignen" Bildstöckel aber ward von Tag zu Tag größer und machte sie mürbe, so daß sie bereits gewillt war, ihren ganzen Trotz schmelzen zu lassen, nur um des heiligen Hieronymus willen.

Aber ehrenhaft sollte ihr Rückzug sein, sonst lieber an ihrem Herzeleid zu Grunde gehen.

Die Zeit rückte immer näher, wo Maria Himmelfahrt im Kalender stand, und das Susei schrieb, sogar um zwei Tage früher käme es schon mit dem Friedel, denn also passe es besser mit der Reise.

Da gab's wieder Leben und Treiben und frohe Gesichter im Forsthaus, und die Zirblerin sagte so kräftig, daß es der Hiesel hören mußte: „Jetzt bin ich bloß neugierig, an wen sich das Bübli am liebsten halten wird! Wenn es der Hiesel ist, dann sterb' ich vor Kränkung, aber ich glaub's nit. Das Bübli hat einen extrafeinen Kopf und wird sich nix einreden lassen."

Dem Hieſel ſchoß das Blut ins Geſicht und er preßte mit flinkernden Augen die Lippen zuſammen, gar gern hätte er ſeiner Widerſacherin gedient, aber er begnügte ſich damit, den Kopf in den Nacken zu werfen und ein paar mächtige Dampfwolken zu paffen.

„Ich ſpar' den Zucker nit an den Küchli", fuhr Frau Ambroſia fort, „und mit einem Kinde iſt es wie mit einem kleinen Viecherl — wer ihm zu freſſen gibt, dem hängt es an. Der Hieſel kann dagegen nit aufkommen, er hat nix für das Bübli und mit ſeiner Muſik auf der Zupfgeigen richt' er gegen die Küchli nix aus.

Das Roſeli machte ganz betroffen eine Bewegung nach dem Waldhüter und guckte ihn an, als ob es ſagen wollte: „O mein, wann die wüßt'!!"

Der Hieſel aber winkte dem Dirnei ab und legte mit hochgezogenen Brauen bedeutſam den Finger auf den ſtruppigen Bart. Aber er ſah dabei ſehr verſchmitzt aus und trommelte mit den Fingern ſo feſch auf der Ofenbank, daß der Phylaxel darunter hervorkroch und ihn halb verweiſend, halb fragend anſchaute.

Die Zirblerin tat, als merke ſie all ſo etwas nicht.

„Wenn es der Hieſel trotzdem zuwege bringt", fuhr ſie fort, „nachher glaub' ich, daß er hexen kann. So einen Triumph hätt' noch kein Mannerleut in ganz Bayern nit g'feiert. Das vergunn ich ihm nit, darum geſchieht's auch nit. Ich nehm' auch recht viel Weinberln in die Küchli. Roſeli, wenn's der Hieſel fertig brächt', daß das Bübli mein Küchli aus der Hand ließ' und greifet

nach dem Hieſel, es wäre aus und geſcheh'n mit mir. Der Hieſel hätt' nix auf der ganzen Welt, mit was er mir ſo ein Kümmernis gut machen könnt' — er allein hätt' mir den Reſt geb'n."

Die Sprecherin blinzte nach dem Alten hinüber, was ihre Worte wohl für einen Eindruck machen möchten, und ſie ſah's mit Genugtuung, daß der Alte ſich mit einem Ruck ſtramm aufrichtete. Seine Lippen bebten vor Erregung und die braunen Hände geſtikulierten hin und her.

„Roſeli", ſagte er, „ich hab' mir nimmer g'wünſcht, daß mir's im Leben beſſer gehen ſoll als anderen Leuten; ich hab' den König nit beneidet und ich hab' mich g'freut, wenn's euch anderen 'glückt iſt. — Aber einmal im Leben möcht' ich zuerſt kommen: beim Büberl! Und ſchau, Roſeli, wenn die Zirblerin mir dieſe einzige Freud' vergunnen möcht', ich wär' imſtand', ihr zu Dank zum Himmel hinaufzukraxeln und ihr die Engerln, einen nach dem andern, ſelber herunterzuhol'n. Aber die Frau tut mir keinen Gefallen mehr, wir ſind verfeit und bleiben's, und damit baſta!"

Und der Hieſel fuhr mit ingrimmiger Bewegung über die Augen, ſchlug mit der Hand auf das Grünei, daß es ihm bis über die Ohren fuhr, erhob ſich jäh und ſtelzte hinaus.

Die Zirblerin ſtieß in das Herdfeuer, daß es hell aufflammte und ihr heiteres, befriedigt ſchmunzelndes Geſicht in rote Glut tauchte.

Nun waren ſie wieder da!

Welch eine Freude, welch eine Aufregung! Das Bübli ward angeſtaunt und bewundert, wie groß und dick es ſei, und es krähte und ſtrampelte vor Luſt mit den drallen Beinchen, und tat gar nicht blöde, ſondern lachte alle mit den blanken, luſtigen Braunaugen an, nur von der Evi Arm wollte es nicht. Das Eſſen war aufgetragen und hatte der Zirblerin alle Ehre gemacht, und weil das Bübli des Mittags beſonders lange geſchlafen, trug es die Evi noch ein Stünderl vor's Haus, in den köſtlich warmen, duftigen Sommerabend hinaus.

Da ſaßen ſie alle im großen Kreis und der Hieſel hatte die Zither vor ſich und ſpielte, und Friedel tanzte auf der Mutter Arm und jubelte und ſpielte über die Schulter hinweg „Guckguck!" mit dem Hieſel, aber zu ihm wollte es doch nicht, ſo oft er auch die Hände nach ihm ausſtreckte und mit den Fingern winkte.

„Die Muſik lockt's nit!" ſagte die Zirblerin laut, „nun laßt einmal ſeh'n, ob ich mehr Glück hab' wie der Hieſel!" und ſie trat vor das Bübli, griff in die Ledertaſche, zeigte ein goldgelbes Küchlein und hielt es ihm hin.

„Kommſt zu mir, Friedel? guck, — dann kriegſt's!" Das dralle Bürſchlein ſchien von dem Anblick des leckeren Gebäcks wie elektriſiert, er griff und haſchte danach und quiekſte hell auf vor Vergnügen, wollte gern hin und hatte doch noch nicht den Mut dazu, — und die Zirblerin lockte immer dringlicher und hielt ihm den Kuchen ans

Mündchen und ſprach: „Na, dann leck' mal — und ſchmeck', wie gut es iſt — und dann kommſt, gelt?"

In dem Augenblick aber ſtand der Hieſel auf der

anderen Seite, ſchnalzte mit der Zunge und hob jäh ein ſchneeweiß geſchnitztes hölzernes Hirſcherl empor. —

„Ein Jager halt's mit dem Wild! Kommſt nit lieber zu mir, mein Haſcherl?" rief er, und der Friedel krähte hell auf, warf das Küchlein, an welchem er gierig geleckt, mit allen Zeichen des Unmuts von ſich weg und verlangte mit beiden Ärmchen zu dem Alten.

Der griff es ſchnell, ſchwang es auf den Armen und ließ es tanzen, und der Friedel ſchlug jubelnd mit dem Hirſchchen gegen ſeine Schulter, packte derb in den Spielhahn vom Grünei und patſchte mit den Grübchenpatſcherl wo's nur hinkam! Und dann ſetzte ſich ſein neuer Spielkamerad mit ihm nieder, und der Kleine drehte das Hirſchchen in den Händen, führte es zum Munde und ſagte ihm in ſeiner Sprache viel zärtliche Dinge, die ſonſt wohl kein anderer verſtehen konnte — — „Hm—ai —da—da—la—la—", aber der Hieſel verſtand's doch und die Freudentränen liefen ihm über die Wangen und der Stolz leuchtete aus ſeinen Augen.

Ein allgemeiner Jubel erhob ſich im Kreiſe. „Zum Hieſel geht's! Der Hieſel hat den Vogel abg'ſchoſſen!" und nur die Zirblerin raffte ſchnell ihr Küchlein auf — und verſchwand damit im Hauſe.

Niemand hatte in dem Trubel auf ſie geachtet, nur des Hieſels Blick folgte ihr, — zuerſt flammend in höchſtem Triumph, dann plötzlich weich und milde, feucht ſchimmernd wie in jähem Mitleid.

Frau Ambroſia haſtete nach der Küche, zog mit

ſchalkhaftem Schmunzeln das Küchlein hervor und ſah lachend darauf nieder.

„Armes Haſcherl, ich glaub's, daß du ſo eine Backerei von dir wirfſt. Gallbitter muß es geſchmeckt haben, weil ich's mit Taubengall ang'ſtrichen hab'." Und ſie ſeufzte plötzlich auf. „O mein, was tut man nit alles um ſo einen heiligen Hieronymus! Nur für ihn hab ich eine ſolche Komödie mit dem Hieſel auf=g'führt damit er eine rechte Freud' hat. Ich mein', das iſt ein Bildſtöckel wert. Jetzt hab' ich's wohl ſicher und das tröſtet mich. Das Bübli muß ich freilich dem Hieſel laſſen, aber ich hab' ja noch das Suſei. Die iſt ja alleweil mein Dirnei g'weſen, ganz allein wie mein eigens. Und ich denk', das Suſei laßt ſchon einmal wieder von ſich hören und was dann kommt, nehm' halt ich allein in die Pfleg'."

So philoſophierte die Infrau und warf das ſo heldenmütig präparierte Gallenküchlein ſchnell ins Feuer, eh' es an ihrer Liſt zum Verräter wurde.

Dann ſetzte ſie ſich hin und wartete auf den Hieſel, denn daß er kommen würde, wußte ſie ganz gewiß.

Ein tratziges und dickkopfiges Mannerleut war er wohl, aber doch ein gar gutherziges dazu, und die Freude über ſeinen Sieg machte ihn vollends großmütig.

Richtig, es währte kaum ein Viertelſtündchen noch, da trugen die Suſei und die Evi das Haſcherl zur Wiegen, und des Hieſels Stelzfuß klang laut auf den Flieſen.

Nun kam er und die Zirblerin dachte ſchalkhaft: „Jetzt kommt der zweite Teil vom Komödieng'ſpiel, jetzt flenn' ich wie die Genoveva, das macht ihn dann ganz butterlweich.“

Dabei drückte ſie die Schürzen vor die Augen, kauerte neben dem Herd nieder und ſchluchzte zum Gotterbarmen.

In der Tür ſtand der alte Waldläufer und rückte verlegen am Grünei, wie er die Infrau ſo bitterlich weinen ſah.

„Zirblerin“, ſagte er leiſe, „kommt Ihr nit zum Bübli?“

Keine Antwort, nur das Schluchzen verſtärkte ſich. Er kratzte ſich unſchlüſſig den Kopf, trat näher und tippte die Frau Ambroſia auf die Schulter.

„Was habt's denn zu zaunen?“

„Eine Herzkrankheit hab' ich — und ſterben werd' ich daran.“

„Larifari, mach' Sie keine Faxen, Zirblerin.“

„Sei ſtad, du haſt mich um alle meine Freud' betrogen.“

Der Hieſel atmete ſchwer und ſah immer bedrückter aus.

„Wegen dem Bübli? Seid nit närriſch, wißt's ja: dem einen ſeine Tränen ſind dem andern ſein G'lachter. Ich bin ſo glücklich g'weſen, wie das Haſcherl zu mir kommen iſt und das iſt nit oft bei ſo einem alten verlaſſenen Nullerl wie ich's bin. Könnt's mir ſchon vergunnen, Frau, das biſſerl Glück!“

Das klang so wehmütig, daß die Zirblerin die Hand hinter dem Rücken darreichte und leise schluchzte: „I vergunn dir's ja gern, Gott geseg'n's dir!"

Der Hiesel stürzte sich allsogleich auf die rauhe, schwielige Hand und drückte sie krampfhaft zwischen den seinen.

„Verkeit waren wir, aber jetzt ist alles wieder gut, wir hab'n wieder Fried', und das Bübli ist das Engerl dazu. Wenn ich nur wüßt', wie ich der Zirblerin eine Freud' machen könnt', gleich auf der Stell' tät ich's."

Frau Ambrosia horchte hoch auf.

„Ja mein! Eine Freud'? Dahier auf Erden ist keine Freud' mehr zu finden für mich — aber im Himmel! Ja, wenn der Hiesel mir eine Gutheit tun möcht' und mir's aus dem Himmel holen . . ."

„Muß ich sterben dazu?" forschte der Alte, ein wenig betroffen, „anders komm' ich ja gar nit 'nauf."

Da lachte die Zirblerin und ließ die Schürze herab.

„Verhüt's Gott, sterben? Lebendig mußt sein dazu. Schau, Hiesel, so ein Bildstöckel mit dem Hieronymus, wie du dem Roseli eins g'schnitzelt hast . . .!"

Er warf mit einem Juchzer das Grünei in die Luft und legte den Arm um der Zirblerin Schultern.

„So ein selbiges willst? O mein, akrat hab ich einen fertigen Patron für's Susei steh'n, aber jetzt kriegst ihn du. Ich geh, ich hol' ihn. Ja, so ein Hieronymus der schafft alles; wenn Ihr Euch an den wendet, nachher tut Ihr keine Fehlbitt'!"

Er humpelte glückſelig davon, das Bildſtöckel zu holen, und die Zirblerin wiſchte über das glänzende rote Geſicht und ſchmunzelte: „Den hätt' ich!" —

— — An demſelben Abend noch kniete ſie vor dem heiligen Hieronymus und betete recht gläubig und hoffnungsfroh für die gelbe Henne, „daß ſie möchte Eier legen, für dem Bübli ſeine Zähn' — für die vermaledeiten Mäus' in der Speiskammer, daß ſie möchten das Elend kriegen —" — und während ſie ſo andächtig dem neuen Patron ihr Herz ausſchüttete und die Welt ſtill und ſchlafend im ſilbernen Vollmondſchein dalag, — da huſchte plötzlich das Suſei nach der Wagenremiſe.

Der Toni wartete ſchon im Schatten und hielt einen Korb in den Händen.

„Haſt ihn gut verſteckt gehalten, Toni?" flüſterte die junge Frau. „Und haſt du die alte, gelbe Henne ſchon gegriffen? Weißt' die Zirblerin hat immer in ihren Briefen geklagt, daß ihr Liebling, die Gelbe, nit mehr legen will. Und da iſt mir der Gedanke kommen, wie ich dem braven Weiberl eine Freud machen könnt'! Ich habe genau ſo eine gelbe Cochinchina zu kaufen kriegt — die iſt jung und legt wunderbar. Die ſetz' ich der Zirblerin in den Stall und die alte Henn' ſchenk' ich dir, Toni, kannſt ſie deinem Mutterl bringen, die brat' ſie dir. Aber, daß du nix austratſcht, hörſt!

Der Toni verſprach's mit fröhlichem Gelach, und ſie ſetzten die neue Henne in das ſeparate Ställchen der alten, und die Suſei legte ein friſches Ei zur Vorſicht

neben das Neſt, — und dann huſchte ſie kichernd zurück, und der Toni ſtürmte mit der alten Gelben zungenſchnalzend zu Tal.

So ein Fux gefiel ihm, Krutzi Türken ja!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen gab's ein heftiges Laufen und Türenſchlagen im Haus.

Die Zirblerin ſaß vor dem Hühnerſtall, käsweiß im Geſicht, mit ſchlotternden Knien, und das Roſeli holte ihr einen Bärenwurz zur Stärkung.

„Sie hat g'legt, Roſeli!" flüſterte Frau Ambroſia mit weit aufgeriſſenen Augen. „Seit Monaten hat ſie zum erſtenmal wieder g'legt. Und warum? Weil ich geſtern abend zum Hieronymusl bitt' hab'. So ein Schrecken iſt mir in die Glieder g'fahren,

wie ich jetzt g'sehen hab', wie schnell das Gebet in Erfüllung gegangen ist. Und so sauber hat die Gelbe ehedem nie ausg'schaut, nit wahr, Roseli, oder vexiert's mich? Weißt, mein Augenlicht ist in der Nähe nit mehr so scharf."

„Wohl, wohl, es ist so", bestätigte Roseli eifrig und bekreuzigte sich. „Was für ein Patron ist das? Da kann man ja das Blaue vom Himmel herunterbitten."

„Nit im Übermut, Dirnei", schüttelte die Alte den Kopf, „nur was einem not tut, sonst verdrießt's ihn. Aber hör', Roseli, plausch' nit, ich weiß es und du weißt es, das ist genug. Schau, wenn die Leut' hören, was für ein splendides Mannerl der Hieronymus ist, nachher laufen sie ihm alle über'n Hals und dann laßt er nach in seiner Gutheit und paßt nit mehr so viel auf uns auf."

„Ich verstehe Euch, Zirblerin, und ich werd' mich hüten", nickte das Dirnei gewichtig. „So was Gutes behält man für sich selber."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nicht nur den Wunsch betreffs der Gelben erhörte der neue Schutzpatron, auch dem Bübli hat er zwei Tage nachher den ersten Zahn geschenkt, ohne daß eine Menschenseele etwas davon gewahr worden wäre, und das riß die Zirblerin und das Roseli, ihre Vertraute, zu wahrhaft begeisterter Dankbarkeit hin.

Die Infrau tat es nicht unter einem feinen Kranz

von Zitternelken, welche kunſtvoll aus Silberdraht und Flittern hergeſtellt waren, damit ſchmückte ſie ihr lieb's, wunderkräftig's Bildſtöckel; das Roſeli konnte ſo viel nicht anlegen, aber es kränzte ſeinen Hieronymus mit friſchen Blumen und hing ein Wachsherzel bei ihm auf, für den Waſtl. Und es vergaß nicht, für den Schatz zu beten, daß er zum Herbſt ſchon möge frei kommen, wenngleich es manchmal doch bei aller Zuverſicht recht beklommen aufſeufzte und ſelber vermeinte, ſolch eine ſchwere Bitt' ſei gar unbeſcheiden und ein Fürtüchel und eine Henn' wären ſchon eher zu beſchaffen, als ſo ein kecker Eingriff in des Königs Regiment.

VI.

Wie freu' ich mich! wie freu' ich mich!
(Die luſtigen Weiber.)

Eine ſo herrliche Zeit hatte man ſchon lange nicht zuvor verlebt, vollends als die gräflichen Herrſchaften wieder ihren Einzug auf Schloß Kochenhall gehalten und trotz viel ſtädtiſchen, vornehmen Beſuchs doch häufig in dem Forſthaus vorſprachen. Nichts amüſierte die Gräfin mehr als wie des Friedels abſonderliche Kinderfrau mit dem Stelzfuß, und ſie lobte des Hieſels ehrliche Treue und Fürſorge und meinte, einen zuverläſſigeren Wärter könne Frau Suſei niemals für ihren Kleinen finden.

Es war reizend anzuſehen, wie die beiden Knäblein zum erſtenmal einander gegenüber geſetzt wurden auf den weichen duftigen Raſen, über welchen die gräfliche Kinderfrau zuvor noch vorſichtshalber ein dickes Wollplaid breitete.

Der Hieſel ſah das mit Staunen, denn ſein Friedel rutſchte zumeiſt ohne ſolch feines Tuch im Gras herum und freute ſich daran, die Blumen und Gräſer zu raufen; aber was war auch ſein Bübli für ein ſtrammes, feſches

Nordsmannerl, gegen das blasse, feingegliederte Grafensöhnchen mit den großen, ernsten, klugen Augen. So auf den ersten Blick mochte man den derben, drallen Friedel um vieles älter halten wie den kleinen Eckbrecht, denn er wog wohl um acht Pfund mehr und war in all seinen Bewegungen viel fixer und kräftiger wie der bedächtige kleine Graf! Wenn man aber wiederum in die Gesichtchen der Knaben schaute, und den klugen verständigen Ausdruck in Eckbrechts Augen sah, während des Friedels blanke Schelmenaugen wohl viel Lebensfreude, aber keinerlei Nachdenklichkeit verrieten, dann ward man doch zweifelhaft, und taxierte das Söhnchen der Schloßherrin um ein bedeutendes älter, als es war.

Die beiden Kleinen fanden ein sichtliches Wohlgefallen aneinander und ergänzten sich in glücklichster Weise, denn wenn Eckbrecht gar zu still und träumerisch die Blumen und Steinchen umeinander drehte, dann warf sie Friedel desto ungestümer umher, lachte und patschte den Spielkamerad an, bis dieser von seiner Heiterkeit angesteckt wurde und sich bemühte, es dem wilden kleinen Schelm im Kriechen, Purzeln, Lachen und Krähen nachzutun. Und wiederum blickte Friedel voll Interesse auf Eckbrecht, wenn dieser es verstand, sich lange Zeit mit einem Spielzeug trefflich zu unterhalten, und er ahmte es ebenfalls nach, untersuchte seine Hirsche und Rössl'n genauer wie bisher und drehte sie auch in den Händchen wie sein Freund, wenngleich ihm der Reiz eines solch geduldigen Spiels nicht ganz verständlich schien.

Der Hiesel hatte für das fremde Bübli sogleich das beste Gamsböckel aus dem Reservefond seiner Truhe herausgeholt, und es dem kleinen Grafen geschenkt, denn es schwellte sein Herz voll Stolz, daß Eckbrecht ein gar zu großes Entzücken an dem Tierchen fand.

Die Gräfin sprach sich auch sehr anerkennend über des Alten Schnitzkunst aus und sagte: „Solch ein Spielzeug lob' ich mir, — das ist vernünftig aus schönem, weißem Holz hergestellt, ohne die abscheulichen bunten Farben, die Pappe und Tuch- und Metallverzierungen all der käuflichen Waren, — daran können die Kinder auch einmal unbeschadet lecken und knabbern, und das ist vorläufig noch der größte Spaß für sie!"

Dann wollte sie dem Hiesel anbieten, er solle ihr für ein gutes Geld noch mehr Tiere schnitzen, aber da kam sie schlecht an.

Der Alte lupfte respektvoll sein Grünei und stand so stramm, wie er's nur konnte.

„Das niemals nit, Euer Gnaden!" sagte er sehr entschieden. „Es genügt mir, wann dem Hascherl das G'spiel freut — dazu hab' ich's g'macht. Und wann's das Gamserl zusammeng'schlagen hat, nachher kriegt's einen Bären oder einen Fuchs. Ich sitz' ja alleweil und schnitzel, wenn der Friedel nit grade eine Musik will. Und eine Arbeit ist's nit — das Holz hab ich umsonst — bleibt nix zu zahlen."

„Nun so danke ich Ihnen recht herzlich, lieber Hiesel, und hoffe, Sie bleiben dem Eckbrecht gut Freund!"

lächelte die Gräfin und reichte dem Waldläufer ihre schneeweiße, ringblitzende Hand, so daß dem Alten das Blut in das braune Gesicht schoß.

Er wischte seine verarbeitete Rechte erst fürsorglich hinten an seiner speckigglänzenden Lederhose ab, in dem naiven Glauben, daß sie dadurch vielleicht etwas sauberer würde, und dann griff er bieder zu und drückte das feine Händchen der Gräfin herzhaft in der seinen. „Das will ich, schon darum, weil der Friedel dem Kleinen so gut ist!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Nach ein paar Tagen hielt die gräfliche Equipage wieder vor der Oberförsterei und die Kinderfrau stieg mit dem Baby und die Gräfin mit einem großen Paket im Arm aus.

„Hier, lieber Hiesel", lächelte sie in ihrer so hoheitsvollen und doch so freundlichen Weise, „was der Eckbrecht seinem guten Freunde mitbringt! Ein bißchen was zu rauchen, während er ihm die schönen Tierchen schnitzt!"

„Ja mein!" stotterte er, „heut' ist doch nit mein Namenstag oder mein Purzeltag. Und so ein Präsent! Da bleibt mir ja gleich der Verstand steh'n!" und er nahm die wundervolle, buntbemalte, kurze Pfeife zur Hand und starrte auf den Porzellankopf nieder, welcher in herrlichen Farben ein Bildnis zeigte, eine Sauhatz im grünen Tannenwald, so lebendig, daß man meinte, das Hallo und Hussa und Hundegebell zu hören.

„So eine hat ja nit einmal der Praktikant!“ ſtöhnte der Hieſel und ſog vor Betroffenheit die Luft ein, daß es pfiff. „Und dann gar den Tabak, den ihr gleich mit'bracht habt! Das iſt eine Pracht! Was kann ſich der Menſch mehr wünſchen als die G'ſundheit und einen guten Tabak!“ Und der Hieſel packte mit zitternden Fingern ſechs große volle Pakete feinſten Rauchtabaks aus und ſchnalzte bei dem Anblick eines Brazilglaſes ganz außer ſich vor Wonne mit der Zunge. „Und gar noch ein' Brazil! Als ob Ihr gewußt hättet, daß ich für mein Leben gern ſchnupf'! So ein' Brazil! Gerade dieſes Zeug macht einem ſo einen guten Geſchmack. Na, da dank' ich Euer Gnaden — Gott vergelt Euch ſo eine Guttat!“

Dabei liefen ihm die Tränen über die hageren Wangen und die Hände, mit welchen er ſeine Schätze gefaßt hielt, zitterten.

Er machte eine kurze Bewegung mit dem Kopfe nach der Gräfin, welche ſoviel ausdrückte als wie: „Weißt ja, wie ich's meine — reden kann ich nit mehr!“ und ſtelzte alsdann ſo eilig wie er nur konnte davon, um in ſeinem Dachkämmerchen allein und unbeobachtet ſich völlig dem Rauſch des ſo unverhofft gekommenen Glückes hinzugeben. So verlief das Leben ſorgenlos und voll ſchönſter Harmonie, und es erreichte an einem friſchen, ſonnigen Spätherbſttag des Glückes Höhepunkt. War es doch zuvor ſchon allen aufgefallen, daß der Oberförſter viel Geheimes mit dem Seehofer zu tuſcheln hatte und

verſchiedene große Dienſtbriefe ſchrieb, ſo erſtaunte es männiglich im Forſthauſe noch mehr, als an beſagtem ſchönen Herbſttag das offene Jagdwägelchen zur Bahnſtation rollte, um ein paar hohe Vorgeſetzte aus der Reſidenz, welche dem Oberförſter von früher her bekannt und befreundet waren, abzuholen.

Die Zirblerin und das Suſei hatten voll höchſten Eifers ein gar treffliches Mahl hergerichtet, und als die Tafel beſonders feſtlich mit Tannengrün und den leuchtendſten Herbſtblumen geſchmückt war, da eilte die junge Frau davon, ſorgſamer und geſchmackvoller wie je Toilette zu machen. Sie trug ſonſt mit Vorliebe die bayriſche Gebirgstracht, wenn ſie daheim war, heute aber legte ſie das elegante, dunkelgrüne Tuchkleid an, welches ihre blonde, roſige Schönheit ganz beſonders zur Geltung brachte, und ſah ſo blühend und jung und ſchlank, und doch ſo kraftvoll ſchick darin aus, daß die Zirblerin voll ſtolzer Zufriedenheit nickte: „Wenn mir jetzt wer ſaget, Ihr wäret die Gräfin ſelber, ich tät's glauben.“ Und dann kamen die beiden Herren, ein Oberforſtmeiſter und ein Forſtrat, von Leutnant Seehofer begleitet, und man ſaß nach einem kräftigen Imbiß in dem Arbeitszimmer Schills zuſammen und führte lebhaft und eifrig die Unterhaltung.

Bei dem Mittageſſen aber erhob ſich der Oberforſtmeiſter und brachte einen gar überraſchenden Trinkſpruch aus.

Sein erſtes Hoch galt dem König, ſein zweites dem

Forſtmeiſter Schill, und ſein drittes dem neuernannten Oberförſter Seehofer.

Welch eine Freude, welch eine Aufregung in dem ganzen Forſthaus!

So etwas hatte ja keiner vermutet. Nur der ältere Forſtpraktikant ſtrich ſich ſein dunkles Schnurrbärtchen gewichtig empor und meinte: „Es war wohl an der Zeit, daß Schill avancierte, und der Feldjäger hat ſeine Oberförſterei auch verdient. Nun bin ich nur geſpannt, in welche Stadt der Schill verſetzt iſt, und wenn wir an ſeine Stelle herbekommen!“

Die Worte übten eine furchtbare Wirkung. Wie ein Waſſerſturz dämpften ſie all die himmelhoch ſchlagenden Flammen der Freude.

Fort von hier? In die Stadt hinein? So etwas war ja gar nicht auszudenken!

Die Zirblerin ſaß auf der Herdbank wie gelähmt, denn ein Abſchied von ihren Heimatbergen deuchte ihr ſchlimmer wie der Tod, und wiederum ein Trennen von der Familie ihres Brotherrn war ein Unding, — eh' löſt man einen Rettig mit allen Wurzeln und Faſerchen aus ſeinem Erdboden, eh' man die Zirblerin von ihren Lieben trennt.

Welch ein böſer, ſchrecklicher Blick in die Zukunft! Auch der Hieſel ſaß, als ſei ihm die ganze Ernte verhagelt und 's Roſeli und die Evi lamentierten, daß ſie nun auch gar keine Freude mehr an den neuen Titeln der beiden Herren hätten! Erſt am Abend, als der neue

Forſtmeiſter die Herren zur Bahn brachte, und die Suſei freudeglühend in die Küche ſtürmte, die Zirblerin noch einmal ſo recht ungeniert mit Wonne zu umhalſen, und als ſie ſtatt lachender Geſichter all die niedergeſchmetterten Mienen ſah, da ſchlug ſie ſchier übermütig die Hände zuſammen und gab Beſcheid.

„Der Vater" — ſagte ſie, „hat niemals eine Freude am Stadtleben gehabt und hängt an ſeinem Dörfel und den Bergen hier mit derſelben Lieb' und Treue wie ihr. Nur mit großem Unmut hat er daran gedacht, daß man ihn nun bald zum Forſtmeiſter machen werde, was ja eine Verſetzung zur Folge haben mußte. Allzu rüſtig iſt er auch nicht mehr, ihr wißt, daß er's leicht mit der Atemnot bekommt, vollends in der Stadtluft. — Na, da hat er den Entſchluß gefaßt, ſich zur Ruhe zu ſetzen, und weil ſie ihm in der Reſidenz gar wohl geſonnen ſind, und auch meinem Oswald ſtets ein großes Wohlwollen entgegengebracht haben, da iſt die Sache nach Vaters Wunſch geregelt worden.

Er ſetzt ſich zur Ruhe und nimmt ſeine Penſion, und mein Mann bekommt an ſeiner Statt hier die Oberförſterei, dann wohnt der Vater bei uns und braucht ſich nicht von uns und ſeinen lieben Bergen zu trennen, und wir alle bleiben hinfort beiſammen und brauchen nicht wieder Abſchied zu nehmen; ſeht ihr, das war's, was der Vater jüngſt gemeint hat!"

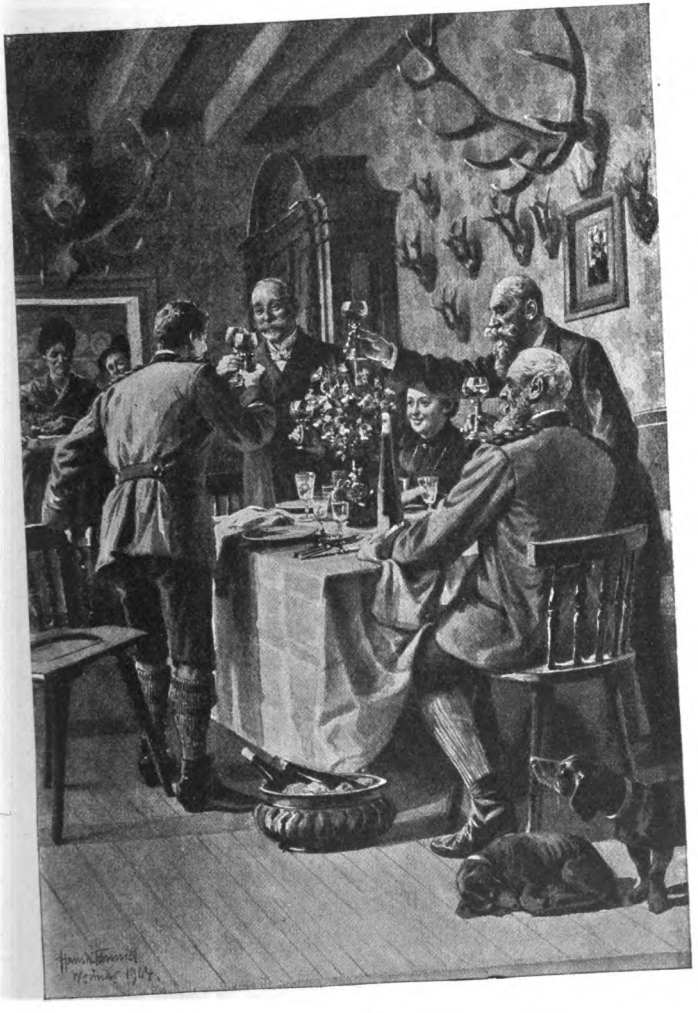
Du liebe Zeit, — war's denn nur möglich, daß ſo viel Glück und Freud' unter einem einzigen Dach Platz haben?

Außer Rand und Band iſt alles geweſen, und geſungen und gejuchzt und getrunken iſt worden, wie ſelbſt damals zur Suſei ihrer Hochzeit nicht.

Der Hieſel iſt aber der Ausgelaſſenſte geweſen und hat ſich einen Rauſch getrunken wie vor langen Jahren, als er noch auf zwei geſunden Füßen geſprungen iſt. Da iſt ihm auch etwas paſſiert, was ſeit zehn Jahren nicht mehr vorgekommen iſt, — der Hieſel und das Grünei haben ſich in ſelbiger Nacht getrennt. Erſterer hat in ſeinem Kämmerlein halb auf der Holzbank, halb auf dem Schemel gelegen, das Grünei aber hat allein den Weg ins Bett gefunden, weil es der Alte juſtament noch einmal mit einem lallenden Juchzer in die Luft geworfen hatte. — —

Grad, wie alle in der größten Fröhlichkeit waren und immer wieder das Wohl vom neuen Forſtmeiſter und dem neuen Oberförſter getrunken haben, wie die Jägerburſchen, Forſtläufer und ſogar die Praktikanten dabei waren, das Faßl Bier, welches ihnen der Schill ſpendiert, in den Garten zur Hollunderlauben zu rollen, hat die Evi noch am Küchenfenſter gelehnt und haſtig ihren Teller mit Knödeln geleert, als urplötzlich eine Hand ſie gezupft hat und eine Stimme wiſperte: „Roſeli, ich bin's, der Waſtl! Komm' heraus zu den Tannen!"

Das Evi hatte überraſcht den Kopf gewandt und im Mondlicht nach dem Waſtl ausgeſchaut, aber mit einem Schrei des Schreckens war es davongeſtoben und hatte geſchrien:



„Naa, naa, das iſt der Waſtl nit — das iſt ſein Geiſt! Ich kenn' ja den Waſtl! Das war ein friſcher, rotbraunwangiger Burſch'! Aber der ſchaut ſo käsweiß aus wie ein Leichentüchl."

Das Roſeli verfärbte ſich und zitterte an allen Gliedern.

„Er war's nit", ſtammelte es. „Der Waſtl iſt in München bei den Soldaten" . . .

„Er iſt's nit? — Selber g'ſagt hat er's und ſeine Stimm' iſt's auch g'weſen!"

„Evi, dann iſt er g'ſtorben, dann hat er ſich ang'meld't und was du g'ſehen haſt, war ein Geſpenſt!"

Roſeli ſchrie laut auf vor Entſetzen und drückte ſein erbleichtes Geſicht in die Schürze.

In demſelben Augenblick trat der Toni in die Tür.

„Roſeli!" rief er atemlos, „wenn du wüßt', wem ich jetzt die Hand druckt hab'!"

„Sein' Geiſt? Dem Waſtl, wie er leibt und lebt? Ach, Toni, mir wird nit gut vor Schreck'. Ich mein', es vergeh'n mir die Sinne, wenn ich d'ran denk'!"

„Wo haſt ihn g'ſehen? Am Friedhof?" flüſterte die Zirblerin mit ſtockender Stimme.

„Warum nit gar! Sein' Geiſt! Am Friedhof! — haha! zum lachen iſt's! Ich könnt' ja grad nit ſagen, daß er ausſchaut wie's blühende Leben, aber lebendig iſt er, das ſchwör' ich, denn ich hab' ihn eſſen und trinken g'ſeh'n und wenn's auch nur Brot und Käſ' war, ſo weiß ich doch, daß die Geiſter keinen Schnaps trinken!"

„Toni, ich bitt' dich, ſag's! Tuſt mich auch nit foppen?"

„Niemals nit! Und b'ſoffen bin ich auch noch nit. Das kommt erſt nachher in der Lauben draußen, wo ſ' eben ein Faſſel hinrollen. Gelt, Hieſel, da hol'n wir uns heut' ein Räuſcherl, ein gehöriges! Und nun ſag' ich dir, Roſeli, pack' dich zuſammen und ſag' dem Waſtl Grüß Gott! Auf den Baumſtämm' bei den Tannen ſitzt er und wart' auf dich."

Des Roſelis erſt ſo bleiches Geſicht glühte plötzlich wie Feuer. Es preßte die Hände gegen den Bruſtlatz und atmete tief auf.

„Wahr iſt's? O du mein, grade aufjauchzen möcht ich vor Freud'!" und nicht mehr rechts noch links blickend, ſtürmte das Dirnei durch die Tür in den ſtillen, fein nebeldunſtigen Herbſtabend hinaus.

Atemlos ſtürmte es den Sandweg hinter der Oberförſterei herab, wo, kaum zehn Schritt weit, die Tannen den Berghang ſäumten.

Richtig, auf dem dicken, gefällten Baumſtamm ſah es die Geſtalt eines Burſchen ſitzen, welcher ſich bei ſeinem Anblick erhob, die Soldatenmütze ſchwenkte und einen Juhſchrei ausſtieß.

Ja, das war der Waſtl, wenn auch ſeine Stimme matt und ſehr, ſehr viel ſchwächer klang wie ſonſt. Er ſprang ſeinem Schatz auch nicht entgegen, wie ehedem, ſondern ſtützte ſich auf ſeinen Bergſtock und wartete.

Zitternd vor Freude und Aufregung erreichte ihn das Dirnei.

„Wastl! — ja Wastl! — O du mein Herrgott, wo kommst du denn her?"

Er streckte ihm beide Hände entgegen und lachte, und das Roseli ergriff sie und schaute ihm in das Gesicht.

„Jessas!" schrie es auf und riß entsetzt die Augen auf. „Wastl — bei allen Heiligen, wie schaust denn aus?"

Der Bursch tastete nach Stirn und Wange, über welche sich eine blutrote Narbe zog, ganz besonders grell und auffällig zu sehen, weil das Gesicht bleich und hager, schier bis zur Unkenntlichkeit abgezehrt aussah.

„Ja, Roseli — gelt, so hast mich nit erwartet?" gab er lächelnd zurück. „Einen feschen strammen Bub' hast dir denkt und nachher kommt ein Krüppel und kümmerliches Leut, das kaum noch den Berg 'naufkraxeln kann."

„Wastl, ich bitt' dich um meiner Seel willen, was ist dir zug'stoßen?" jammerte das Dirnei auf und schlang die Arme um den Liebsten und drückte ihn so angstvoll an sich, als wolle es ihn jetzt noch vor allem Ungemach beschützen.

Wastl setzte sich erschöpft auf den Stamm nieder und zog die Sprecherin neben sich, nahm ihren Kopf zwischen die beiden, ehedem so kraftvollen Fäuste, welche jetzt mager und farblos geworden waren, wie bei einem, der lange Zeit auf dem Siechbett gelegen, — und küßte seinen Schatz so recht voll inniger Zärtlichkeit ab.

Nicht mehr ſo ungeſtüm und feurig wie ehedem, aber dem Roſeli deucht's, mit viel mehr Lieb' und Treue als ſonſt.

„Was mir zug'ſtoßen iſt", wiederholte er endlich mit einem ſchnellen Lächeln und dem Verſuch zu ſcherzen. „Ei, der heilige Hieronymus hat ſein Wort g'halten und hat mich freikommen laſſen, grade ſo, wie wir's erbitt' haben!"

„Frei kommen?!" Roſeli ſchlug mit leiſem Aufſchrei die Hände zuſammen. „Wahr g'macht hat er's? Biſt los und ledig vom Soldatenſtand?! Waſtl, und ſo ein Wunder ſagſt mir nit gleich?"

„Ich ſag's ja ſchon. Und das Wunder . . ."

„O mein, das gute, liebe Hieronymus'l! Nun weiß ich aber gar nit mehr, was ich ihm dafür Gutes tun ſoll", ſchluchzte Roſeli und faltete im ſeligen Entzücken die Hände ſo inbrünſtig, daß ſie erzitterten.

Waſtl nickte ſtill vor ſich hin bis das Dirnei abermals ſeinen Arm faßte und aufgeregt fortfuhr: „Jetzt ſag', wie dir das g'ſchehen iſt, ich kann's ja nit begreifen."

„Na, da ſchau mich nur an", lächelte der Burſch mit einem leichten Seufzer. „Ein großes Vergnügen iſt's nit geweſen für mich. Aber ich murr' nit mehr und weiß jetzt, daß ich's nit beſſer verdient hab'. Recht einen gehörigen Treff hat er mir geben, der Heilige, und hat mich vom Röſſel g'ſtoßen, daß ich g'meint' hab', es hat mir den Reſt geb'n. Eine Attacke haben wir

g'ritten und eine Hitz' und ein Staub iſt g'weſen, daß man nit die Hand vor dem Aug' g'ſehen hat. Ja, wenn der Menſch ſeine Sünden ſoll abbüßen, dann laßt ihn nur ſo eine Attacke reiten, da braucht er kein Fegfeuer und keine Höll nit mehr! Und wie wir nit mehr g'wußt haben, wo's Röſſel hintritt, da iſt ſchon ein Geknatter g'weſen und die Soldaten und die Röſſer ſind übereinander g'ſchoſſen in einen Graben hinein. Ich bin zu unterſt g'legen und hab' noch einen Huf in mein Geſicht g'ſpürt, daß das Feuer mir iſt aus den Augen g'ſtoben. Was nachher kommen iſt, weiß ich nit mehr Ich hab' das Bewußtſein verloren und bin da g'legen wie tot."

„Jeſſas! O du mein armes geplagtes Leut'!" ſchluchzte Roſeli und klammerte ſich voll Entſetzen an den Sprecher. „Allen Heiligen ſei tauſend Dank, daß du noch lebſt!"

„Wie ich wieder zu mir kommen bin und hab' eine Eſſenz auf der Zunge g'ſchmeckt, iſt mir alles ganz fremd g'weſen. In einen Stüberl bin ich g'legen und ein Frauensleut, mit einem G'ſichtl wie die heilige Genoveva ſo fromm, hat ſich über mich beugt und mich ang'ſchaut.

„Gott ſei Dank, er lebt!" hat's g'wiſpert und dann, wie ich auch die Doktors g'ſehen hab', hab ich g'wußt, daß ich im Lazaretl bin. Na, ich faß' mich kurz: Schau, Roſeli, der heilige Hieronymus hat Wort g'halten, aber ein biſſerl grob iſt er mir ſchon kommen dabei. Möglich,

daß nit anders hat g'ſchehen können. Mein G'ſicht war vom Huf ganz g'ſpalten und daß ich nit 's Augenlicht verloren hab', iſt ein großes Wunder. Die Rippen ſind mir auch eindruckt g'weſen und alles in allem war ich zerſchunden, daß ſ' mich haben zuſammeng'flickt wie eine lederne Hoſen. G'ſchehen iſt das Unglück am Tag nach Frohnleichnam — und jetzt erſt bin ich wieder ſo weit, daß ich mich am Stock kann fortſchleppen."

Wieder unterbrach das Roſeli die Erzählung durch lautes Lamentieren, ſtreichelte die mächtige Narbe in dem blaſſen Geſicht, auf deſſen hageren Wangen die Bartſtoppeln kräftig aufſchoſſen, und drückte und küßte den Herzliebſten ab, als ſei er ihr in Wahrheit neu geſchenkt worden.

„Und frei biſt kommen, und hier bleibſt?" fragte es dazwiſchen und lachte unter Tränen. „Das iſt bei all dem Herzleid die einzige Freud'!"

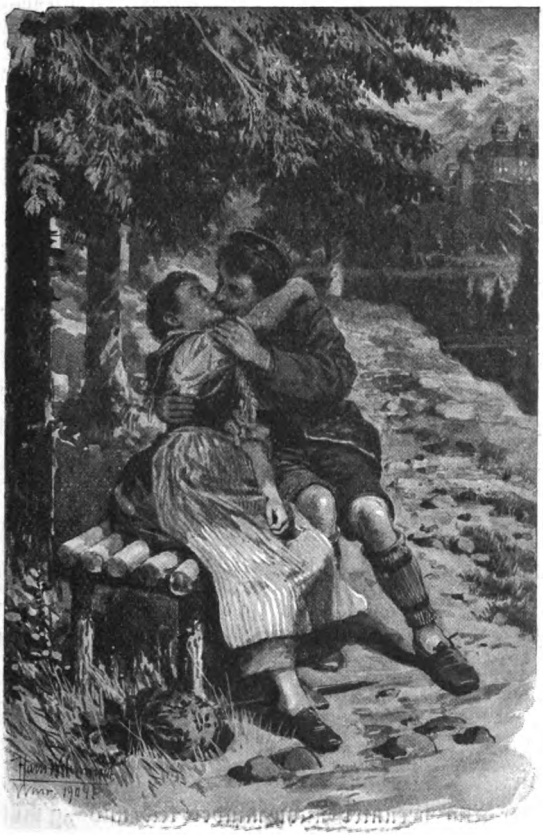
„Das iſt's. Zum Felddienſt taug' ich nix mehr", nickte der Waſtl voll leiſer Wehmut, „und wenn ich auch nit ein Krüppel bin, ſo kann ich doch nit ſo bald aufs Beſſerwerden denken und das kümmert mich ſchon recht viel!"

„Red' nit, dein Mutterl tragt dich auf den Händen und pflegt dich und denkt Tag und Nacht nix andres als Liebes und Gutes für dich. Dann kommſt ſchnell wieder zu Kräften und raffſt dich zuſammen, daß du bis Weihnachten ganz der alte Waſtl biſt!" und dann ſchlug die Tröſterin plötzlich wieder die Hände vors Geſicht

und ſchluchzte: „Nur kränkt's mich vom Hieronymus, daß er dir ſo ein Unglück g'ſchickt hat! Das war nit gut von ihm und ich hab' ihm doch alle Tag' friſche Blümerl bracht'" . . .

Der Waſtl legte den Arm ſanft um die Weinende. „Trotz mir nit mit dem heiligen Mannerl", ſagte er leiſe, „grade recht g'ſchehen iſt mir, daß er mich ſo zuſammen=g'ſchlagen hat! Schau, Roſeli, dir allein vertrau' ich's. Ich bin ein ſchlechtes Leut' g'weſen und hab' nit zum Heiligen bitt', fein demütig und beſcheiden, wie ſich das g'hört, ſondern ich hab' aufbegehrt und trotzt und ihm droht, daß ich ihn wollt' blamieren. So was aber iſt eine Sünd' und verdient eine Straf'. Die hab' ich kriegt und trag's geduldig und dank' dem lieben Heiligen, daß er noch ſo gut mit mir g'weſen iſt!" Er beugte ſich näher und zog tief aufatmend die Mütze von dem krauſen Blondhaar. „Siehſt, Roſeli, alleweil haben ſie mich einen Flank und Loderer g'nannt, weil ich ein trotziges Gemüt g'habt hab' und kein Pfund Lumpen wert war, ich weiß das, widerſprich mir nit! Nix iſt mir ſo recht heilig g'weſen auf der Welt und ich hab' alles veracht' — und nur du, mein liebes Dirnei, haſt zu mir g'halten und nit drauf g'hört, wenn ſie dir zug'red't haben, daß du unklug biſt — denn wenn ich auch ein Häuſerl, Vieh und ein paar Streifen gutes Ackerland vom Vater hätt', das tät' ich verludern und zu Grund' richten. Du haſt nit d'rauf g'hört, mein Roſeli, und darum biſt du's, für die ich hundert Leben gebet und du biſt es, die mich

halt', wenn ich vermein', es iſt alles aus! Siehſt, allein



dir zulieb' hat der heilige Hieronymus mich gar ſo grob herunter g'worfen, daß ich Zeit hätt' zum Nachdenken

und zum Beſſerwerden. Ein ganz ſchlechtes Leut' bin ich nie nit g'weſen, aber ſo recht ein gutes will ich jetzt erſt werden, meiner Seel'! Und ich bleib' nun zu Haus und werd' ein Bauer und verwalt' meine Sach', wie es mein Mutterl ſich alleweil g'wünſcht hat, und will arbeiten für zwei, wenn ich erſt wieder zu Kraft kommen bin. Bis dahin ſchnitzl ich mir ſelber alles neu, was im Häuſerl vom Hausrat im Verfall iſt und zu Drei-König hol' ich mir die Hochzeiterin — das biſt nur du, mein Roſeli, mein liebes Dirnei, du!"

Was das Roſeli geantwortet hat, wußte es ſelbſt nicht, auch die ſtillen duftenden Tannen, welche leiſe die Zweige über ihnen neigten, hörten es nicht, denn jeder Laut verſtarb in den jauchzenden Küſſen, mit welchen der Waſtl ſeines Schatzes kirſchfarbenen Mund verſchloß. Die Nebel wallten wie feine, klare Silberſchleier im Tal, und hinter den ſchneeigen Alphäuptern tauchte der Mond empor und goß ſein bläuliches Licht über das zauberſtille Tal.

Aus den Eichwipfeln am Berg droben funkelten die Lichter von Kochenhall wie ein Märchengebild, und aus der Hollunderlaube im Garten der Oberförſterei ſchallten Jubel und Gelächter, friſche Schnadahupfln und manch ein bierſeliger Juhſchrei, welcher vom Dorf herauf und von der Alm herunter nicht minder keck und „g'mütlich" erwidert wurde.

Um das Bildſtöckel des heiligen Hieronymus in des Roſelis Kämmerlein aber rankten die herrlichſten

Cyklamen und ein kleiner Buſchen Edelweiß, welchen ein Waldläufer heut' dem Roſeli heimgebracht und welchen es morgen, zum Sonntag, an der Bruſt tragen wollte, als gar einen ſeltenen Schmuck, — jetzt aber legte es ihn mit bebenden Fingern vor ſeinem Schutzpatron nieder und ſagte nur ſchluchzend: „Weißt's ja, wofür ich dank'!"

Und der Heilige lächelte ihr zu und wußte es.

VII.

„Er pflanzte Seit an Seite
Ein Reis und noch ein Reis,
Die wuchſen ganz verſchieden,
Eins blühte rot, eins weiß. —
Erasmus Hill.

Jahre waren vergangen. In der Oberförſterei war gar manches anders geworden, aber nicht zum ſchlimmen, ſondern zum guten, und der Geiſt des Frohſinns und der Heiterkeit herrſchte nach wie vor unter dem ſpitzen Giebeldach, wenn auch ſchwere Tage nicht ausgeblieben waren und das roſige Geſicht der Suſei würdevoller dreinſchaute wie ehedem, und der Scheitel der Zirblerin immer ſilberner erglänzte.

Sonſt war ſie noch rüſtig und rührig und waltete ihres Amts in Haus und Hof wie zuvor, nur mit dem Augenlicht hatte es ein wenig nachgelaſſen, ſo daß ſie nunmehr eine große, runde Hornbrille auf die Naſe ſetzte, wenn es galt, eine Arbeit genau zu ſehen, oder aus „dem Himmelſchlüſſel", ihrem lieben, alten, ſchon gar abgegriffenen Büchlein, zur Sonntagserbauung zu leſen.

Einzig unverändert war der Hieſel geblieben, ebenſo hager, braun, und ſehnig wetterfeſt wie ehedem, allweil

fidel und aufgelegt, „ein bisserl grantig“ und dickköpfig, und dabei so herzensgut und kreuzbrav, daß es nicht allein der Friedel war, der ihm mit Leib und Seele anhing, sondern alle im Haus den Alten aufrichtig gern hatten. Ja, ein Teil vom Hiesel hatte sich sogar, ganz gegen die Weltordnung, verjüngt, das war das Grünei, denn selbes war neu geworden. Zum Christfest vor etlichen Jahren hatte ihm die Susei ein nagelneues, grasgrünes Hütl unter den Baum gelegt, und wenn es dem Alten zuerst auch einen feinen Stich ins Herz gab, so fand er sich doch in das gar Notwendige und kam auf einen klugen Ausweg, wie er es wohl anstellen möchte, das neue zu tragen und dem alten nicht untreu zu werden.

Denn von seinem vielliebem Grünei, welches Lust und Leid, Sturm und Sonnenschein mit ihm getragen hatte, mochte er sich um die Welt nicht trennen.

Was hatte das Grünei nicht alles miterlebt! Was konnte es nicht erzählen! Und wie oft hatte er gedankenverloren dagesessen, den alten, schäbigen Filz in den Händen gedreht und mit ihm geflüstert wie mit seinem besten Freund:

„Weißt noch, Grünei, den Almakirta, wo wir so kreuzfidel g'wesen sind?“ — oder: „Weißt noch, Grünei, wo ich einmal den feisten Gamsbock g'schwärzt und über die Grenz' g'schleppt hab'? Das war eine Nacht! Auf die vergeß' ich mein Lebtag nit! Und eine Schand' hab' ich selber 'n der Seel' g'spürt, daß's mich zusammen-

druckt hat. Ja, wär's nit g'weſen, daß ich dem Mirl, dem lieben, eine Korallenkett'n wollt' kaufen . . . na, einmal, aber nit wieder! Zum Wildern und Paſchen hab' ich nit g'taugt!"

Aber des Alten Augen blitzten doch noch gar jugendkeck bei der Erinnerung, oder ſie wurden feucht, wenn er ein andermal ſeufzte: „Fünfzig Jahr' ſind's heut', weißt noch, Grünei, da hab'n ſ' mein Mutterl, mein gutes, auf'n Friedhof trag'n. Ich mein', ich hör' noch immer die Glocken läuten!" —

„Ich will der Frau keine Schand' machen mit dem alten, ſchundigen Hütl; drum ſetz' ich tagsüber das neue auf. Wann aber die Nacht kommt und ich bin allein und ſchlaf', dann halt' ich's Grünei wieder in Ehren und trag's auf'n Kopf, damit mir was Gutes träumt." Und ſo geſchah's, — das neue am Tag, das alte zur Nacht, — und damit das neue ihm nicht gar zu fremd ſei, ſteckte er ein paar Adlerfedern darauf — „ſelber g'ſchoſſen einmal" — und eine Zitternelke, welche er noch als einziges Andenken vom Mirl, ſeinem Schatz, liegen hatte. —

's Mirl! — Weil das Mirl mit ſeinem Vater nach Amerika auswandern mußte, iſt's nicht des Hieſels Weib geworden, weil er aber ſein ganzes Herz an das Dirnei gehängt hatte, darum iſt er ledig geblieben und hat von Tag zu Tag ſich vertröſtet: „Ich wart', ob ſie nit doch noch einmal zurückkommt!"

Es kam aber nicht, und der Hieſel ward im wilden

Zweikampf mit einem Bären zum Krüppel und betete seitdem gar oft das heiße Stoßgebet: „Liebe Heiligen im Himmel, laßt's Dirnei drüben! Ich tät ja sterben, wenn sie mich als so ein elendiges Leut' wiedersehen müßt'!"

Die Heiligen hörten es und hielten das Mirl fern, und der Hiesel blieb einsam für sich, bis sein Herz noch einmal aufglühte in einer schier „närrischen Lieb'" — zum Bübli nämlich, das er hegte und pflegte, als wär's sein eignes und sein größtes Kleinod auf der Welt.

Was hatte er nicht mit dem Friedel geteilt in den frohen, langen, bangen Jahren, bis aus dem Bübli ein Großes geworden war. Der Friedel war und blieb sein alles, und als auch nacheinander fünf andere kleine Hascherln in der Wiege lagen, da saß er wohl dabei und wehrte ihnen die Fliegen ab und schnitzelte ihnen Rößln und Gamsböck, aber der Friedel war und blieb sein Augapfel, auf den hielt er die größten Stücke, und der Bub wiederum kannte keinen besseren Freund als den Hiesel, — dem vertraute er alles an, selbst die losesten Streiche, und an denen mangelte es beim Friedel niemals.

Der Alte war nicht engherzig, im Gegenteil, der Seehofer schalt oft voll gutmütigen Grolls: „Der Hiesel verdirbt den Buben und macht ihn vollends zum Flank! Eine jede Narrheit beschönigt er noch und nennt's einen Jux! Ja, beim Hiesel findet der Dalk immer einen Beistand; die zieh'n alle zwei am selben Strick!"

Das ſtimmte wohl in der Hauptſache, aber ganz ſo ſchwach, wie es den Anſchein hatte, war der Alte doch nicht.

Kam einſt der Friedel heulend in des Waldläufers Kämmerlein und erzählte, daß der Vater ihn abgefaßt habe, wie er die Vogelſchlinge gelegt, und daß er ihn nun gehörig verwalkt habe! Eine Juſtiz, welche dem Friedel als haarſträubende Gewalt erſchien.

Er war überzeugt, daß auch der Hieſel die väterliche Strenge zum mindeſten ſehr empört kritiſieren werde, aber der Alte ſchnalzte nur ein paarmal an der kalten Pfeife, zwinkerte mit den Augen und zog die weißbuſchigen Brauen hoch, ohne ſich auch nur einen Augenblick in ſeiner Flickarbeit — er ſetzte ſich einen Rieſter auf den Boden der Lederhoſe — zu unterbrechen.

„Ich will dir was ſag'n, Friedel, recht g'ſchehen iſt dir, alleweil recht!"

„Hieſel! Und das ſagſt du, mein Spezi?"

„Das ſag' ich; und warum? Wenn ein Bub gar ſo ein dummer Lapp iſt und laßt ſich erwiſchen, dann verdient er ſchon wegen ſeiner Dummheit ein paar Watſch'n. Haſt mich verſtand'n?"

Da ſperrte der Friedel allerdings Mund und Naſe auf, denn in dieſer Beleuchtung hatte er ſich den Fall noch nicht bedacht.

Aber er konnte nicht anders, als wie dem Hieſel beipflichten und beobachtete künftighin das elfte Gebot: „Laß dich nicht erwiſchen", beſſer wie bisher.

Der Friedel war vierzehn Jahre alt geworden, ein friſcher, kerniger, hochgewachſener Bub', bildhübſch anzuſehen mit ſeinen nußbraunen Locken und den lebhaften lachenden,

kecken Augen, groß und blank, wie „bei einem Hirſchen", wie der Hieſel ſtolz verſicherte und die Magd in der Küche oft luſtig ſang:

Mein Bub' hat zwei Aug'n
Wie die Hirſchen ſo braun,
Die zu gar nix nit taug'n,
Als zum Spiegel 'neinſchau'n!!"

Ein Trutzgeſängel, welches der Friedel anfänglich mit den Fäuſten, ſpäter mit ironiſch-muſikaliſcher Gegenleiſtung erwiderte, wenn die Zirblerin das Gretli wegen „nit allzu großer Sauberkeit" angetratzt hatte.

„Das Gretli iſt eine ſaub're Maid —
Juvivalleri! Juvivallera!
Waſcht ſich nur zur Sommerszeit —
Juvivalleri! Juchhe!! —"

Eine Ovation, welche Gretli zu einem wahren Teufel machte vor Zorn, den Hieſel aber zu dem wohlgemeinten ſchmunzelnden Rat veranlaßte:

„Laß dich nit mit dem Friedel ein — das iſt ein Sakramentsbub, der bleibt nie nit was ſchuldig!"

So ſehr wie Friedel äußerlich das Ebenbild des Vaters war, ſo ſehr hatte er wiederum den Charakter der Mutter geerbt.

All die ſonnige Heiterkeit, Sorgloſigkeit und Lebensfreude, welche auch jetzt noch aus der Suſei Augen lachten und ihr die Herzen gewannen, waren auch des Sohnes Erbteil, und dazu hatte der Friedel noch ihren

praktiſchen Sinn, welcher überall das Brauchbare herausfindet und ſich jedwede Situation nutzbar macht.

Er war kaum in Verlegenheit zu bringen, wickelte ſich mit großer Gewandtheit und keckem Wagemut aus den kritiſchſten Lagen, und verfügte über einen ſo ſieghaften Humor, daß er mit ſeiner Hülfe ſelbſt den ſtrengſten Richter und Lehrer entwaffnete.

Ihm ſchlug auch nichts fehl, obwohl er alles recht ſehr auf die leichte Schulter nahm und namentlich dem Lernen keinerlei Geſchmack abgewinnen konnte.

Alles in allem war Friedel das direkte Gegenteil ſeines Spielgenoſſen, des kleinen Grafen Eckbrecht, deſſen Eltern nach wie vor jeden Herbſt in Kochenhall verlebten und ihren Aufenthalt bis nach dem Chriſtfeſt daſelbſt ausdehnten. Eckbrecht und Friedel waren in der Tat zwei treue, ſich aufrichtig zugetane „Spezi" geworden, und daran war wohl zum großen Teil ihre ſo ſehr verſchiedene Beanlagung ſchuld.

Schon äußerlich zeigte ſich der ſchroffe Gegenſatz. Gegen Friedels ſtramme, urkräftige „Siegfriedgeſtalt" erſchien des jungen Grafen ſchmächtig ſchlanke, ſehr vornehme, aber auch ſehr zierliche Figur noch zarter, als wie ſie es eigentlich war. Während auf Friedels gebräunten Wangen der Purpur durchleuchtete, war Eckbrechts Geſicht ſchmal und blaßwangig, von regelmäßiger Schönheit, mit großen, etwas träumeriſchen Blauaugen, welche ſeinem Alter weit voraus ernſt und oft recht müde in die Welt blickten.

Als Friedel ſechs Jahre zählte, ſollte er die Dorfſchule beſuchen, die Suſei aber bat für ihn und ſprach: „So ein kleiner Schneck! Kaum, daß er kriechen kann! Ich mein', Osl, wir laſſen ihn noch ein Jahr laufen, damit er erſt Kraft kriegt und was zuſetzen kann."

Der Oberförſter war's zufrieden, obwohl er meinte, der Bub ſei ja ein wahrer Bär an Geſundheit und ein Jahr ſpiele in dem Leben eines Knaben ſchon eine Rolle! —

Großvater Schill und Suſei beſchwichtigten ihn aber und verſicherten: Der Friedel ſei ein ſo aufgeweckter kleiner Kerl und ein ſo heller Kopf, daß er alles ſchon nachhole! Je geſunder und kräftiger ein Menſch ſei, deſto beſſer käme er durchs Leben, — die Gelehrſamkeit allein mache es auch nicht. —

„Was ſoll er auch anders werden, wie ein Forſtmann?" fügte der Forſtmeiſter hinzu, „da iſt die Hauptſache, daß er feſt und wetterhart wird, und das lernt ſich nicht in der Schule." So genoß der Friedel noch ein ganzes Jahr die gold'ne Freiheit in vollen Zügen, während der kleine Graf noch nicht ganz das ſechſte Jahr erreicht hatte, als ſeine Mutter ihm bereits einen Hauslehrer engagierte.

„Um alles in der Welt, keine Zeit verſäumen!" ſchüttelte ſie energiſch den Kopf, als der Graf noch ein Jahr abhandeln wollte: „Was denkſt du, Alexis! Ein Schuljahr tut enorm viel aus, und iſt für einen Knaben gar nicht wieder einzubringen, wenn es verſäumt wird!

Du weißt, wie sehr man heutzutage mit dem Alter rechnet, wie sehr es eine Karriere fördern oder hemmen kann, wenn der Betreffende noch jung oder ‚schon zu alt!' ist. Denk an meinen Vater! Er scheiterte lediglich an dem unglücklichen Umstand, daß er noch zwei Jahre zuvor studierte, ehe er Leutnant ward! — Anstatt daß man ihm sein Wissen anrechnete, hieß es: ‚Viel zu alt! Kann keine Brigade bekommen; den Abschied mit dem Charakter als General!' — und so geschah's. Nein, nur keine Zeit verlieren! Eckbrecht soll sein Leben noch vor sich haben, wenn er den bunten Rock anzieht."

Und der Wille der Gräfin war Befehl. Eckbrecht lernte, — und weil er nicht leicht auffaßte und begriff, kam er nur dadurch vorwärts, daß er großen Fleiß und eine gehorsame Ausdauer besaß. Obwohl es ihn sichtbar anstrengte, und seine Kräfte unverhältnismäßig verbrauchte, durfte es dennoch keine Abspannung für ihn geben.

Mutter und Lehrer trieben ihn ununterbrochen zum Fleiße an und die Gräfin war überzeugt, daß sie durch sehr kräftige Ernährung und Kost, durch offene Fenster im Schlafzimmer und Spaziergänge in guter Gebirgsluft das Defizit leicht wieder decken könnte.

Als Friedel zur Schule kam, hielt er diese für eine ungeheuer überflüssige Einrichtung. Er lernte äußerst leicht, aber durchaus nicht gern und nur sein vortreffliches Gedächtnis, sein schnelles Auffassungsvermögen und die große Unverfrorenheit, mit welcher er

ſich ſtets aus der Affäre zu ziehen wußte, verhalfen ihm dazu, daß er nicht zurückblieb, ſondern mit „Ach und Krach" doch jedesmal verſetzt wurde. Obwohl er ſich nie durch Fleiß hervortat, war er dennoch ſeines ſo offenen und ehrlichen, ſo herzgewinnend liebenswürdigen und heiteren Weſens willen bei den Lehrern ſehr beliebt, und ſeine Kameraden vergötterten ihn geradezu, denn wie ein junger Löwe unter einer Katzenſchar herrſchte er unter ihnen, — kraftvoll, kühn, gewandt, ein Meiſter in allen Künſten, welche für Jungens maßgebend ſind und ihnen imponieren.

So lebte Friedel ein äußerſt glückliches Schulidyll, lernte nie mehr wie nur das allernotwendigſte, amüſierte ſich in ſeiner freien Zeit königlich und hatte noch nie eine ſchlafloſe Nacht verbracht, weil Skrupel und Sorgen ihn quälten, während Eckbrecht ſich oft ſtundenlang auf ſeinem Lager herumwarf, gemartert durch die Angſt vor bevorſtehenden Prüfungen.

Der junge Graf hatte mit ſeinem zwölften Jahr eine Ritterakademie bezogen; Friedel kam in die nahe gelegene kleine Stadt in Penſion, das dortige Gymnaſium zu beſuchen. Jeden Sonnabend holte ihn das Jagdwägelchen des Vaters heim, auch manchen Feſt- und Feiertag zwiſchen durch, um ihn Montags in aller Frühe wieder zurückzubefördern, ebenſo verlebte er alle Ferien daheim und ward ſeinem Vaterhauſe durch dieſen regen Verkehr nicht fremd.

Welch eine Wonne waren ſolche Ferien! Dann war

das Wiederſehen zwiſchen Eckbrecht und ihm gefeiert und in ſeligſter Freiheit geſchwelgt.

Friedel wenigſtens feierte die Ferien gründlich und ſetzte ſich höchſtens voll heiligen Zorns am letzten Tage nieder, ſeine Aufgaben zu fertigen, zumeiſt voll genialer Flüchtigkeit, gut, oft verblüffend gut im Gedanken, — mangelhaft in der Form und oft fehlerhaft in der Ausführung, aber das ſchadete nichts, — die Lehrer kannten ihren jungen Brauſekopf, und wenn doch einer böſe werden wollte, und er ſah in des Friedels ſtrahlende Schelmenaugen und ſah das feiſte Stück Wild, welches der junge Schlingel mit wahrhaft anbetendem Blick ſeinem lieben Herrn Lehrer mitbrachte, verſichernd, daß er drei Tage gelaufen ſei, um es juſt für ihn, ſeinen freundlichen Gönner, eigenhändig zu erlegen, ja, dann war auch der grimmſte Zorn entwaffnet, der Friedel wurde gar noch wegen des guten Schuſſes gelobt und kam auch diesmal mit einer gütigen Ermahnung und einem blauen Auge davon.

Eckbrecht aber lernte auch Tag für Tag ſelbſt in den Ferien.

Ein Erzieher begleitete ihn und ſorgte, daß das ſo mühſam Gelernte nicht vergeſſen würde und wenn Friedel jauchzend vor Freude und Übermut ſein Hütlein in die Luft warf und die kraftvollen Glieder im dolce far niente dehnte, dann ſeufzte Eckbrecht plötzlich im ſchönſten Spiele ſchmerzlich auf und dachte einer ſchwierigen Aufgabe, welche er abſolut heute noch löſen ſollte und auch wollte denn das raſtloſe Lernen war ihm bereits zur

Gewohnheit geworden, gegen welche sein resignierter Sinn nicht mehr revoltierte.

Die Gräfin küßte ihn voll stolzer Freude.

„Jetzt säest du voll Fleiß und Mühe, mein Sohn!", sagte sie; „aber laß' es dich nicht verdrießen, denn die Ernte wird desto herrlicher sein!"

Während in der Oberförsterei nach Friedrich Franz, dem Erstgeborenen, noch vier Buben und zu allerletzt noch ein kleines Susei in der altehrwürdigen Wiege gelegen hatten, war dem gräflich Thumschen Paare nur noch ein kleines Töchterchen geboren, als Eckbrecht bereits drei Jahre zählte.

Die kleine Brunhild hatte das Licht der Welt in der Residenz erblickt, und als man sie zuerst mit nach Kochenhall nahm, und Eckbrecht den Freund Friedel voll seligen Entzückens an das spitzenumwallte Bettchen der Schwester führte, damit er das kleine Wunderwesen ebenso anstaunen solle wie er, — da wandte sich Friedel verächtlich ab und sagte achselzuckend: „Ein klein's Hund'l ist mir lieber!" Wenn dieser Ausspruch auch nicht sehr schmeichelhaft für die kleine Komtesse war, wurde er doch weidlich belacht und der Graf scherzte: „Da der Geschmack sich alle sieben Jahre ändert, wird der Friedel doch vielleicht noch einmal voll ritterlicher Waghalsigkeit Äpfel für die Brunhild aus Nachbars Garten stehlen!"

Und dieser Blick in die Zukunft schien sich tatsächlich bewahrheiten zu sollen.

Friedel und Eckbrecht hatten ihren sechzehnten Geburtstag gefeiert, und Brunhild stand in ihrem vierzehnten Lebensjahr als der gräfliche Haushalt abermals nach Kochenhall übersiedelte. Es war ein heißer, leuchtender Sommertag, der Himmel spannte sich azurblau über dem Tale aus, flimmernd in wolkenloser Klarheit, gestützt von den silbernen Alphäuptern, welche so deutlich und scharf jede ihrer kleinsten Linien gegen ihn abzeichneten, als seien sie dem Auge zum greifen nahegerückt.

Majestätisch und gewaltig, wunderbar herrlich und zaubervoll stiegen sie empor, die urewigen Riesen mit dem wallenden Schneemantel und der Zinkenkrone lichtflammenden Eises auf der Stirn, — hochgetürmt zu schwindelnden Höhen, zerklüftet und zerrissen von dunkel gähnenden Tiefen und überschüttet von paradiesischer Farbenpracht, welche in blühenden Teppichen ausströmt bis in das fernste, tiefste Tal hinein. —

Wildbäche stürzen schäumend hernieder, wie eine Verkündigung ewiger Gnade: die Sonne ist der Urquell der Liebe! und brennt sie im Tal auch voll lastender Mittagshitze die Blüten welk, so hat sie ihrer dennoch nicht vergessen, sondern schmilzt hoch droben aus Eis und Schnee neue Quellen, daß sie kommen sollen zu ihrer Zeit, die Geprüften neu zu erquicken und zu speisen mit den Wassern des Lebens! —

Matten dehnen sich wie lichter Smaragd, nackte Felsen ragen grell dazwischen auf, tiefdunkle Wälder decken die

Hänge, und zwiſchen ihnen leuchten die Häuslein und Hütten, ziehen weidend und glockenläutend die buntgefleckten Herden auf der Alm.

Wie ſchön iſt es!

Wie es rings im ſchwellenden Mooſe duftet und blüht! Cyklamen, gelbe Arnika, Almrauſch, Germer und Kolchikum!

Die Glocken der Akeley wiegten ſich im warmen Lufthauch, welcher berauſchend ſtarken Tannenduft herüberträgt, — ſchillernde Fliegen ſchießen wie Sonnenblitze über das Alpkraut und die blau und roten Schmetterlinge und ſchlankleibige Libellen hängen trunken vor Wonne am wilden Thymian.

Ja, es iſt ſchön! Schöner wie je zuvor, — ſo deucht es auch dem Friedel, welcher ſchon ſeit einer Stunde zwiſchen den mooſigen, von Himbeergeſtrüpp überſponnenen Felsſteinen liegt und mit ungeduldig blitzenden Augen den Fahrweg von Kochenhall hinabſtarrte.

Vor ihm, ſorglich in den Schatten gerückt, liegt ein herrlicher Strauß Alpenroſen und Enzianen und ſogar ein paar Sternlein ſammetweichen Edelweiß dazwiſchen.

Schon in aller Morgenfrühe iſt Friedel mit einem Forſtläufer zur Alm empor, den lieblichen Gruß zu pflücken, und ſeine Augen haben geleuchtet wie noch nie, und voll tollen, kecken Wagemuts hat er ſich an den tiefen Abgrund gewagt, das Edelweiß zu pflücken!

Der Jäger hat vor Schrecken aufgeſchrien, als er ihn mit halbem Leibe über dem Abgrund ſchweben ſah,

aber der Friedel hat ſich lachend zurückgeſchoben und die Blume gebracht! Der iſt ein Glückskind, dem geſchieht nichts!

Ein Gruß! —

Für wen?

Friedels friſche, lachenden Lippen zitterten, wenn er an ſie denkt, das ſchlanke, zierliche Mädchen, mit den großen Blauaugen, welche ebenſo

ſtolz und kalt blicken können, wie die der Mutter, — noch ſtolzer, noch kälter wie ſie! —

Aber nicht immer.

Brunhild kann auch ſcherzen und heiter ſein, ungeſtüm wild ſogar, daß die langen, langen Goldhaare wie ein königlicher Mantel um ſie her flattern, daß ihr weißes Kleid von den Felſen herabweht, daß ſie wie ein großer, goldigſchimmernder Schmetterling leichtfüßig über die blumigen Matten gaukelt.

Jahrelang hat er das ſelbſtbewußte, ſtolze Kind nicht leiden mögen.

Sie war mit ihren Spitzenkleidern und blauen Saffianſchuhchen ſo fremd für ihn und ſeine Berge, als gehöre ſie gar nicht hierher! Und wenn er ſie Brunei nannte, rümpfte ſie ärgerlich das Näschen und ſagte: „Ich bin keine Bäuerin!“ Und wenn er ſagte: „Warum trägſt du dich nicht wie alle hier? Laß deinen ſtädtiſchen Kram daheim und nimm Mieder und Fürtuch!“, dann verzog ſie den feinen Mund gar ſpöttiſch, daß die weißen Zähnchen durch die Lippen ſchimmerten, und maß ihn mit einem Blick vom Scheitel bis zur Sohle!

„Was gehen mich die Deinen an? Ich gehöre nicht zu euch!“

Nein, er hatte das hochmütige Prinzeßchen nicht leiden mögen, — ſie war ſo ganz anders wie Eckbrecht, und er ſpielte überhaupt nicht gern mit Mädchen, aber dann ... ja, wie war das eigentlich gekommen, daß er ſo plötzlich Tag und Nacht an ſie dachte, daß ſein Herz

zitterte und glühte, wenn er sie nur von weitem sah, daß ihm plötzlich alles andere fremd und nur sie allein traut und lieb und gar wohl bekannt schien? —

Wie war's gekommen? —

Friedel wühlte die Finger in sein nußbraunlockiges Haar und atmete tief auf.

Narrheit ist's — die Brunhild frägt ja gar nichts nach ihm — und doch ... er kann nicht anders, er ist wie verhext, er hat sie nun einmal lieb, — sinnlos, planlos lieb! —

Ist er denn so viel schlechter und weniger wie sie? —

Seine Augen blitzten trotzig auf, das alte, kecke, siegesmutige Lächeln spielt um seine Lippen.

Er ist noch jung und die Welt so groß und weit! Er wird sich schon emporbringen.

Er will einst ebenso hoch stehen wie sie, — das hat er sich zum Ziel gesetzt. —

„Das kriegst nimmer weg! Und wann du selb nach Amerika gehst, da liegt's Gold und die Grafenkronen erst recht nit auf der Straß'n — das stimmt!"

Friedel weiß im Grunde auch nicht, wie er es anfangen soll, aber er zerbricht sich nicht weiter den Kopf darüber, sondern lacht sein lustigstes und sorglosestes Lachen.

„Wenn ich nur erst von der Schule bin!" denkt er, „dann findet sich alles!"

Und wenn sich's nicht findet? —

Bah, — dann stirbt man auch noch nicht an gebrochenem Herzen!

Mein Leben laſſe ich mir nicht verbittern, nicht von andern und auch nicht von ihr!

Es gibt noch genug Dirnei's, — und wenn ich Brunhild nicht kriege, ei, ſo hab' ich doch mein Pläſier daran, ſie wenigſtens zu lieben, — ſo wie ich nun mal lieb': luſtig, närriſch, ohne Seufzer und Weh und Ach! —

Über'm Baum, unter'm Baum
's Eichkatzl ſpringt,
Sucht ſich eine andere Nuß,
Wann's die eine nit aufbringt!"

Er ſangs und lachte ſich alle Nachdenklichkeit hinweg, beſah ſeinen Strauß und dachte:

„Wenn's Brunei lieb iſt, nachher kriegt's ihn — und wenn's grantig iſt, nachher kriegt's ihn nit — baſta!"

VIII.

„Und ſprich: Woher kommt Liebe?
Sie kommt und ſie iſt da!
Und ſprich; Wie ſchwindet Liebe?
Die war's nicht, der's geſchah!"
Friedrich Halm.

Friedel hatte es ſchon ſehr genau in Erfahrung gebracht, wann die gräflichen Herrſchaften in Kochenhall erwartet wurden.

Er verkehrte nicht nur im Schloß, wenn deſſen Beſitzer anweſend waren, ſondern benutzte jede freie Stunde, um — ſchon ſeit Jahren — den Berg emporzuſteigen und in dem ſo intereſſanten alten Bau Raſt zu halten.

Wie jedermann, welcher ihn kannte, ihm wohlgeſinnt und zugetan war, ſo auch der Schloßvogt und deſſen Frau, welche, da ſie ſelber keine Kinder beſaß, ſich doppelt über jungen Beſuch freute. Welch ein Entzücken für den Friedel, wenn der alte Mann zu dem großen Schlüſſelbund griff und mit ihm durch die ſtillen, dämmrigen Gemächer und Säle ſchritt, ihre Herrlichkeiten zu zeigen.

Aber nicht dieſer bewohnte Schloßflügel war es, welcher den heranwachſenden Knaben am meiſten intereſſierte, vielmehr zog es ihn voll geheimen Forſchungsdranges in jene weit unheimlicheren Räume des ganz alten, ſchon halb

zerfallenen Teils des Schloſſes, woſelbſt ſich niemand ſo recht hineinwagte.

Sprach man doch zu viel von verſteckten Falltüren, Winkeltreppchen und vermauerten Türen, von Geheimverließen und dunklen Kammern, aus welchen niemand wieder zurückäme, der ſie betreten!

Wie viel Spuk ging da um! Wie viel Schauerliches ſollte man da hören und ſehen!

Friedel kannte keine Furcht. Er durchſtreifte und durchſtöberte den alten Bau vom Keller bis zum Boden, entdeckte wohl viel ſchauerlich Intereſſantes, was ſeiner lebhaften Phantaſie reichliche Nahrung gab, aber übernatürliche Dinge ſah und hörte er nie, wenngleich er ſich in Begleitung des ſchwarzen Sepperl, eines Hüterbuben, welcher als ganz beſonders beherzt galt, bis in die tiefſten, modrigſten Folter- und Hexenkeller wagte. Aber nicht allein dieſe herrlich anreizenden Wanderungen durch das Schloß lockten ihn nach Kochenhall, ſondern ein anderer Magnet war es, welcher ihn wieder und immer wieder nach droben zog. Ein Freund! Ein wunderlicher, alter Freund, auf welchen der Hieſel beinahe eiferſüchtig geworden wäre, wenn er nicht allzu felſenfeſt an die Liebe und Treue ſeines „Herzpinkerls", des Friedels, geglaubt hätte.

Der Freund im Schloß gehörte einfach zum Hieſel und gab mit ihm das beſte Geſpann ab, welches man ſich denken konnte, obwohl es im Grunde genommen nichts verſchiedenartigeres gab, als wie den alten bayriſchen

Hans Th. Schmid
Bern. 1904.

Waldläufer und Iwan, den bejahrten Ruſſen, welchen ein wunderliches Geſchick für den Reſt ſeiner Tage nach Kochenhall verſchlagen hatte.

Iwan Tjewulkowitſch war vor langen Jahren mitſamt einem echt ruſſiſchen Dreigeſpann in den Beſitz des Grafen Alexis Thum „übergegangen". Wenigſtens betrachtete ſich Iwan vollſtändig als dem Grafen zugehörig, und dieſes Gefühl der Leibeigenſchaft bannte das Heimweh, welches ſich in den erſten Jahren öfters einſtellte, bis Iwan geläufig deutſch lernte und die neue Heimat lieb gewann.

Er war der beſte und zuverläſſigſte Kutſcher des Grafen, bis er einmal — man behauptet, Iwan habe zu viel des heißen Punſches getrunken — von einem Jagdrendezvous, zu welchem er ſeinen Gebieter gefahren, zurückkehrte und auf den hochverſchneiten Gebirgswegen mit dem Wagen zu Falle kam.

Dabei renkte er ſich den Arm aus, die Gelenkbänder riſſen, und trotz aller Bemühungen des Arztes blieb der Arm des alternden Mannes ſteif.

Tjewulkowitſch konnte ſeine Troika nicht mehr regieren, und der Graf machte ihn zum Schloßkaſtellan auf Kochenhall, wo er von dem Vogt nach ſeinen Fähigkeiten beſchäftigt wurde.

In dem erſten Jahr fühlte ſich Iwan ſehr allein und verlaſſen, und da er ehemals, durch die Beſuche der Gräfin in der Oberförſterei, den Hieſel kennen gelernt hatte, zog es ihn mächtig hin zu dem Leidensgenoſſen.

Und Hieſel brachte ihm auch volle, warmherzige Liebe entgegen, denn der Ruſſe war ja ein Krüppel wie er, wenngleich er es noch viel beſſer hatte und laufen und kraxeln konnte, — und was der liebe Herrgott mit ſeiner eiſernen Rute auf dieſer Welt gezeichnet hat, das gehört zuſammen und hält zuſammen.

So beſuchte Iwan den Hieſel gar oft, und die beiden Invaliden ſaßen manch langen Winterabend zuſammen, pafften ihre Pfeifen und erzählten ſich gegenſeitig ihre Erlebniſſe und Abenteuer, welche namentlich von Iwans Seite höchſt ſeltſam und ſpannend waren.

Da ſaß Friedel oft ſtundenlang mit weit aufgeriſſenen Augen zu Füßen des Alten und lauſchte den Beſchreibungen aus dem fernen Rußland, wo alles ſo anders, ſo ganz anders iſt wie hier zu Haus. Je lebhafter Iwan ſich in die Vergangenheit verſenkte, je klarer ſeine Erinnerungen auftauchten, deſto öfter floſſen ihm ruſſiſche Worte und Sätze in die Rede hinein, und Friedel griff ſie begierig auf, ließ ſie ſich überſetzen und behielt ſie in Gedanken. Da ſtellte es ſich heraus, daß er ein recht großes Sprachtalent beſäße, denn Iwan lobte ſeine Ausſprache und empfand ein großes Vergnügen dabei, dem Knaben mehr und immer mehr Worte und Sätze zu lehren.

Wie lachte er und rieb ſich glücklich die Hände, wenn Friedel ihn ruſſiſch begrüßte, — dieſen und jenen Satz geläufig anwendete und es ebenfalls als größten „Ulk“ erachtete, mit Iwan ruſſiſch zu reden. —

Des Alten Heimweh nach den geliebten Lauten ſeiner

Mutterſprache war geweckt, und was anfänglich nur Spielerei geweſen, ward ihm bald Ernſt, — er wollte dem Friedel, welcher ein ſo gelehriger Schüler war Ruſſiſch beibringen, damit er ſelber mit ihm in heimatlichen Lauten reden konnte.

Und Friedel, welcher ſein Latein und Griechiſch haßte, wie die Sünde, empfand ein ungeheures Vergnügen daran, Ruſſiſch zu lernen, ein freiwilliges Martyrium, bei welchem wohl ein gut Teil Eitelkeit — etwas zu können, was ſonſt niemand in der ganzen Gegend konnte, — mitſprach.

Im Grunde des Herzens aber war es ein wirkliches lebhaftes Intereſſe, welches den geiſtig regen Knaben zu Iwan trieb, bei ihm die Sprache eines Landes zu lernen, welches durch die phantaſtiſchen Erzählungen des Alten etwas ſchier Märchenhaftes, Zauberhaftes für ihn erhalten hatte, wie das Land der Wunder, in welches die mutigen Helden in ſeinen Märchenbüchern zogen, um das Glück daſelbſt zu ſuchen und zu finden . . .

Der Oberförſter war ſehr ärgerlich, als er von der wunderlichen Paſſion ſeines Sohnes erfuhr.

„Laß die Narrheit, Friedel!“ herrſchte er ihn an, „ſteck' lieber die Naſe in deine Schulbücher und lern' Dinge, die du im Leben gebrauchen kannſt, nicht aber ſolches Kauderwelſch, das dir niemals etwas nützen kann!“

Frau Suſei lachte: „Laß ihn doch gewähren, Osi! Wenn ihm die Sprache leicht wird, bringt ſie ihm der

Iwan ſchon in den Mußeſtunden bei! Bis jetzt hat er ja noch nichts darüber verſäumt, und ſchließlich kann man alles im Leben gebrauchen, ſelbſt ein paar ruſſiſche Vokabeln!"

Und die heitere, ſorgloſe Frau Seehofer lauſchte voll mütterlichen Stolzes, wie ihr Älteſter mit dem Iwan ſchwatzte, daß man vor Verwunderung den Kopf ſchütteln mußte, und nickte dem Hieſel zu:

„Ja, ja, ein Mordsbub iſt er, um den iſt mir nit bang, der bringt ſich ſchon fort im Leben!" eine Überzeugung, welche Hieſel voll ſchier väterlichen Stolzes teilte.

Friedel aber wanderte jede freie Stunde zu dem getreuen Iwan aufs Schloß, ſelbſt dann noch, als der alternde Mann ſich noch entſchloß, zu freien und die Witfrau des Glandermichels, die ebenſo allein ſtand wie er und einen ſchönen Leinwandhandel betrieb, zur Frau Tjewulkowitſch machte.

So war der junge Seehofer auch in den letzten Tagen wieder viel in dem alten Schloßbau umhergeſtreift, ſo ſehr auch der Oberförſter dagegen wetterte und ſich verſchwor, der Friedel werde noch einmal in dem alten Gemäuer zu Schaden kommen, und ſein Ruſſiſchſprechen und ſeine „Forſchungsreiſen" durch das Schloß hätten gar keinen Zweck und Nutzen, er ſolle lieber an ſein Examen denken und daraufhin ſich vorbereiten.

Aber während der Ferien an ein Examen denken?

Nein, das wäre ja geradezu eine Unnatur für ihn geweſen!

Namentlich jetzt, wo er schon an allen Vorbereitungen im Schloß, welche für die eintreffenden Herrschaften im Gange waren, teilgenommen hatte.

Sein brennendster Wunsch war es gewesen, einmal, nur einmal einen ungestörten und unbeobachteten Blick in Brunhilds Zimmer werfen zu können!

Niemand hätte es ihm wohl verwehrt, aber der Gedanke, den Vogt darum zu bitten, oder sich zwischen die scheuernden Mägde zu stellen, trieb ihm das Blut in die Wangen.

Was hätten sie denken sollen! — Grade der Brunei Zimmer.

Als ob sie ihn mehr interessierte, wie all die andern! —

Und mit der angstvollen Scheu eines jungen, verliebten Herzens, und dem spröden Stolz des Knaben, welcher sein süßes Geheimnis zum größten Teil noch als Schmach und schwere Gefährdung seiner Männerwürde erachtet, preßte Friedel die Lippen zusammen und hätte sich eher die Zunge abgebissen, ehe er sein Verlangen nach dem Zimmer der Komtesse geäußert hätte. Er sann ununterbrochen darüber nach, wie wohl sein Wunsch erfüllt werden könne, ohne fremde Hülfe dazu in Anspruch zu nehmen.

Endlich kam ihm ein Gedanke.

Brunhilds Zimmer lag in einem kleinen, schmalen Schloßflügel, welcher gewissermaßen die Verbindung zwischen dem alten und neuen Teil des Burgbaues herstellte.

Nach der einen Seite ſchwebte er hart über dem Felſenabgrund, nicht einmal mehr Raum für einen ſchmalen Fußpfad laſſend, und die andere Fenſterfront zeigte nach dem zweiten inneren Schloßhof, welcher zum größten Teil von dem verrufenen und faſt nie betretenen älteſten Teil des Schloſſes und der Kapelle gebildet wurde.

In den Kellerräumen befand ſich das große Waſchhaus mit ſeinen gewaltigen, eingemauerten Keſſeln, in dem Parterregeſchoß hatte ein Teil der Bibliothek ſeine Unterkunft gefunden und die darüber gelegenen Zimmer des erſten Stockes bewohnte Komteſſe Brunhild mit ihrer Erzieherin.

Das äußerſte Eckzimmer des Flügels war das Schlafgemach der kleinen Gräfin; es hatte nur den einen Eingang von dem davorliegenden Schlafzimmer der Gouvernante, an welches ſich Salon und Schulzimmer anſchloß.

Brunhilds Zimmer war nur durch dieſe eine Zimmerreihe, durch eine einzige Tür zu erreichen, denn zu dem alten Schloßteil fehlte die Verbindungstür, welche man ſchon ſeit Jahren hatte zumauern laſſen.

So hieß es wenigſtens, und die plattgetäfelten Wände in dem Gemach Brunhilds beſtätigten dieſe Annahme.

Über demſelben befanden ſich ſchräge Bodenkammern, denn das Dach fiel nach dem Hofe zu tief ab, und da man über endloſe Räume in dem rieſigen Schloß verfügte, hatte man dieſe Kammern nie benutzt und durch-

aus unerforscht gelassen. Man wußte kaum, von welcher Seite ihr Eingang zu suchen sei, — nur Friedel wußte Bescheid und hatte auch diese Räume, in welchen das interessanteste alte Gerümpel aufgespeichert lag, mit dem schwarzen Sepp durchwandert, als sie eine Turmtreppe im alten Teil emporkletterten, und eine verschlossene Tür ihre Neugierde reizte.

Sie hatten das rostige Schloß leicht aus dem morschen Holz gebrochen, unbekümmert, ob solch ein Vandalismus erlaubt sei oder nicht, und dann hatten sie staunend die Bodenräume über Brunhilds Zimmer betreten, sehr stolz den Zugang zu denselben entdeckt zu haben. An diese Bodenkammern dachte Friedel jetzt, als ihn das Verlangen quälte, Brunhilds Zimmer zu betreten.

Er schlich sich hinein in das alte Schloßviertel und suchte kreuz und quer durch die staubigen, öden, verwahrlosten Korridore, niedern Zimmer, Winkel und Ecken, Treppchen auf und Treppchen ab, bis er endlich wieder vor der kleinen, gewölbten Pforte stand, welche zu einem der vielen Türme emporführte. Er stieß sie auf und sprang die wurmstichigen Stufen der Wendeltreppe empor, hoch, noch höher, bis er vor der niedern Tür stand, die sie ehemals durch kraftvolle Fußtritte aufgesprengt hatten.

Wie das alles so dumpf hallte und dröhnte!

Wahrlich, ein Hasenfuß hätte sich nicht hier heraufwagen dürfen, er hätte schon aus Angst nicht den Weg durch dieses Labyrinth der Vergessenheit gefunden!

Friedel pfiff ſich leiſe ein Lied und trat beherzt in den halbdunkeln, unheimlichen Bodenraum, um deſſen gebräuntes Gebälk der Wind ſtrich und die alten Fetzen einer halb vermoderten Fahne, welche über einem Barren hing, geſpenſtiſch hin und herbewegte. Friedel ſchritt zu den Fenſtern, welche nach der Hofſeite lagen.

Die Scheiben waren von Staub undurchſichtig, zerbrochen und ſtellenweiſe fehlten ſie ganz, ſo daß die Zugluft durch den öden Raum ſtrich. Einregnen konnte es nicht, da das Dachwerk darüber weit hervorragte.

Friedel öffnete ein Fenster und lugte hinaus. Unter ihm lag Brunhilds Schlafgemach, das Fenstergesims beinahe zum greifen nahe.

Die Stockwerke waren ja so niedrig in dem alten Burgbau.

Der gewaltige, laubenartige, steingemauerte Gang, welcher vor dem Parterre lag und bei Regenwetter eine geschützte Verbindung zwischen den Schloßflügeln bildete, schob sich wie ein schmaler, geländerloser Balkon vor den Fenstern her, und der junge Seehofer überlegte: „Wenn ich einen Strick hole, kann ich mich bequem herablassen und in der Brunei Stube klettern! Turnen kann ich ja, wie kein zweiter, warum sollte ich dies leichte Kunststückchen nicht fertig bekommen?“ —

Aber das Strickholen hatte seine Schwierigkeiten, und der Abend kam herauf, ehe Friedel der Schloßvogtin eine Waschleine abschwatzen konnte, da verschob er seinen Plan bis auf gelegenere Zeit und beschloß, einmal wohl ausgerüstet zum Schloß hinaufzusteigen, um — wenn nötig mit des Sepperl Hülfe — seinen Plan auszuführen. Fürerst blieb es bei dem Vorsatz, denn schon am nächsten Tage wurden die Herrschaften erwartet, und Friedel stieg bei Zeiten mit dem Waldläufer zur Alp, den schönsten Strauß zu pflücken. Nun hielt er ihn in Händen, lag im Moos neben dem weißglänzenden Weg, welcher zum Schloß emporführte und harrte voll fiebernder Ungeduld der Ankunft seiner Freunde.

Endlich! — Endlich! —

Drunten an der Wegbiegung ſieht er die Equipage aus den Tannen hervorſauſen, — die vier Roſſe greifen aus, daß der helle Staub fliegt, — bald, ſehr bald ſchon hört er die erſten, knatternden Hufſchläge, das erſte leichte Rollen der Räder ...

Friedel ſpringt empor und ſchiebt den grünen Filzhut aus der Stirn.

Er fühlt wie ihm alles Blut ſiedendheiß in die Wangen ſchießt, wie ſein Herz ſchneller klopft, wenn er an das ſchlanke, goldhaarige Mädchen, die großen, ſtolzblickenden Blauaugen denkt!

Seine Hand umkrampft den Strauß, er möchte laut aufjauchzen bei dem Gedanken, daß dieſe lichten Edelweißſternchen in wenig Augenblicken an der Bruſt derjenigen blühen ſollen, welche ſein junges Herz mit den lodernden Flammen einer erſten Liebe erfüllt!

Und die Equipage rollte heran, langſam, immer langſamer, ſchließlich im Schritt, denn die Straße ſteigt hier am ſteilſten empor.

Friedel beugt ſich vor.

Sein ſtrahlender Blick ſucht nur eine ... und er ſieht ſie an der Seite der Mutter, ſieht das lange, vom Wind verwehte Goldhaar in der Sonne leuchten und ſieht ihr ſtolzes, ſonſt ſo kühles Antlitz lachend erregt, in roſige Gluten getaucht ... wie ſie lebhaft mit ihrem Gegenüber plaudert ...

Mit Eckbrecht? — Mit dem Vater? —

Das iſt ſonſt nicht ihre Art, ſie ſpricht meiſt ſehr ruhig, ſehr gelaſſen, namentlich in Gegenwart der Mutter. Was erregt ſie heute ſo beſonders?

Die Freude nach Kochenhall zu kommen? Die alten Freunde wiederzuſehen? — Vielleicht ... vielleicht ... denkt ſie dabei an ihn? —

Wie ein Schwindel der Glückſeligkeit erfaßte es den Wartenden, er ſpringt über die mooſigen Blöcke auf die Chauſſee...

Könnte er nur ſehen, mit wem ſie ſo lebhaft ſpricht ... ob ſie mit Eckbrecht Pläne ſchmiedet, wie ſie nun mit dem Friedel zu Berge ſteigen — oder bei Regenwetter in den weiten Schloßſälen mit ihm lernen, plaudern, ſich amüſieren wollen?

Jetzt macht die Chauſſee eine leichte Schwenkung, der Wagen wendet ſich mehr zur Seite, und Friedel kann auf den Rückſitz der Equipage ſehen.

Eckbrecht! — und neben ihm ... der Brunei gegenüber ... das iſt doch nicht der Graf? — Bewahre! Ein junger, fremder Herr, in ſehr elegantem Reiſekoſtüm, mit anſcheinend recht hübſchem Geſicht und flottem, blondem Schnurrbärtchen ...

Wer iſt's? —

Friedels ſcharfem Adlerauge entgeht nichts.

Er hat noch zwei volle Minuten Zeit, die Inſaſſen der Equipage zu beobachten.

Die Gräfin hat ſich etwas müde zurückgelehnt und

die Augen unter dem feinen Gazeſchleier halb geſchloſſen, aber ſie ſcheint dem Geſpräch der Tochter zu lauſchen, denn ſie lächelt, wenn Brunhild laut auflacht.

Eckbrecht blickt ſinnend, beinahe etwas träumeriſch in die herrliche Landſchaft hinaus und ſcheint kein Intereſſe für die Unterhaltung zu haben, deren Koſten Brunhild und der fremde Herr allein tragen. Wer iſt's?

Friedel beißt atemlos die Zähne zuſammen.

So hat er die Komteſſe noch nie lachen, noch nie einen Menſchen anblicken geſehen.

Ihre Augen ſtrahlen auf, wenn ſie dem Blick des Gegenübers begegnen, die Röte ihrer Wangen vertieft ſich, wenn er ſich näher neigt ...

Wer iſt's?! —

Wie ein kurzer Aufſchrei geht es durch Friedels Seele. Zum erſtenmal im Leben lernt er die Eiferſucht kennen.

Einen Augenblick iſt es ihm, als wolle der Himmel niederſtürzen, all ſein junges, morgenſchönes Glück zu zerſchmettern, als müßte er ſelber ſich mit wildem Zornesſchrei auf den Fremden ſtürzen, in erbittertem Kampf mit ihm zu ringen, wie der Hirſch im Hochwald droben keinen Nebenbuhler im Reviere duldet! —

Einen einzigen, kurzen Moment ſchäumt ſein hitziges Blut empor, zuckt es weh und ſchmerzlich durch ſein Herz, als habe es ein Giftpfeil getroffen, dann aber wirft er den Kopf ſtolz in den Nacken und lächelt mit blitzendem Auge.

Er müßte ja nicht der Friedel ſein! Sentimentalitäten gibt es bei ihm nicht, und wenn die Brunei mit einem andern lacht, mag ſie's! — Es gibt genug Dirneis in der Welt, die wiederum nur mit dem Friedel lachen, — und ſo ein Lump iſt er nicht, daß er ſich von einer wetterwendiſchen „Z'widerwurzen" äffen läßt, ſelbſt wenn ſie eine Grafentochter iſt!

Wenn ſie den braunen Burſchen aus dem Forſthaus nicht mag, läßt ſie's, aber dann ſoll ſie ſich auch nicht einbilden, daß er ſie möcht'! —

Keine Red' davon — ein junges Hundl iſt mir lieber. Das hat er früher g'ſagt — und das ſagt er auch jetzt noch — baſta!

Hoch und trotzig aufgerichtet ſteht der Friedel und wirft den Kopf in den Nacken, und als die Gräfin ihn zuerſt bemerkt und auf ihn aufmerkſam macht, da ſpringt der junge Graf empor, ſein erſt ſo müdes Geſicht wird lebhaft, er hebt die Arme und winkt dem Freund entgegen.

Eckbrecht!

Warm und mächtig flutet es zu Friedels Herzen, er lacht dem „Spezi" entgegen, daß die weißen, kernfeſten Zähne blinken, ſchwingt den grünen Hut und tut einen hellen Juhſchrei —

„Halt, Nazi, halt!" — ruft der junge Thum dem Kutſcher zu, reißt, eh' der Diener den Bock verlaſſen kann, ſelber die Wagentür auf und ſpringt zur Erde.

„Du erlaubſt, Mama, daß ich das letzte Stückchen

Weg's mit Friedel gehe!" bittet er haſtig und die Gräfin nickt lächelnd, richtet ſich ein wenig empor und winkt den jungen Seehofer heran.

Auch Brunhild hat ſich lächelnd erhoben, ihre Augen blitzen auf und weil Friedel juſt an der Seite des Weges ſteht, wo ſie ſitzt, nickt ſie ihm mehr huldvoll wie herzlich zu und ſtreckt ihm das Händchen in dem eleganten Handſchuh entgegen. Sie hat den Strauß in der Hand des Jugendfreundes erblickt, und die Eitelkeit der Eva regt ſich in ihr, vor den Augen des einen Verehrers durch den andern einen Triumph zu feiern.

„Guten Tag, Friedel!" lächelte ſie, „wie nett von dir, daß du uns hier empfängſt!"

Erwartungsvoll blickt ſie ihn an, und der Friedel, obwohl es ihn verdrießt, daß ſie ſo förmlich und ſo hochdeutſch ſpricht, lacht ſie harmlos an: „Grüß dich Gott, Brunei!" — nickt etwas gleichgiltig und ſchlägt nur flüchtig in ihre Hand ein, und dann ſpringt er um den Wagen herum, umarmt voll friſchen Ungeſtüms den Freund, und wendet ſich dann voll höflicher Galanterie zu der Gräfin.

„Grüß Gott daheim, Frau Gräfin!" ſagt er, blickt mit den großen, blitzenden Augen zu ihr empor, ſo herzgewinnend hübſch und keck, daß Frau Theodora gar keinen Geſchmack haben müßte, wollte ſie ſolch einem Anblick gegenüber gleichgültig bleiben — und reicht mit verbindlichem Gruß den Blumenſtrauß entgegen.

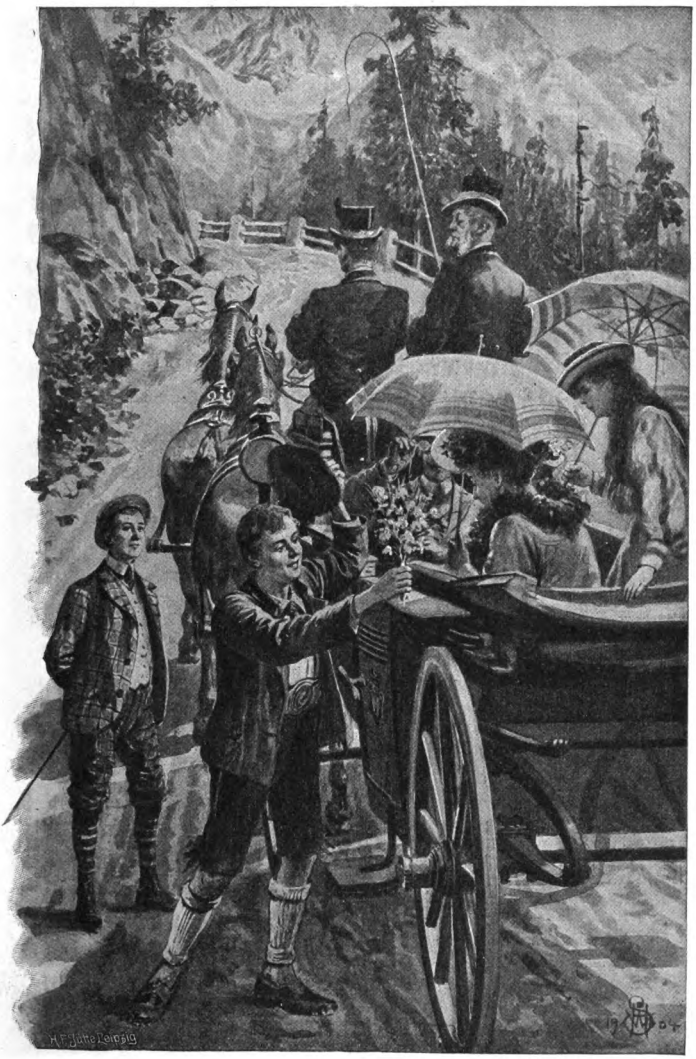
Und Gräfin Thum hatte einen ſehr guten Geſchmack,

und war noch jung genug, um für überraſchende Huldigungen empfänglich zu ſein. —

Sie hatte es — wenn auch nicht ungnädig, ſo doch etwas überraſcht — bemerkt, daß Vetter Frank auf dem Bahnhof ihrer Tochter Brunhild eine Bonbonniere, ihr ſelber aber nicht einmal das kleinſte Sträußchen überreichte, und war daher um ſo angenehmer von einer Aufmerkſamkeit berührt, welche ſie ſo abſolut nicht erwartet hatte.

Und dieſe Freude ſpiegelte ſich auf ihrem ſchönen Antlitz, und obwohl ſie ſich vorgenommen, den Verkehr ihrer heranwachſenden Kinder mit dem Sohn des Oberförſters ein wenig einzuſchränken, war dieſer Vorſatz jetzt völlig vergeſſen, und liebenswürdiger wie je dankte ſie dem jungen Freund und lud ihn ſelber ein, ſo oft wie möglich ein ſtets gern geſehener Gaſt auf Kochenhall zu ſein. Da hatte der Friedel wieder einen Sieg gefeiert, ohne daß er es ahnte oder auch nur bemerkte, denn vorläufig war ihm das enttäuſchte, beinahe etwas pikierte Geſichtchen der Komteſſe ſehr viel intereſſanter und gewährte ihm mehr Genugtuung wie die Freundlichkeit der Schloßherrin.

An eine Vorſtellung hatte niemand gedacht. Der fremde Herr hatte etwas erſtaunt einen Kneifer auf die Naſe geklemmt und den hübſchen Burſchen in der flotten Tiroler Tracht ungeniert gemuſtert, und Friedel hatte ſo viel zu ſehen und zu ſagen, daß er überhaupt keine Notiz von dem Unbekannten nahm.



Die Pferde zogen wieder an und die Gräfin winkte lächelnd und sehr freundlich mit ihren Blumen, Brunhild neigte knapp das Nasenspitzchen und Vetter Frank griff an den Hut, als wolle er grüßen, unterließ es aber, da es sich seiner Ansicht nach nicht mehr lohnte, denn Friedel und Eckbrecht schüttelten einander so lebhaft die Hände, daß der junge Seehofer keinen Blick mehr für die Equipage hatte.

Während Brunhild dem Vetter die gewünschte Auskunft über „den Friedel" gab, und dabei das Mündchen recht spöttisch verzog und das Köpfchen noch hochmütiger wie sonst hob, die Gräfin aber desto freundlicher Partei für den „prächtigen, frischen, jungen Menschen" nahm, schritten Eckbrecht und Friedel Arm in Arm hinter dem Wagen her, möglichst langsam, um dem Gefährt Zeit zu lassen, ihren Blicken zu entschwinden.

Als sie endlich allein und unbeobachtet auf dem sonnigen, tannenduftenden Weg standen, da warf sich Eckbrecht plötzlich an die Brust des Freundes und rief, wie aus tiefstem Herzensgrund heraus: „Ach, daß ich wieder bei dir bin, daß ich einmal ein paar Tage ausruhen und mit dir froh sein kann! Mir ist es immer, als ob ich nur bei dir allein aufatmen könnte! Deine Heiterkeit reißt mich fort, ich werde so sorglos bei dir — es ist, als ob du mich ansteckteſt mit deiner Lebenslust, welche kein Hasten und Ringen und Streben kennt!" —

Friedel schloß die schmächtige Gestalt des Freundes beinahe ungestüm in seine kraftvollen Arme.

„Weil ich der einzige bin, der dir mal vernünftig zuredet," lachte er, „der dich nicht ununterbrochen zur Arbeit treibt, ſondern ſagt: ‚Die Ferien ſind zur Erholung, zum amüſieren da!' Herr des Himmels, wie ſiehſt du aus, Menſch!" — und Friedel hielt den jungen Graf von ſich ab und blickte mit gerunzelten Brauen in das hagere, bleiche Geſicht —: „Biſt du krank? haſt du gelegen? — Kaum noch Haut und Knochen — und dabei wie ein Tiſchtuch! Eckbrecht — fehlt dir was?"

Der Genannte lachte und atmete tief auf: „Nein, gottlob, ich habe glücklich durchgehalten, aber es war die höchſte Zeit, daß die ſchauderhafte Schinderei ein Ende nahm! — Ich habe mein Examen gemacht, Friedel!"

„Dein Examen? — mit ſechzehn ein halb Jahren?! — Nun ſchlag' aber Gott 'nen Türken tot! — Dein Maturum haſt du ſchon gemacht?!"

Friedel war ſprachlos; Eckbrecht aber lächelte wie ein Märtyrer und ſtrich müde mit der ſchmalen Hand über die Stirn.

„Und ſogar als der Beſten einer!" rückte er mit einem Anflug von Röte auf den Wangen hervor, dieweil die umſchatteten Augen einen Moment wie in ſtolzer Freude aufleuchteten, „und das mündliche iſt mir ſogar erlaſſen worden!"

Seehofer ſchlug die Hände zuſammen.

„Na, da gratulier' ich, von ganzem Herzen gratulier' ich! Sag's ja, du biſt ein Mordsg'ſell, und wirſt nochmal in der Welt von dir reden machen! Aber wie haſt

du auch geſchuftet! Du heilige Kümmernis, ſchier zu Schanden haſt du dich gearbeitet! Da guck', mir iſt das Faulenzen ſehr viel beſſer bekommen!"

„Gottlob, du biſt das blühende Leben, ſo recht ein ‚Siegfried', wie man ihn ſich nach der Sage denkt! Wann wirſt du denn dein Maturum machen?"

Friedel lachte und dehnte die Arme. „Früheſtens in einem Jahr, oder vielleicht ‚nie nit'!" ſagte er, in ſeinen Dialekt verfallend. „Weißt, was als Hundl geboren iſt, wird ſein Lebtag kein Rößl! — Warum ſoll ich eigentlich das Examen machen? Ich hab' keine Luſt dazu, und wenn ich nächſtes Jahr den Einjährigen bekomm', dien' ich mein Jahr ab und dann . . . na, ich denk', dann tut mich der Vater auf eine Preſſe. Forſtmann möcht' ich nit gern werden, 's iſt mir zu viel Schreiberei dabei, und immer im Wald ſitzen, langweilt mich. Soldat möcht' ich ſchon eher ſein, aber nur Kavalleriſt, und das koſtet zu viel Geld. Hinaus in die Welt will ich! — Am liebſten tät ich ein paar Jahre wandern und mich 'rumtreiben. Weißt ja, nach Abenteuern hat mir ſtets der Sinn geſtanden. Durchhauen möcht' ich mich! Die Welt ſehen, das Land des Glückes ſuchen! Mit all den andern hier in Reih' und Glied marſchieren, macht mich ungeduldig. Trotzdem iſt Soldat noch das beſte — denn hoffentlich gibt es bald einen Krieg, daß man ſich mal austoben kann! Na, kommt Zeit, kommt Rat — ich richt's ſchon!" —

IX.

Ich habe die Jugend verträumet
Und habe den Lenz verſäumet . . .
Geibel.

Einen Augenblick herrſchte Schweigen.

Eckbrechts Blick haftete wie in ſtaunendem Sinnen auf den heiteren Zügen des Freundes.

„Und dieſe Anſichten und Pläne billigt deine Mutter?“ fragte er endlich leiſe, als könne er ſolch einen Gedanken überhaupt nicht faſſen.

Friedel lachte hell auf. „Mein Mutterl? Die wäre wohl die letzte, welche mir Schwierigkeiten in den Weg legt. ‚Ein jeder ſoll auf ſeine Façon glücklich werden!‘ ſagt ſie, ‚wenn du mehr Luſt zum Soldat haſt, ſo werde es. Daß du kein Geld beſitzeſt und niemals welches zu erwarten haſt, weißt du, — auf deine Arbeit und deine Leiſtungen biſt du angewieſen. Was du aber arbeiten und ſchaffen willſt, das iſt deine Sache.‘ Gelt, das iſt vernünftig gedacht vom Mutterl, und ſie ſoll ſich auch nicht in mir täuſchen. Ich werde den Eltern nie zur Laſt fallen und mich ſchon in Ehren durch die Welt bringen, bin ja gottlob geſund, daß ich mich vor nichts

zu ſcheuen brauche, — aber Freiheit will ich haben und meinen eigenen Willen, ſonſt wird's nix!"

„Nun, und dein Vater? Was ſagt der dazu?"

Friedel Seehofer blickte mit leuchtenden Augen in den ſonnigen Himmel empor.

„Was der ſagt? — Ei, alles, was ein pflichtgetreuer Vater ſeinem Sohne ſagen muß! Er beſpricht alle Für und Wider mit mir, macht mich auf die Vorteile und Nachteile jedes Berufes aufmerkſam, redet mir zu, auch das Maturum zu machen, und erklärt mir, wie unendlich wichtig das für einen Mann ſei, na, und zum Schluß ſagt er: ‚Nun überleg' dir reiflich, was du tun willſt. Beſcheid weißt du nun, und alt und vernünftig genug biſt du auch, um dir ſelber dein Leben einzurichten. Ich ſtecke ja nicht in deiner Haut und habe nicht die Folgen zu tragen, darum laſſe ich dir deinen freien Willen. Ein jeder iſt ſelber ſeines Glückes Schmied'!" —

Eckbrecht ſeufzte tief auf. „Wunderbar!" murmelte er, „ich hätte gar nicht gedacht, daß es ſolche Eltern überhaupt gibt!"

„Mißbilligſt du ihre Anſicht?"

Eckbrecht machte eine beinahe leidenſchaftliche Bewegung. „O gewiß nicht ... niemals! Im Gegenteil! Faſt möchte ich dich beneiden!"

„Beneiden? — du? — der das Examen gemacht? — und ſogar glänzend beſtanden hat?" —

„Gleichviel!"

„Das begreife ich nicht!"

„Ach Friedel —!"

Aus innerſter Bruſt empor klang das „Ach!", wie ein Seufzer lang gehegter, tief geheimer Qual.

Ganz betroffen blieb der junge Seehofer ſtehen und ſtarrte in das blaſſe, müde Geſicht des Freundes.

„Eckbrecht! — biſt du denn nicht glücklich?!" —

Thum preßte wie im Kampf gegen ſich ſelber und ſeine aufwallende Empfindung die Lippen zuſammen.

„Oh, du glaubſt gar nicht, wie beſeligt, wie überſtolz und glücklich Mama war, als ich ihr die Nachricht von dem guten Examen bringen konnte!" ſagte er dann ſchnell, und die Frage des Freundes geſchickt umgehend. „Sie ſchrieb es gleich dem Kronprinzen, welcher ſich, als mein Pate, ſehr dafür intereſſierte, und da kam ſein Glückwunſch, und hier . . . ſiehſt du, das ſchickte er mir zur Belohnung." — Eckbrecht zog eine wundervoll gearbeitete goldene Uhr hervor, welche in Brillanten die Initialen des hohen Herrn trug.

„Donnerhagel!" ſtaunte Friedel und riß die Augen auf, „das iſt klotzig! das laß' ich mir gefallen!"

„Nicht wahr, ſie iſt ſchön? — Und ſiehſt du, ſolch eine Aufmunterung und Anerkennung tut wohl und entſchädigt für all die Quälerei! Und Mamas Freude desgleichen! — Wenn es einem dann manchmal auch ſauer geworden iſt, und man über aller Arbeit auf ſo manche Freude verzichten mußte . . ."

„Verzichten? wie ſo das?" —

Der junge Graf neigte das Haupt wieder tiefer und

der flüchtige Schimmer des Glücks erloſch in ſeinem Auge: „Ich hätte ſo gern — ſo gern im letzten Winter die Tanzſtunde beſucht, — Brunhild bekam Unterricht, es war ein ſo reizender kleiner Zirkel, nur ihre beſten Freundinnen und deren Brüder oder Vettern, auch mein liebſter Freund darunter, ach — und ich wäre für mein Leben gern dabei geweſen, denn weißt du, Friedel, die entzückende Harriet — eine junge Lady Balmoral — hatte es direkt zu Brunhild geſagt, ſie würde ſich ſo ſehr freuen, wenn ich teilnähme . . ."

„Aha! — famos . . ."

„Oh, es war ſchwer, da zurückzubleiben!"

„Das tateſt du? — Menſch, wie iſt das möglich! Wenn du auch für ſie ſchwärmteſt . . oh, ich glaube, ich hätte mit Fäuſten um mich geſchlagen, wenn man mir ſolch einen Spaß hätte verſalzen wollen! Ich habe in dieſem Winter auch die Tanzſtunde in unſerm kleinen Städtchen beſucht — und habe mich amüſiert — ich ſage dir, Eckbrecht — amüſiert habe ich mich — großartig! königlich! Alle Wetter, wie war das famos!" und Friedel ſchnalzte voll Wonne mit den Fingern und warf ausgelaſſen den Hut in die Luft —: „Nicht um ein Königreich möchte ich die Erinnerung dran hergeben!" —

Der junge Thum nickte ſtill und ſchwermütig vor ſich hin. „Ja, du Glückspilz! Du genießt's! — aber ich? Lernen — lernen — Tag und Nacht ſtudieren . . ."

„Laß dich's nicht reuen! Denk an dein Examen, das war ſchon ein Opfer wert!" tröſtete Friedel und legte den

Arm zärtlich um die ſchmalen Schultern des Freundes: „Dieſen Winter kannſt du ja alles nachholen . . .“

„Nein, — das will ich nicht, Harriet iſt ja nun nicht mehr dabei, da reizt es mich nicht mehr, und außerdem will der Arzt nicht, er meint, ich dürfe mich nicht an=

ſtrengen, ſolle mich ganz ruhig halten, denn das viele Studieren koſte mich gerade genug Kräfte . . ."

„Ach was, — kommt alles ſchon! Wenn du erſt durch biſt mit den Examinas . . ."

„Ja, das ſagt Mama auch und vertröſtet mich auf die Zukunft. Wenn ich erſt Student bin . . ."

„Wie? du willſt ſtudieren?!"

„Ich werde es wohl müſſen, meine Geſundheit reicht nicht ganz aus für den Soldaten . . . und außerdem — Mama meint, in der Miniſterkarriere könne man ſich ſchneller emporarbeiten — —"

„Miniſter willſt du werden, oder gar Reichskanzler? — Potzwetter! Na, dann kannſt du dich ſpäter mal meiner erbarmen und mir ein Alterspöſtchen zuwenden!" ſcherzte Friedel und zog devot den Hut: „Aber weißt du, Eckbrecht, wenn die Aktien ſo ſtehen und dir eine ſo glänzende Zukunft winkt, dann kannſt du die ſchöne Harriet und die Tanzſtunde ſchon verſchmerzen! Als Student wirſt du dein Leben ſchon genießen, bummle nur tüchtig und amüſiere dich! Du haſt ja ſoviel Zeit gewonnen, daß du nun ſchon mal faulenzen kannſt!"

Eckbrecht ſah ganz erſchreckt aus.

„Wo denkſt du hin! Dann wäre ja der ganze Vorteil verloren! Ich gehe nun ſtramm auf den Referendar los! Fürerſt ſtudiere ich als ‚Wilder', denn der Arzt und Mama ſagen, wenn ich jetzt ſchon in ein Korps einſpringen würde und all die Kneipereien und Paukereien mitmachen ſollte, würde ich in ein paar Monaten dabei

liegen bleiben. Ich bin für ſolch ein flottes Leben noch zu jung und ſchwächlich. Ich kann dann in Ruhe weiter ſtudieren, mache ſo bald wie möglich den Referendar, — Mama wird das ſchon alles einrichten, wir haben Konnexionen genug, durch welche man mir eventuelle Schwierigkeiten betreffs Alters uſw. aus dem Wege räumt — und dann — als Referendar bin ich ja ſchon älter und kräftiger und nehme ſchon eine geſellſchaftliche Stellung ein, dann werde ich wohl erſt mit dem Amüſieren anfangen . . ."

„Du willſt in gar kein Korps eintreten?!"

„Gewiß! ſelbſtredend, aber erſt ſo ſpät wie möglich — damit ich nicht aufgehalten werde . . . wohl nur ſo pro forma —"

„Hm; — ſchade; die Studentenzeit iſt für jeden Zivilbeamten die ſchönſte Lebenszeit, aber es mag wohl ſehr richtig ſein, wie deine Mutter es ſich ausgedacht hat. Zuerſt wirſt du dich aber doch hier erholen?"

„Nicht allzu lange. Ich ſoll die Zeit zu einer Reiſe benutzen. Das iſt ja auch eine Erholung und man lernt dabei doch die Welt kennen und bereichert ſein Wiſſen und ſeine Erfahrung. Mama reiſt im Spätherbſt mit mir nach Italien, Griechenland, Kairo und der Türkei!"

„Soviel auf einmal?"

„Wir müſſen die Zeit nach Kräften ausnutzen. Ein bißchen Hetztour wird's wohl werden —"

„Und ob! wenn ihr alles ſehen wollt — —"

„Muſeen, Kirchen, Galerien . . ."

„Brr! Da ſchwindelt einem ja!“ —

„Was hilft's? Man muß es doch kennen!“

„Wird Brunhild euch begleiten?“

„O nein, das würde uns nur hinderlich ſein. Die ſoll ſpäter mit den Eltern ihre Reiſen machen.“

„Bleibt ſie in Kochenhall?“

„Bis nach Weihnachten ſicher. Sie mag es gar nicht gern, aber Papa liebt es ja ſo ſehr, den Anfang des Winters hier zu verleben, nun, und Papa tut ſie ja alles zuliebe!“

„Dein Vater liebt auch ſein Töchterchen gar ſehr?“

„Sie iſt ſein Augapfel! ſein Abgott! — Man neckt ja die Eltern immer, daß ſie ſich in ihre Kinder geteilt hätten, ich gehöre Mama, — und Brunhild iſt ein Herz und eine Seele mit ihrem Vater.“

„Wo iſt der Graf eigentlich? Er kam ſoeben nicht mit euch hier an!“

„Nein, er folgt in vierzehn Tagen, da er ſich dem Kronprinzen zu einer Nordlandreiſe anſchließen mußte!“ —

Friedel atmete ſchwer, dann fuhr er mit ſichtlicher Überwindung fort:

„Ihr brachtet einen Fremden mit? Wer iſt es?“

Eckbrecht blickte überraſcht auf.

„Habe ich euch nicht vorgeſtellt? Oh, meine Zerſtreutheit! Ich habe ſo gar keine Gedanken mehr! Verzeih', lieber Friedel, ich hole es droben ſofort nach! Wer der Fremde iſt? Ein entfernter Verwandter meiner Mutter, Graf Frank Skeuditz. Er nennt Mama Tante,

obwohl er kaum dazu berechtigt iſt. Aber wir mögen ihn alle ſo ſehr gern und da iſt es wohl mehr Wahl- wie Blutsverwandtſchaft!"

„Er iſt Offizier?"

„Ganz neugebackener, — ſeit einem halben Jahr. Ein ſehr hübſcher, flotter, eleganter Menſch, alle jungen Mädchen ſchwärmen für ihn ..."

„Soſo! und deine Schweſter dito!" —

„Brunhild?" Eckbrecht blickte den Sprecher ſehr erſtaunt an. „Die Brunei? Sie iſt ja erſt vierzehn Jahr alt!"

Friedel griff ſeitwärts in die grünen Tannenzweige und riß mit unſichrer Hand die kleinen Äſtchen ab. „Bei Mädchen ſpricht das Alter gar nicht mit", ſagte er achſelzuckend, „und namentlich bei deiner Schweſter, welche ihren Jahren in jeder Beziehung weit voraus iſt!"

„Ja, ſie wird meiſt für fünfzehn oder gar ſechzehn gehalten, weil ſie ſo ſehr groß und ſchlank iſt, ohne ſo eckig dabei und mager zu ſein wie andere Backfiſche! Das iſt Papas beſonderer Stolz und behauptet er ſtets, das Mädel würde einmal in Wahrheit eine Brunhildengeſtalt bekommen!"

„Fraglos! der Stolz und das blonde Haar dazu — alles was zu einer Walküre gehört! — Auch der Siegfried wird nicht fehlen!"

„Hoffen wir's. — Ob's aber Vetter Frank ſein wird? Ich muß doch einmal aufpaſſen, ob du recht haſt und ob Brunhild in der Tat für ihn ſchwärmt.

Daß ſie bei den Eltern ſeine Einladung nach hierher ſehr befürwortete, ja, ich glaube gar, ſie anregte, das weiß ich." —

„Der Leutnant macht ihr den Hof?"

„Je nun, er neckt ſie und ſcherzt mit ihr, wie mit einem Backfiſchchen! Daß ſie ihm ſehr gefällt, glaube ich wohl, und daß er vielleicht in ſeinem tiefſten Herzen mit der Möglichkeit rechnet, die ſchöne Baſe einmal heimzuführen, das traue ich ihm ſchon zu, denn Brunhild wird eine ſehr gute Partie ſein, und Frank ſcheint ſehr genau mit den Verhältniſſen Beſcheid zu wiſſen."

„Du magſt ihn nicht ſonderlich?"

Eckbrecht zuckte mit ſeinem müden, zerſtreuten Lächeln die Achſeln.

„Ehrlich geſtanden hatte ich kaum noch Zeit darüber nachzudenken, denn ich lernte ihn nur flüchtig kennen. Aber ſo beſonders zu ihm hingezogen fühle ich mich nicht, es iſt wohl mehr Damengeſchmack."

Wieder ſtarrte Friedel mit umwölkter Stirn vor ſich nieder.

„Einer Walküre ſollte eigentlich ſolch ein zierliches Salonherrchen nicht imponieren!"

„Das tut er wohl auch nicht. Aber Brunhild iſt eitel, und es gereicht ihr zur Genugtuung, vor ihren Freundinnen mit dem ſchönen, ſo viel bewunderten Vetter zu renommieren. In ſeiner eleganten Kavallerieuniform ſieht Frank ja noch bedeutend beſſer aus, und es iſt nun einmal eine traurige Tatſache, daß die Damen eine Schwäche für buntes Tuch haben."

„Wie lange bleibt er hier?"

„Skeudit?"

„Hm." —

„Das wissen die Götter und die, welche ihm seinen Urlaub bewilligten. Jedenfalls hat er, als sehr passionierter Jäger die Absicht einen Hirsch hier zu schießen, sogar den größten und stärksten, welcher im ganzen Revier ist!"

„Oho! Da hat doch dein Vater auch noch ein Wörtchen mitzureden!" fuhr Friedel mit blitzenden Augen auf. „Und wenn der Hirsch — ich weiß wohl, um welchen es sich handeln dürfte — in die königlichen Forsten wechselt, muß mein Alter erst seine Erlaubnis geben!" —

„Nun, die versagt dein liebenswürdiger Vater ja nie, und was den meinen anbelangt, so weißt du, daß er auch nicht jagdneidisch ist und seinen Gästen stets den besten Schuß gönnt."

„Das freilich! Na, dann wünsch' ich dem Herrn Leutnant Glück zum Weg!" — Der junge Seehofer sagte es sehr ruhig, aber um seine Lippen zuckte es ganz wunderbar und in seinen Augen glimmte ein Funken, welchen Schalk und Eifersucht gemeinsam schürten. Der Weg stieg noch ein Stückchen sehr steil, und Eckbrecht blieb öfters stehen, trocknete die Stirn und atmete tief auf.

„Man muß sich erst wieder an das Bergsteigen gewöhnen!" sagte er wie entschuldigend, „ich habe es selber

nicht geglaubt, wie ſehr mir das Examen noch in den Gliedern ſteckt!"

Und langſam ſtiegen ſie weiter.

An dem Schloßtor verabſchiedete ſich Friedel, ſo ſehr ihn der junge Graf auch bat, Einkehr zu halten.

„Wir wollen viel, ſehr viel zuſammen ſein, Friedel", ſagte er herzlich, mit warmem, beinahe krampfhaftem Händedruck. „Deine Nähe tut mir ſo wohl, ich lebe neu auf bei dir! Laß uns täglich zuſammen in die Berge ſteigen!" —

* * *

Als Friedel heimkehrte, ſaß Hieſel auf der Bank vor der Haustür.

„Du, Hieſel, da iſt ſo ein ‚Salontiroler' im Schloß ein'kehrt, der will uns die beſten Hirſch'n dahier weg-putz'n."

„Wenn's ein vürnehmes Leut iſt, wie ſolche alleweil nach Kochenhall kommen, nachher g'ſchieht's ſchon."

„So? Meinſt? Ich denk' nit, daß der Vater die Erlaubnis gibt."

„Allemal gibt er ſie. Der Seehofer iſt gar ſehr ein G'mütlicher, der kein' Schußneid und kein Grantigſein kennt."

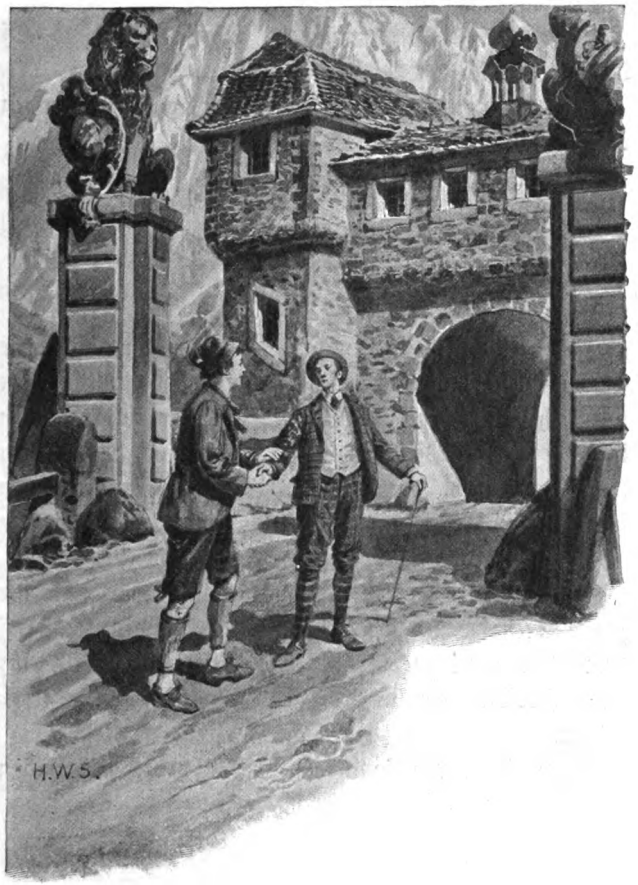
„Na, ich bin's aber nit! Und ich verſchwör' mich, Hieſel, der Leutnant ſchießt den Sechzehnender nit."

„Willſt ihm gleich heute nacht noch eine Kugel 'nauf-brennen?"

Friedel lachte halb grimmig, halb amüſiert: „Dem Leutnant? Ich wär's imſtand'!"

„Bub', red nit ſo daher! Den Hirſch'n mein ich."

„Wenn ich nur wüßt', wo er zu find'n wär', ich tät ihm Nacht für Nacht zu Gefallen geh'n! Eh' er nit



schreit und seinen festen Stand hat, kriegt man ihn aber nit und da wart' ich halt noch ein bisserl."

„Ohne dem Vater seine Erlaubnis tu's nit, sonst kriegst deine Hieb'."

Friedel steckte die Hände in die Taschen und pfiff sich eins. Seine Augen blitzten.

„Na, ich mein', kommt Zeit, kommt Rat, und auf dich ist alleweil ein Verlaß, gelt?"

Der Alte zwinkerte unter den weißbuschigen Brauen empor und nickte.

„Das weißt!"

* * *

Allzufrüh stieg man nicht zu Berg, denn der junge Offizier dehnte die Arme gar zu lange behaglich im Bett und lachte: „Bist nicht recht gescheit, Eckbrecht, jetzt schon in aller Herrgottsfrühe willst du mich aus den Federn holen? — Nein, mein Junge, dazu mißbraucht man sein bißchen Urlaub nicht! Einmal im Jahr muß man ausschlafen, das kann der Mensch verlangen!" —

Und Graf Skeuditz schlief gründlich aus, und der junge Seehofer saß wohl schon zwei Stunden lang auf dem Balkon bei der Gräfin und Eckbrecht, um — für seine Person zum drittenmal — mit ihnen zu frühstücken.

Frau Theodora fand ein ersichtliches Wohlgefallen

an dem ſchmucken, hübſchen, friſchen Oberförſterſohn, welcher ſeinerſeits keine Gelegenheit vergehen ließ, um der Mutter des Freundes galante Aufmerkſamkeiten zu erweiſen.

Nicht aus Berechnung oder um die Gunſt der Gräfin zu gewinnen, ſondern lediglich, um Brunhild dadurch zurückzuſtellen und ſie recht augenſcheinlich zu vernachläſſigen, denn Friedel ſtand noch in dem Lebensalter, wo die Empfindlichkeit am größten, wo die Liebe zu einem Mädchen ſowieſo noch als halbe Entwürdigung angeſehen, und gar verſchmähte Liebe nun und nimmer zugeſtanden wird.

Auch heute hatte er die Gräfin-Mutter mit einer kleinen Höflichkeit ſehr erfreut.

Die Schloßherrin hatte darüber geklagt, daß ſie die Poſtſachen meiſt erſt zur Mittagszeit erhalte, wenn ſie nicht jeden Morgen einen beſonderen Boten für die Nachtpoſt ſchicke, und das wolle ſie nicht, denn zweimal den weiten Weg zurückzulegen, ſei zu viel für den alten Iwan, und ſo wolle ſie lieber auf ihre Zeitung warten, bis Nazi zu den Einkäufen hinabfahre. Friedel war liebenswürdig und dienſtbereit genug, in aller Frühe zur Poſt zu marſchieren und der Gräfin mit ſeinem gewinnendſten Lächeln die Zeitung auf den Frühſtückstiſch zu legen. Das rechnete ſie ihm hoch an, und Eckbrechts blaſſes Geſicht rötete ſich vor Freude über dieſe „ausgezeichnete Idee!“ — Nur Brunhild lag mit zwinkernden Augen gelangweilt in dem Schaukelſtuhl und ſagte kein Wort.

Erſt ſpäter, als Vetter Frank in ſeinem ſehr eleganten Promenadenzivil erſchien, und ihr mit unwiderſtehlichem Blick die kleine Hand küßte — eine Galanterie, welche die Gräfin als noch „zu verfrüht!“ mehr im Scherz wie im Ernſt verwies — ward Brunhild lebhaft und geſprächig.

„Mon dieu, Eckbrecht! Willſt du etwa dieſe abſcheulichen Nägelſchuhe jetzt täglich tragen?“ rief ſie plötzlich mit einem Blick auf die Füße des Bruders. „Das ſieht ja ſchrecklich aus! Sieh nur, Frank, dieſe Kloben, welche er ſich geleiſtet hat!“ —

„Donnerwettter ja!“ lachte der junge Offizier und ſtrich ſein Bärtchen empor, „das iſt allerdings ein tüchtiges Kaliber, ſcheint aber hier Mode zu ſein, Seehofer trägt ſie ja auch zu ſeinem Koſtüm!“ Eigentlich wollte er auch „Friedel“ ſagen, aber ein Blick auf die ſtattliche, kraftvolle Jünglingsgeſtalt, welche ihn beinahe um Haupteslänge überragte, ließ ihm die Anrede „Seehofer“ als richtiger und klüger erſcheinen.

„Ohne dieſe Bergſchuhe kommen Sie hier nicht durch, Herr Graf!“ antwortete Friedel ruhig. „Sehr ſchön und elegant ſind ſie ja nicht, aber höchſt zweckmäßig, und wenn man das Gebirge kennen gelernt hat, wie ich, lernt man auch das Praktiſche ſchätzen!“

Frank ließ die Sonne auf ſeinem feinen Halbſchuh aus Lackleder ſpiegeln.

„Wahrlich? Und Sie glauben in der Tat, daß ich in dieſen Dingern nicht die ‚Gefahren der Wildnis‘ beſtehen kann?“

„Ebenſowenig wie Brunhild mit ihren feinen Schuhchen! Bei gutem Wetter geht's allenfalls, da reiben ſie ſich höchſtens durch, aber wenn wir mal in den Regen kommen, — —"

„Na, wenn's mit Gießkannen droht, wagen wir uns ſchon nicht ſo weit! — Heut' iſt ja prachtvoll-heller Sonnenſchein — ich denke, heute können wir es ſchon riskieren, nicht wahr, Couſinchen?"

„Natürlich, und wenn es auch noch ſo grau am Himmel ausſäh', ich würde nie ſo ſchreckliche Schuhe tragen! nie! Es iſt ja nur Einbildung, daß die ſchweren Holzklötze beſſer ſchützen, ſie ſind ſo unbequem, daß man kaum von der Stelle kommt!" —

„Ehrlich geſtanden" — lachte Frank, — „ich könnte mir meine kleine Baſe auch gar nicht in ſolchen Ungeheuern vorſtellen! Der Anblick würde meinen Schönheitsſinn beleidigen, und darum ſchlage ich vor, Brunhild, wir beide beharren bei unſerer Oppoſition! Sollte der Fels wirklich ſo ungalant ſein, deine Schuhchen zu zerreißen, nun ſo trage ich dich auf Händen heim!" —

Er lachte dazu und machte ſeine unwiderſtehlichſten Augen, Friedels Blick aber flog über die noch ſehr ſchlanke, jugendlich biegſame Geſtalt des neugebackenen Leutnants, und dann huſchte ſein Blick nach Weſten, wo ein zarter, feiner Dunſtſchleier die Konturen der ferneren Alphäupter einhüllte.

„Gut, wir wollen aufbrechen! Wo ſoll es hingehen?"

Man beriet ſich noch ein paar Minuten und verſprach der Gräfin ſich nicht allzuweit zu entfernen.

„Wenn Sie Gemſen ſehen wollen, Herr Graf, ſo weiß ich einen ausgezeichneten Fleck, wo man faſt immer welche zu Geſicht bekommt; man muß nur ein wenig kraxeln, der Weg iſt ſchlecht, aber es lohnt ſich!

„Gemſen? Oh, das wäre ja kapital!“ rief Graf Frank begeiſtert. „Natürlich! wäre ja rieſig nett von Ihnen, wenn Sie uns führen wollten, Seehofer! — Das Klettern iſt ja ſehr amüſant und gehört zu dem Bergſteigen, nicht wahr, Brunhild, du riskierſt es auch?“ —

Sie ſah ihn an, recht voll kindiſcher Schwärmerei, welche in ihrer Unverhohlenheit am beſten zeigte, wie jung und naiv die kleine Komteſſe noch war.

„Natürlich riskiere ich es! Du gehſt ja mit, Frank!“

„Da kann dir freilich nichts paſſieren“, lachte Eckbrecht, „benutze du nur den Herrn Vetter als Bergſtock, ich halte mich zu Friedel und denke, wir beide ſtampfen ſchon mit unſern Nägelſchuhen jede Felsſchrunde vor euch glatt!“ —

Friedel ſchwieg und lächelte nur ſeltſam vor ſich hin, wie einer, dem viel Kurzweil in Ausſicht geſtellt iſt, und der ſich unbändig darauf freut.

„Verſpotten wollt ihr meine liebe, heimatliche Gewandung?“ dachte er, denn es war ihm nicht entgangen, daß der Graf heimlich auch ſeine Witze über die Lederhoſe und die nackten Knie machte, „na, wartet nur, ihr

ſollt ſchon bald meinen guten Nägelſchuhen Abbitte tun.“ —

Und ſie ſtiegen bergan.

Die lichte, goldene Morgenſonne lag über den blühenden Matten und tauchte die Welt in einen wahren Glorienſchein voll Pracht und Glanz, nur in den Tannenwäldern war es dunkel, tief dunkel, als blicke man in gähnende Nacht zu beiden Seiten, und weil der Gegenſatz zu draußen ſo groß war, empfand man ihn doppelt.

Der kleine Wolfſpitz, welcher das Geleit gab, ſprang hie und da in das Dickicht hinein, bellte auch einmal ſchrill auf und kam zurückgeſtürzt, angſtvoll, mit geſträubtem Haar und allen Zeichen der Angſt.

Brunhild hob jäh das goldſchimmernde Köpfchen.

„Dem Walderl iſt es ſo unheimlich hier!“ ſagte ſie, „es kann doch kein Bär in den Tannen ſtecken?“

„Ach, Unſinn! Bär! — es gibt ja jetzt gar keine Bären mehr hier, nicht wahr, Seehofer?“

„Jetzt wohl kaum! Zur Winterszeit iſt es immerhin ſchon möglich, daß einer von den fürſtlich Schwarzenbergiſchen Waldungen, an der Nordſeite des Blöckenſtein, in Bayriſche herüberwechſelt, aber jetzt? — Na, und wann's einer wär', ich denk', wir nehmen's ſchon auf mit ihm!“ —

Friedel wußte ganz genau, daß ſeit Jahren kein Bär mehr eingeſpürt war, aber es machte ihm nicht wenig Spaß, die Wirkung ſeiner Worte zu ſehen. Frank wußte ebenfalls genau durch ſeinen Onkel über die Jagd Be-

ſcheid und war überzeugt, daß ihnen abſolut nichts widerfahren konnte. Dennoch zuckte er die Achſeln.

„Erlauben Sie mal — ſo ohne Waffen einem Bären gegenüberſtehen . . .“ und er lüftete unwillkürlich den eleganten Strohhut, als ob ihm bei dieſem Gedanken etwas warm würde, — „ich finde es überhaupt riskiert, daß ich keinen Revolver zu mir ſteckte — —“

„Wollen wir umkehren und einen holen?“ fragte Brunhild, plötzlich ſtehen bleibend, — „Frank hat recht, ohne Waffen zu ſein iſt ein unbehagliches Gefühl!“

Friedel lachte hell auf und hob ſeine beiden kraftvollen Hände, ballte ſie und ſtreckte ſie aus, daß die Sehnen und Muskeln an dem Arm wie von Eiſen ſchienen.

„Sind ſo zwei Fäuſte etwa keine Waffe?!“

„Na, na, renommieren Sie nicht, mein lieber Friedel!“ lachte der junge Offizier etwas geringſchätzig. „Die Jugend iſt leicht etwas heißblütig und verſpricht mehr, wie ſie halten kann! Ich möchte es nicht auf die Probe mit Ihren Fäuſten ankommen laſſen. Aber gleichviel, wir werden uns doch nicht fürchten! Potzwetter, das wäre noch beſſer! — Gib mir deinen Arm, Brunhild, ich bin Manns genug, und nehme es ſchon mit einem Ungeheuer auf; ich benutze dieſen Bergſtock als Lanze, um als Siegfried den Drachen zu töten, welcher ſich uns in den Weg ſtellt!“

Er lächelte das Backfiſchchen halb gönnerhaft, halb zärtlich an und legte ihre Rechte auf ſeinen Arm,

Eckbrecht aber nickte zerſtreut und ſagte harmlos: „Nun, das wäre ja ſchön, wenn ſich bei dieſer Gelegenheit der Siegfried entpuppte, welcher Brunhild, der Walküre, imponiert!“ —

Die Komteſſe ſchritt ſehr couragiert aus und ihre Wangen röteten ſich.

„Ja, ſolch ein Kampf mit einem Drachen würde mir allerdings imponieren, denn nichts iſt in meinen Augen ſchöner, wie ritterliche Kraft und Heldenmut! — Gelehrtenkram und Wiſſen reſpektiere ich nicht annähernd ſo, denn das kann ſich ſchließlich auch ein Mädchen durch Fleiß und Ausdauer aneignen. Aber den Mut, die Kraft, die Muskelſtärke — die kann ein weibliches Weſen ſich nicht erwerben, auch eine Brunhild nicht, denn auch ſie ward beſiegt! — Oh, wie bewundere ich den Mann, welcher keine Furcht kennt!“ — ein beinahe anbetender

Blick leuchtete aus ihren blauen Augen zu dem Vetter auf, und Graf Skeuditz lächelte sehr wohlgefällig und plauderte lebhaft weiter über dieses für ihn so angenehme Thema. —

Friedel schien gar nicht mehr zu existieren, wie Brunhild ihn überhaupt nur selten eines Blickes würdigte, und so blieb der junge Seehofer mit grimmem Lächeln an Eckbrechts Seite zurück. Dem ging just eine mathematische Aufgabe durch den Kopf, er starrte grübelnd vor sich hin und begnügte sich damit, den Arm schweigend um den Freund zu legen.

Auch Friedel schwieg. — So gingen sie fürbaß.

X.

„Und Flammen ſpeiend naht im Lauf
Das Untier, Siegfried fängt es auf,
Mit mächtigen Fäuſten er es packt . . .
H. Bierordt.

Brunhild war durch ihre Eltern, Erzieherinnen und indirekt auch durch den Einfluß ihrer kleinen Standesgenoſſinnen in recht engen Anſichten erzogen worden.

Nicht daß ein kalter, herzloſer Hochmut ſie beherrſchte, es war nur die Gewohnheit, die zu Fleiſch und Blut gewordene Anſicht, daß ſie nur für ſolche Menſchen Intereſſe haben konnte, welche ihr durch Rang und Geburt gleich ſtanden.

Sie hatte wohl aus langer Weile mit Friedel Seehofer während der kurzen Zeit, wo ſie in Kochenhall wohnten, geſpielt, aber ohne ein ſonderliches Intereſſe, ja, in den letzten Jahren mit noch mehr Gleichgültigkeit wie ſonſt, weil Friedel all ihren Reſidenzintereſſen völlig fremd gegenüberſtand, und ihr in ſeinem Tiroler Bergkoſtüm nichts anderes ſchien, als ein Bauer, den eine elterliche und brüderliche Marotte durch beſondere Güte aus-

zeichnete. Eckbrecht hatte es ihr während der letzten Reise klar gemacht, daß dies eine sehr irrige Ansicht von ihr sei, und daß er den jungen Seehofer stets und vor aller Welt seinen Freund nennen werde, denn sobald der Oberförster als Forstmeister und stets höher steigender Beamter in die Residenz versetzt werde, und Friedel als Offizier genau so hoffähig sei wie er, wäre jede Schranke gefallen, welche sich jetzt vielleicht noch durch Name und Reichtum zwischen sie schiebe.

Vetter Frank hatte ein paar spöttische Randglossen nicht unterdrücken können und gemeint, seiner Ansicht nach bleibe zeitlebens eine unüberbrückbare Kluft zwischen einem Grafen Thum und einem Leutnant Seehofer, und Brunhild hatte sofort diese Ansicht zu der ihren gemacht und versichert, sie würde sich nie für einen Menschen interessieren können, welcher ihr unebenbürtig sei, — nur Rang und Titel vermöchten ihr einzig und allein zu imponieren!

„Ich hoffe, daß du solch beschränkte Ansichten mit der Zeit aufgeben wirst!“ hatte Eckbrecht voll nervöser Empfindlichkeit geantwortet, und damit war das Gespräch beendet.

Brunhild dachte nicht weiter an den Spielgenossen, denn all ihr Interesse konzentrierte sie auf den hübschen, eleganten, jungen Reiteroffizier, welcher ihr sprödes Herzchen zu einer ersten, glühenden Schwärmerei begeistert hatte.

Sie wäre von allein vielleicht nicht auf diesen Ge-

ſchmack gekommen, aber ihre Freundinnen in der Reſidenz, welche zumeiſt etwas älter waren wie ſie, und welche Graf Skeuditz bereits als Schüler und Page gekannt, hatten ihn zum Gegenſtand ihrer höchſten Anbetung gemacht und Brunhild rettungslos mit dieſem Kultus angeſteckt.

Die kleine Komteſſe, welche ihrem Alter ſowieſo weit voraus war, triumphierte, daß Frank, als entfernter Verwandter der Mutter, juſt in ihrem Hauſe ſo viel und intim verkehrte, und empfand es als hohe Genugtuung, nicht mehr als Kind, ſondern als heranwachſende junge Dame von Skeuditz behandelt zu werden. Welch ein angenehmes Gefühl, von all den anderen Backfiſchchen auf das äußerſte beneidet zu werden, welch ein Siegesbewußtſein, als der Vielgefeierte die Einladung nach Kochenhall annahm und dadurch für Wochen ihr täglicher Geſellſchafter und ritterlicher Begleiter wurde Brunhild war ein ſtolzes, nicht allzuleicht begeiſtertes Kind, und wenn ſie für Frank ſchwärmte, ſo war es in erſter Linie keine ureigene, ſondern von fremder Seite eingeimpfte und genährte „Modeſache" — welche mit einer erſten Liebe wohl nur das gemein hatte — daß ſie ſelber ihre Neigung nicht motivieren konnte.

Brunhild ſchwärmte für Frank!

Warum und weßhalb? Nur weil er ſo hübſch, ſo vornehm, ſo elegant war? —

Sie wußte es nicht anders und fragte auch nicht danach, ihrem jungen, von einer unbeſtimmten, nebelhaften

Sehnſucht erfüllten Herzen genügte die Tatſache, einen Gegenſtand gefunden zu haben, welcher durchaus würdig ſchien, ihr Ideal zu verkörpern! —

Wenn Backfiſchchen ſchwärmen, ſo geben ſie ſich dieſem Rauſch ganz und völlig hin, blind für alles, was ſonſt noch in ihren Geſichtskreis tritt, und ſo würdigte Brunhild auch den jungen Seehofer kaum eines Blickes und ging ſo gleichgültig über ſeine Anweſenheit hinweg, als wäre er Luft.

Ja, wenn er ihr wenigſtens gehuldigt hätte, daß ſie in Franks Augen einen gewiſſen Triumph dadurch hätte feiern können, — aber er tat es nicht, der Bauernbub'! und darum ſchob ſie ihn als völlig unbrauchbar und unintereſſant beiſeite und hatte nur noch Sinn und Augen für Graf Skeuditz, welcher es ſo meiſterlich verſtand, ſie gut zu unterhalten.

So ſchritt ſie auch jetzt an ſeinem Arm durch den dunkeln Tannenwald, mit hochklopfendem Herzen und dem einen, kindlich unklaren und wunderlichen Wunſch —: „Ach, wenn doch ein Bär oder Drache kommen möchte, damit er, der Herrlichſte von allen, mit dem Löwen- und Heldenmut eines Siegfrieds ſich dem Feind entgegenwerfen könnte, für ſie, ſeine Dame, zu kämpfen und zu ſiegen!"

Ja, es mochte doch wohl mit ihrem Namen ein Hauch jenes Brunhildegeiſt's auf ſie übergegangen ſein, daß ſie ſchon jetzt, als heranwachſendes Kind, Stärke und Mut als höchſte Männertugend erachtete.

Sie ſelber war furchtlos und unerſchrocken, wie wohl kaum ein anderes Mädchen ihres Alters, ja, wie wohl ſelten eine erwachſene Dame, und das war der Stolz ihres Vaters, welcher oft mit leuchtenden Augen die kraftvoll ſchlanke Geſtalt des goldhaarigen Töchterchens an ſich zog und ſagte: „Wie gut, daß Mama mir erlaubt hat, dich Brunhild zu nennen und als Walküre zu erziehen! Hätte nur Eckbrecht auch etwas davon abbekommen, es würde ihm beſſer ſein, wie all ſeine guten Zenſuren!“ Und Graf Thum bildete ſich wirklich viel auf „ſeine“ Erziehung ein und triumphierte: „Seht nur all die andern bleichſüchtigen, nervöſen Mädels an, die Krämpfe bekommen, wenn eine

Maus durch das Zimmer läuft, und dann mein Prachtdirnei! Da liegt noch Kraft und Saft drin!"

Ja, da hatte er recht! Das dachte Friedel in diesem Augenblick auch, als er sinnend hinter dem voranschreitenden Paar herwanderte und die schlanke, kraftvolle Gestalt der jungen Gräfin bewundernd mit dem Blick umfaßte. Wie die Tannen an ihrer Seite war sie gewachsen, und das Köpfchen trug sie so selbstbewußt und stolz auf dem Nacken und die großen, blauen Augen hatten geblitzt, als sie von dem Bären sprach. Ja, die war so recht ein Mädel nach seinem Herzen, laut aufjauchzen möchte er und sie in die Arme schließen, und doch liegt's zwischen ihnen wie ein Abgrund.

Was hat sie nur an jenem Vetter? —

Dieses feine, zierliche, parfümierte Herrchen ist doch kein Walkürengeschmack?

Und wie schlecht und unnatürlich steht es der Brunhild, wenn sie versucht, sich so ganz seinem Wesen anzupassen, wenn sie seine Lackstiefeln schöner findet wie die derben, prächtigen Bergschuhe mit den Nägeln unter der Sohle!

Lächerlich! Sie weiß selber noch gar nicht, was ihr paßt und ihrer Art entspricht!

Friedel ärgert sich und er fühlt, wie sein Mißmut wächst und sich zu Groll und Zorn auswachsen möchte. Aber nein! Das ist ja lächerlich!

Das wäre noch schöner, wenn er sich durch ein

launiſches Mädel den Humor nehmen laſſen wollte, ja, wenn ſie gar merkte, daß ihm ihr Betragen an das Herz geht!

Noch iſt ja nicht aller Tage Abend, und wenn der Brunei wahres Weſen, welches ja jetzt noch in der Knoſpe ſteckt, zum Durchbruch kommt, dann werden ihr die Augen ſchon aufgehen über den Stadtherrn an ihrer Seite!

Und Friedel lacht plötzlich und ſummt ein friſches Trutzgeſängel, und Eckbrecht neben ihm erwacht wie aus einem Traum und ſagte: „So iſt's recht! ſing' eins! Das höre ich ſo gern in den Bergen, und ſo wie du jodelt kein zweiter!"

Da klingt ein heller, kraftvoller Juhſchrei von Friedels Lippen, er ſpringt behend empor an dem ſteilen Hang, vor welchem der Wald endet, klimmt empor und winkt.

„Hierher, ich bitt'! Jetzt kommt ein böſer Weg, nicht ſo glimpflich wie das Pfadl bisher! Jetzt geht's durch Dick und Dünn zur Alm hinauf, wo der Senn' unſere Küh' halt! Kannſt mit, Brunei? Ich mein' ſchon, du ſpringſt ja ſonſt wie eine Gams."

Er ſprach ſeinen heimatlichen Dialekt, gerade und mit Abſicht, weil Brunhild das Bäuriſche nicht leiden mochte und ſo dumm war, ſeine Schönheit nicht zu begreifen.

Sie ſah auch nur flüchtig zu ihm auf und nickte. „Zeig' nur den Weg!" — und dann lachte ſie, weil Frank ſie ſtützen wollte, und ſchürzte ſich das weiße

Kleid fußfrei: „Noch bin ich nicht müde! und ich kenne solche Partien seit Jahren! Wäre ja noch besser, wenn ich jetzt schon Hilfe brauchte!"

„Ist ja auch der wahre Spaß, dies Geklettere!" nickte der junge Offizier und stieg flott durch das Geröll aufwärts. — „Anstrengend? Meinst du, Eckbrecht? Lächerlich! Das reine Kinderspiel!"

Friedel machte ein ganz eigentümliches Gesicht. „Wart' nur noch ein Weilchen!" dachte er, „ich will dich schon mürbe machen!"

Und wie er sich in Gedanken seinen Schlachtplan zurechtgelegt, so führt er ihn auch aus.

Kreuz und quer über Matten, Gehänge und Geröll ging es, oft so steil bergauf, daß er voransprang und die anderen an den Händen nachzog.

Anfänglich machte das viel Vergnügen und man tat noch manch unnötigen Schritt, um Blumen und hübsche Steine, seltene Schmetterlinge und Käfer zu sammeln, — bald aber blieb Eckbrecht zurück, stand öfters still und wischte sich die perlenden Tropfen von dem bleichen Gesicht . . .

Friedel trat zu ihm.

„Für dich wird's zu viel, Eckerl!" sagte er sehr energisch, „schau, da um die Eck' noch, dann siehst du unsere Sennhütte vor dir! — da kehrst du ein und warteſt auf uns, denn wir müssen noch höher hinauf, wenn wir die Gemsen sehen wollen! — Oder —", er wandte sich und blickte den jungen Offizier mit wunder-

lichem Lächeln an, „wird es auch Ihnen zu viel, Herr Graf? — Dann laſſen wir die Gemſen und kehren alle miteinander ſchon ein!“

„O bewahre, was denken Sie von mir; ich bin noch völlig friſch und brenne darauf, das Wild zu ſehen! Wie ſteht es mit dir Brunhild? Biſt du müde?“ —

Sie lachte hell auf und ſtand im goldenen Sonnenſchein ſo friſch und blühend vor ihm, wie eine wilde Roſe, in deren Laub der Wind ſpielt.

„Das wäre ſchlimm! Meinetwegen kann es noch lange bergan gehen!“

Friedels Blick huſchte nach ihren Schuhchen. „Deinetwegen ja!“ dachte er, „ob's aber die Schuhe aushalten? Ich hoffe es nicht!“ — und nicht ganz ohne Schadenfreude konſtatierte er ſchon tüchtige Kratzen und Schrammen auf dem feinen Leder, — ja, der Lackſchuh Franks war an einer Seite bereits von einem Dorn aufgeſchlitzt, aber er hatte es noch nicht bemerkt.

„Gut, — dann geht ihr weiter, — mir wird die Anſtrengung zu groß!“ ſeufzte Eckbrecht, „ich ſetze mich vor die Sennhütte und leſe bis ihr zurückkommt!“

„Laß dir friſche Milch geben“, bat Friedel dringend, „und wenn du Hunger haſt, ſag's dem Sepp, der verſteht ſich gut aufs Schmarrenbacken, und Käſe, Brot und Holbaſaft hat er auch droben, natürlich auch ein Schnapsflaſcherl!“ — und er ſprang zur Wegbiegung, jodelte hell auf und winkte lebhaft empor. Nach wenigen Sekunden antwortete ein fröhlicher Juhſchrei von der

Felſenwand her und ein junger Senn erſchien an den Tannen und ſchwenkte ſein Hütlein.

„Biſt daheim, Sepp? Jetzt kommt ein Gaſt, und in einem kleinen Stünderl haſt uns alle miteinander da!“

„Soll mir recht ſein!“ hallte es wie ein Echo herab, und Friedel wandte ſich wieder zu dem jungen Grafen.

„Nun ſiehſt du ihn ſtehen! — Hier geht's bequem hinauf, gleich biſt du droben. — Das Häuſerl ſteht hinter den Tannen, — verfehlen kannſt's nicht. So behüt' Gott, wir ſind bald wieder bei dir!“ —

Und er drückte dem Freund noch einmal die Hand und ſchärfte ihm ein: „Gleich trinkſt ein Glaſerl Milch!“ Dann ſprang er voll beinahe ungeſtümer Luſt ſeitwärts nach einem ſchmalen Pfad, welcher ſich ſehr ſteil und ſchroff durch die ſchlüftigen Felſen emporwand.

„Hier iſt's Gamspfaderl!“ rief er Skeuditz und Brunhild zu, „hier müſſen wir hinauf!“ und nach haſtigem Abſchied von Eckbrecht folgten ihm die beiden unter Lachen und Plaudern nach.

Welch ein Weg war das! —

So hatte ihn auch Brunhild noch nicht kennen gelernt. Kreuz und quer ging es durch die Bergwildnis hindurch, durch wirres Brombeergerank, welches den zarten, weißen Kleiderſaum der Komteſſe zerfetzte, und ſcharfes Felsgeröll, welches den Lackſchuhen gar übel mitſpielte.

In ihrem Eifer und bei der Anſtrengung merkten es die beiden nicht, aber Friedel beobachtete es deſto intereſſierter.

„Donnerwetter — geht das noch lange ſo weiter?“ ſtöhnte endlich der junge Offizier auf und blieb ſtehen, um zu verſchnaufen, „das iſt ja ein verteufeltes Gekletter!“

„Ja, die Gemſen machen es einem allemal ſauer!“ zuckte Friedel die Achſeln, „aber lang' dauert es nicht mehr, wir haben dann einen Zuſtreckweg zur Hütte.“

Brunhild war noch ganz friſch, nur die Fußſohlen taten ihr auf dem Felsgeröll weh, aber das ſei gleichgültig, vorwärts wolle ſie.

Und abermals ging es empor, wahre Himmelsleitern, daß man ſich mit den Händen an dem Geſtrüpp hochziehen mußte.

„Nun ſtopp! Nun erſt mal Raſt gehalten!“ entſchied Skeuditz plötzlich und ſetzte ſich auf dem mooſigen Felſen nieder, Friedel aber ſchüttelte eifrig den Kopf.

„Noch zwanzig Schritte weiter — dann ſehen wir die Gemſen!“ ſagte er und wies nach einem vorſpringenden Fels, um welchen ſich der Pfad ſchmal herumwand, „nun ſind wir dicht vor dem Ziel, und dort oben raſtet es ſich wirklich auch beſſer!“

„Na, dann los!“ und Frank erhob ſich ächzend und ſchritt müde weiter, während ſein junger Führer leicht und behend vorankletterte, ſich das letzte ſteile Stück emporſchwang und Brunhild helfend die Hand entgegenhielt.

Dieſe überſah es.

Sie hatte ſich zu dem Vetter gewandt und blickte etwas geſpannt zu ihm empor, ſeine Ritterdienſte erwartend, aber Graf Skeuditz kletterte etwas übellaunig

voran, ſtand hochatmend droben und trocknete die Stirn, ohne rückwärts zu blicken.

Etwas enttäuſcht preßte das Backfiſchchen die Zähne zuſammen und ſchwang ſich kraftvoll und ſicher empor, ohne Friedels Hand zu berühren.

Dieſer hatte ſich ſchon wieder abgewandt, lehnte ſich breitſpurig auf ſeinen Alpſtock und ſchaute in das herrliche landſchaftliche Bild hinaus, welches ſich vor ſeinen Augen entrollte.

Ein tiefes, einſames, klüftiges Felſental, hoch überragt von ſchneeigen Alphäuptern, beſtanden mit dichtem, tiefdunklem Tannenwald, aus welchem die mooſigen Klippen und Felshänge maleriſch hervortraten.

Ein Alpbach ſtürzte ſchäumend zu Tal, die enge Klamm, welche er durchbrauſte, mit weißen Giſchtflocken färbend, die ſchmalen Becken, welche er ausgehöhlt, mit tiefſtem Ultramarin füllend und als breiter, glitzernder Silberſtrahl hinabſchießend in den Abgrund, um zwiſchen den nachtſchwarzen Schatten des Gehölzes zu verſchwinden.

Hoch über ihnen am Himmel kreiſte ein Adler, klein wie ein Punkt, aber dem ſcharfen Auge Friedels ſofort erkenntlich.

Der Graf hatte ſich in das weiche, ſchwellende Moos niedergeworfen und neſtelte ſein Fernglas vom Gürtel, Brunhild ſetzte ſich an ſeiner Seite auf einen großen Felsblock nieder und blickte voll ſtummen Entzückens in die wundervolle, großartige Bergwildnis hinaus.

Auch Friedel ſtreckte ſich auf die Matte nieder, welche ſich wie ein ſchmaler Balkon an der Granitwand vorſchob, gleich einem Schwalbenneſtchen über der Tiefe ſchwebend.

„Hier iſt ein herrlicher Fleck!“ ſagte er, „wo man faſt immer Wild zu Geſicht bekommt, — man muß nun die Felswände drüben abſuchen — wo ſich's regt! Dort an den ſonnigen Hängen äſen die Gemſen am liebſten, — und da . . . da ſchauen Sie . . . wahrlich . . . ſteht ſchon ein Rudel . . . dorthin! Richten Sie das Glas direkt hier über die Molbaſtauden . . . ſehen Sie? der Leitbock ſteigt juſt auf den Zinken und wittert in die Klamm hinab . . .“ —

Wie elektriſiert ſchnellte Skeuditz empor und hob das Glas an die Augen, und während Friedel ihm lebhaft die Richtung gab, und der Graf mit einem leiſe „Oh . . . wahrhaftig! — Donnerwetter! das hätte ich nicht gedacht!“ — bezeugte, daß er das Wild erblickt und beobachtete, ſchärfte ſich auch Brunhilds Blick und verfolgte mit lebhafter Freude und Spannung die graziöſen Sprünge und Bewegungen der ahnungsloſen Gemſen . . .

„Wenn ich da eine ſchießen könnte!“ murmelte der Graf, und Friedel lachte: „Das möchte ſchwer halten! auf jene Felſen drüben iſt nicht anzukommen, da ſtürzt auch der beſte Steiger ab, und grad darum hält ſich das Wild dort ſo gern und viel!“ —

Alle Müdigkeit war vergeſſen, man ſaß und plauderte,

und der Graf ſchien an Friedels Jagdberichten plötzlich mehr Intereſſe zu haben als an der Unterhaltung der kleinen Couſine, welche ſchweigend die Enzian- und Arnikablüten zum Strauß ordnete und die dunklen Bergfalter beobachtete, welche zutraulich um ſie hergaukelten.

Auf ihr Kleid, auf die Arme und Schultern ſetzten ſie ſich nieder, und das Farbenſpiel ihrer Flügel war reizend anzuſehen, — je nachdem ſie die dunkelſamtigen Flügel aufklappten oder ſchloſſen, ſchillerten ſie grün, blau oder violett — das prächtigſte Changeant, welches die Künſtlerin Natur jemals gewebt. —

Friedel hatte ein paarmal nach dem Himmel emporgeblinzelt. Jetzt ſprang er auf.

„Wir müſſen zurück, und zwar ſchleunigſt; — mir deucht, es gibt Regen.“

Frank lachte auf: „Menſch, ſehen Sie im hellen Sonnenſchein Geſpenſter? — Es iſt ja kein Wölkchen am Himmel!“

„Weil wir nur eine Handbreit davon ſehen! In den Bergen kommt das Wetter nicht allmählich heraufgezogen, es iſt urplötzlich da und ſteht einem zu Häupten. Sehen Sie den Nebel dort, welcher hinter dem Gebirgsſtock aufſteigt — —“

„Das iſt Sonnendunſt —!“

„Nein, nein, Frank, — Friedel hat recht, er verſteht ſich aufs Wetter, — komm, laß uns gehen.“

Der junge Offizier erhob ſich ſtöhnend. Sein Blick fiel auf ſeine übel zugerichteten Schuhe.

„Alle Wetter!“ — rief er erſchreckt — „das iſt ja ein netter Anblick! — Die ſind geliefert! Und dein Kleid,

Brunhild, ſieht aus wie eine Fahne von Gravelotte, — Fetzen! nichts als Fetzen!"

Um Friedels Lippen zuckte es, — er ſtand in ſeinen feſten Bergſchuhen wie ein Baum und ſagte nur: „Der Abſtieg nimmt die Gewandung immer am meiſten mit! Setzen Sie nur die Hacken feſt ein, damit Sie Halt haben, — ſonſt rutſchen Sie im Geröll die ganzen Sohlen weg!" —

„Na, ſo ſchlimm wird's ja nicht kommen!" zuckte Skeuditz in ſeiner leicht ſpöttiſchen Weiſe die Achſeln, „führen Sie uns nur auf dem kürzeſten Wege zur Sennhütte, Verehrteſter, — ich bin raſend durſtig geworden!"

„Hm — ein biſſerl ſteil wird's, — aber allzulang' dauert's nicht!" — ſagte Seehofer und lachte heimlich in ſich hinein: „Wart' nur, ich führe dich ſchon!" —

Und man rüſtete ſich eilig zum Aufbruch.

War der Aufſtieg ſchon beſchwerlich geweſen, ſo ſchien es der Abſtieg doppelt zu ſein.

Friedel ſprang flott vorweg, und Skeuditz und Brunhild folgten ſo gut wie es ging.

„Mein Hacken! — zum Kuckuck! mein Hacken iſt hier im Steinicht abgeriſſen!" ſchrie Frank, aber Friedel wies nur nach dem Himmel empor, wo ſich die Sonne hinter ſeinen Nebelſchleiern verſteckte und rief: „Laßt ihn zurück, jetzt iſt keine Zeit zum ſuchen!" —

„Kommt wahrlich Regen, Friedel?" —

„Eher als uns lieb iſt! — vorwärts!"

Und wie die wilde Jagd ging's bergab durch Dornen, Gerank, Felsſchrunden und niederes Geſtrüpp. Einen Weg gab es nicht mehr, und Skeuditz ſchimpfte: „Langſam, ich laufe nächſtens barfuß! meine Strümpfe ſind nur noch Löcher! Donnerwetter ... ich bin ſchon geſpickt wie ein Haſenbraten, — dieſe verdammten Stacheln und Dornen ... Brunhild! halt auf — du läßt ja dein halbes Kleid zurück!"

„Nicht aufhalten! — vorwärts! es gibt ein böſes Wetter!" —

„Komm nur, Frank! du kennſt noch kein Gewitter in den Bergen, — es iſt furchtbar!"

„Kinder, ich kann nicht mehr — ich bin halb tot!!"

„Gleichviel, Herr Graf! Sehen Sie, wie es ſich ſchon verfinſtert ..."

„Ich glaube, man hört ſchon den Donner rollen!"

„Wenn man ihn hört, iſt er auch ſchon da!"

Und in Windeseile ging es durch dick und dünn immer querfeldein, ſteile Gemspfade, wo man mehr rutſchte wie ging, durch niederes Gehölz und über wüſte Steinfelder, wo manch ein Ach und Weh und ſchmerzhaftes Stöhnen des Grafen laut wurde.

Brunhild preßte voll ſtolzen Trotzes die Zähne zuſammen, obwohl auch ihre feinen Schuhchen längſt in Fetzen um die Füße hingen.

Wahrlich, ſchon rollte und grollte es in den Bergen wie ein leiſer, feiner Donner, welcher ein hundertfaches Echo weckt.

„Gottlob, wir sind bald beim Sepp! und ich weiß, die Kathi ist auch bei ihm droben und hilft dem Buben beim Buttern und Käsen, die weiß dir Rat, Brunei, falls wir doch noch Regen bekommen und du trockenes Zeug haben mußt."

Dabei bog der Friedel noch einmal querfeldein nach einem kleinen Tannenwald, welcher sich seitlich vom Berg herabzog.

Niemand sah sein verschmitztes Lächeln, seine Miene, welche nur allzu deutlich verriet, welch ein Gaudium es ihm bereitete, die feinen „Stadleute" in den Lackschuhen ein wenig an der Nase herumzuführen.

Wußte doch nur er allein, was er wollte! —

Und richtig, wie graue, dichte Schleier wallte es plötzlich vor der eben noch so lachend sonnigen Alpenlandschaft, mehr und mehr verdichteten sie sich, daß es aussah, als rolle plötzlich ein grauer Vorhang vor die Berge, jeden Ausblick bis auf die nächste Nähe abschneidend.

In atemloser Hast stürmte man vorwärts, bis sich eine herrlich grüne, saftige Waldwiese vor den Blicken auftat, in matten Konturen sah man noch am Berghang drüben, im Schutz der steilen Felswand die Sennhütte stehen, und seitlich am Waldrand weideten die schmucken Kühe, eine stattliche, buntgefleckte Herde, deren melodische Glocken den geängstigten Bergsteigern wie der schönste Willkommengruß entgegentönten.

Friedel war voran auf die Matte hinausgestürmt,

jetzt blieb er hochatmend stehen und sagte: „So, nun können wir ruhiger ausschreiten, da steht ja der Unterschlupf!“ —

Brunhild strich die wirren zerzausten Goldhaare aus dem glühenden Antlitz und hemmte momentan den Schritt. „Das war ein Dauerlauf!“ lachte sie, verstummte aber unter dem lauten, entsetzten Zuruf Franks.

„Um Gottes willen zurück! — Deckt euch, hinter die Bäume! — Seht doch, der wilde Stier jagt direkt auf uns zu und will gabeln!“ —

Mit weit aufgerissenen Augen starrte Brunhild auf das wütende Tier, welches mit erhobenem Schweif, den Kopf mit den breiten, runden Hörnern drohend zu Boden gesenkt, auf sie zugalloppierte.

„Brunhild! zurück! Hinter die Tannen hier!!“ schrie Skeuditz und sprang mit schnellen Sätzen dem schützenden Wald zu, — „Brunhild, so höre doch!“

Aber die Komtesse stand wie gelähmt, stark regungslos, die Hände in stummem Entsetzen zusammengekrampft, bleich wie das Kleid, welches der jäh einsetzende Wind hoch aufflattern ließ.

Friedel war ein Stück weiter geeilt — bei dem Schreckensruf des Grafen wandte er das Haupt und sah den jungen Stier dahergejagt kommen.

„Ei Mukki! Du wirst doch die Brunei nit erschrecken wollen?“ murmelte er lachend, wandte sich und flog schnell wie der Gedanke dem daherstürmenden Tier entgegen.

Ein Zittern flog durch Brunhilds Glieder — ſie ſtarrte das Unglaubliche, — Unfaßliche mit ſtockendem Herzſchlag an.

Friedel bleibt ein paar Schritte vor dem wutſchnaubenden Untier ſtehen, breitet voll trotzigen, heldenhaften Muts die Arme aus und ſchreit ein paar unverſtändliche Worte.

Da ſtutzt der Stier und hebt zurückprallend den Kopf.

Friedel aber ſpringt zur Seite, faßt mit kühner, reckenhafter Gewalt die Hörner und ſchüttelt das Tier, daß es jählings vor ihm auf die Knie zuſammenbricht, und dann läßt er es frei und klopft ihm mit mildem Zuruf den glänzenden Schenkel. — Und der Stier ſchnuppert nach ſeiner Hand, ſteht plötzlich lammfromm und läßt ſich von ſeinem mutigen Bändiger gehorſam zurücktreiben.

Brunhild ſteht wie im Traum und ſchaut auf das herrliche Bild, — und ihre Bruſt hebt ſich unter tiefem Atemzug, ihre Augen leuchten wie verklärt ...

„Friedel!“ murmelte ſie: „Friedel! das tateſt du!“ — Und ihr iſt's als habe ſie in dieſem Augenblick den Jugendfreund zum erſtenmal im Leben geſehen. Welch ein herrlicher Anblick, als er ſo hoch aufgereckt, ſo todesmutig und furchtlos dem grimmen Untier gegenüberſtand! Welche Kraft! welch eine Kühnheit! — welch eine Tat — für ſie! — zu ihrer Rettung! — So hat Siegfried der Held ſich wohl ehemals dem Drachen ſieghaft in den Weg geſtellt! —

Brunhild hatte das Gefühl, als müſſe ſie laut aufjauchzen und auf die Knie ſinken, die Arme zu ihm, dem Herrlichen zu erheben ...

Aber ſie preßt nur die Hände gegen die Bruſt und lächelt wie verklärt.

In dem Herzen des aufblühenden Mädchens vollzog ſich in dieſem Augenblick eine ſeltſame Wandlung. Das Bild Franks, welches ſie voll gedankenloſer Schwärmerei auf dem Altar ihrer Illuſionen aufgeſtellt hatte, erblaßte und verſank haltlos in Dunſt und Nebel, — ſtatt ſeiner aber erhob ſich die Verkörperung ihres Ideals und blendete ihr die Augen, — ein neuerſtandener Götterſohn, welcher kühn und gewaltig einem Ungeheuer mit nackter Fauſt entgegengeht, — — Siegfried! —

Als Graf Skeuditz ſah, wie glücklich das Abenteuer ablief, eilte er ebenfalls herzu, als müſſe er Friedel mit ſeinem Alpſtock zu Hülfe kommen, der Stier aber, von Friedels energiſcher Hand zurückgetrieben, galoppierte wieder der Herde zu, und der junge Seehofer wandte ſich wohlgemut und guter Dinge ſeinen Begleitern zu.

„Donnerwetter, Seehofer! Das nenne ich Courage!“ rief Skeuditz in ehrlicher Anerkennung. „Na ja, wenn man ſeit Kindesbeinen mit ſolchem Vieh umgeht, weiß man ſich eher zu helfen, wie wir armen Stadtmenſchen! Tauſend Dank! mein lieber, wackerer junger Freund! Sie haben ein großes Unheil abgewendet, als Sie ſich ſo mutig dem wütenden Tiere entgegenwarfen! Hut ab! Ich habe jetzt Reſpeckt vor Ihren Fäuſten bekommen!“

Friedel ſtarrte den Sprecher überraſcht an, und dann traf ſein Blick Brunhilds leuchtende Augen. Sie reichte ihm die Hand. „O Friedel, wie ſoll ich dir das danken! Ich wäre ja ohne dich verloren geweſen!“ ſagte ſie leiſe, aber ſie richtete ſich tief aufatmend empor, als ließe ſeine Nähe ſie wachſen. Friedels Blick ruhte wie gebannt in dem ihren; er begriff zuerſt gar nicht, aber er hätte nicht der Friedrich Franz Seehofer ſein müſſen, wenn er nicht die Situation alsbald durchſchaut und ſeinen Vorteil aus derſelben gezogen hätte.

Da war er ganz plötzlich zu einer Heldentat gekommen und ward als Lebensretter begrüßt — er wußte gar nicht wie.

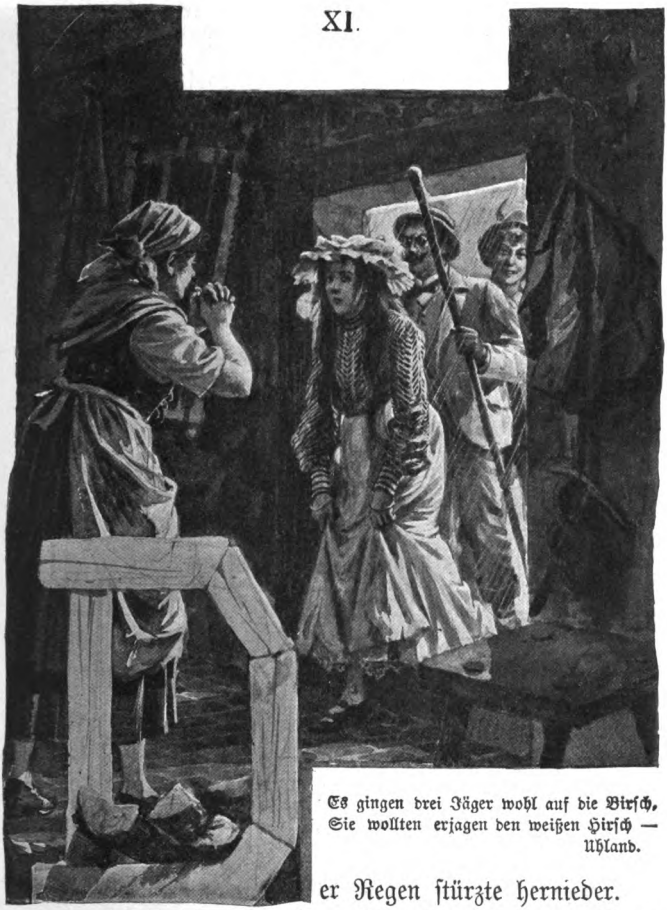
Denn Mukki, den er ſchon als „klein's Kalberl“ mit aufgefüttert hatte, der ihn kannte und ihm gehorchte wie keinem andern, der war nur in eitel Luſt und Übermut dahergaloppiert, ſeinem Herrn entgegen, und der Graf und Brunei hatten ihn für eines jener furchtbaren Untiere gehalten, welche ängſtliche Touriſten der Alp angedichtet haben.

Kaum daß er ſich das Lachen verbeißen konnte; aber er tat's, machte ſogar ein ſehr ernſtes Geſicht und drückte herzhaft die Hand der Komteſſe.

„Na, es war ja nicht ſo ſchlimm! Man muß nur die Geiſtesgegenwart haben, ſich ſolchem Bullen entgegenzuwerfen!“ ſagte er leichthin. — Aber komm' ſchnell, ich bitt ſchön eilen Sie doch, Herr Graf, es regnet ja ſchon!“

„Ja, eile dich, Couſinchen, du wirſt ja ganz naß!“ — Brunhild ſah den dargereichten Arm des Vetters nicht, ſie wandte ſich und ſchritt ſchweigend der Sennhütte zu.

XI.



Es gingen drei Jäger wohl auf die Birſch,
Sie wollten erjagen den weißen Hirſch —
Uhland.

Der Regen ſtürzte hernieder.

So eilig die jungen Leute auch der ſchützenden Sennhütte zuſtürmten, genügten die

wenigen Minuten dennoch, Brunhilds leichtes, weißes Kleid völlig zu durchnässen, und als sie endlich atemlos über die Schwelle der niederen Holztür trat und Kathi ihr entgegeneilte, schlug diese die Hände zusammen und stammelte nur:

„O mein! O Jessas, wie schaut denn das gräfliche Fräul'n aus!"

Ja, wie sah sie aus!

Die seidenen Strümpfe und die eleganten Schuhchen zerfetzt und von dem Regen schier aufgelöst, von dunklen Blutspuren durchzogen, wo die scharfen Dornen die zarte Haut geritzt hatten.

Das Kleid hing triefend und zerschlitzt herab, und als die Komtesse den weißen Spitzenhut, dessen breiter Rand schlaff herabgesunken war, vom Kopf riß und von sich warf, flimmerten die Regentropfen durch das duftige Goldhaar, wie bei einer Meerfrau, wenn sie der kühlen Flut entsteigt.

Friedel überflog mit schnellem Blick die schlanke Mädchengestalt, welche auch jetzt, in dieser kläglichen Verfassung, noch so stolz und elastisch vor ihm stand, und so eigenartig wild anzusehen war, als sei sie wahrlich noch eine Wodanstochter, welche aus heißem Männerkampf heraus, Rast haltend unter diese Hütte getreten war.

„Kathi!" sagte er, nnd sein Auge blitzte wie in Genugtuung, „hast nit eine trockene G'wandung hier, die du der Komtesse anbieten kannst? Vor allen Dingen

ein paar Schuh' uud Strümpf', und wenn du möchteſt, ein Mieder und ein Röckerl?"

„Ich geh' ſchon und bring's!" nickte die Sennerin eifrig und ſtieß den Sepp' der anſcheinend teilnahmslos auf der Herdecke hockte und die ſeltenen Gäſte, mit großen Augen anſtarrte, in die Seite: „Da geh' her, Sepp, und ſchaff' dem Herrn auch was Trockenes. Siehſt nit, wie erbärmlich er dreinſchaut?"

Und ſie blinzte nach Graf Skeuditz hinüber, welcher beinahe noch abgeriſſener wie Brunhild ausſah und dabei nicht ſo hochgemut und ungebeugt dieſem Abenteuer ſtandhielt wie ſeine Couſine. Friedel tat, als ginge ihn ſein Groll und Ärger gar nichts an und überließ den jungen Offizier dem Mitleid Eckbrechts, welcher bei ihrem Nahen von der Ofenbank aufgeſprungen war, ſein Buch zuſammengeklappt hatte und ſichtlich ſehr überraſcht und etwas faſſungslos zerſtreut in das Unwetter hinausblickte.

Seehofer trat neben Brunhild und ſtrich mit der Hand über das triefende Kleid: „Bis auf die Haut biſt du naß! So bleiben kannſt du nicht, Brunei, ſonſt holſt du dir den Tod! — Sieh, die Kathi bringt ſchon trockenes Zeug", rief er eifrig, „ich bitt' dich, ſei vernünftig und zieh's an!"

Brunhild war zuerſt mit entrüſtetem Geſicht aufgefahren und hatte ſchon die Lippen zu einer ſehr hochmütigen Entgegnung: „Sie trage kein Bauernzeug! am wenigſten ſolch gebrauchte Kleider einer Sennerin!"

geöffnet, als ihr Blick demjenigen des Sprechers begegnete.

Sie ſenkte plötzlich den Kopf, der ſpröde Zug um die Lippen ſchwand, ein leichtes Fröſteln ſchlich durch ihre Glieder.

„Wie freundlich du für mich ſorgſt, Friedel!“ ſagte ſie leiſe, „ich geh' mit der Kathi hinaus.“

Und ſie ging der Sennin ſchnell entgegen, flüſterte ein paar Worte und trat mit ihr in die Milchkammer zur Seite des Herdraumes ein.

„Um alles in der Welt, wie iſt denn das Wetter ſo plötzlich gekommen?“ wunderte ſich Eckbrecht und trat an das kleine Fenſterchen, um in die ſtürzenden Regenfluten hinauszuſchauen, ein greller Blitz ziſchte vor ihm herunter, und der Donner rollte ſo gewaltig in den Bergen, daß die Scheiben klirrten.

„Ei, du haſt geleſen, und dich ſo ſehr in den Schmöker vertieft, daß du nichts mehr um dich herum geſehen und gehört haſt!“ — lachte Friedel und war Graf Skeuditz behülflich, die derben Wadenſtrümpfe von Haſenwolle, und des Sepp's beſte, ſchwer genagelte Bergſchuhe anzulegen. „Was haſt du denn für eine herrliche Geſchichte vor, daß du dich ſo ganz und gar hinein vertiefteſt?“ —

„Gewiß einen Roman, welcher zu Hauſe noch verboten iſt!“ warf Frank ein und ſtampfte mit den ungewohnten Schuhen auf, ſeine Laune beſſerte ſich ein wenig, als er es wieder warm an den Füßen fühlte und nun

auch noch in des Sepp's allerbeſte Lodenjoppe ſchlüpfte, welche der Hüterbub mit allen Anzeichen eines gerechtfertigten Stolzes ſtumm überreichte.

„Ach nein!“ verwahrte ſich Eckbrecht beinahe erſchrocken, „wo denkſt du hin, Frank! als ob ich Zeit für Romane hätte! Die ſpare ich mir für ſpäter auf. Jetzt muß ich jeden Moment benutzen . . .“

Friedel hatte das Buch ergriffen und aufgeſchlagen. „Na nu? Der Bädecker? — Menſch! was ſtudierſt du denn in dieſem Reiſebuch?!“ —

Der junge Graf Thum ſtrich ſich über die müden Augen und wandte ſich in die Stube zurück, weil das blauflammende Licht der Blitze ihn blendete.

„Was ich damit tue?“ fragte er erſtaunt, „ich ſagte dir doch, daß Mama mit mir reiſen will! Da lerne ich möglichſt die Sehenswürdigkeiten und geſchichtlichen Daten all der Orte, welche wir berühren werden, denn während der Reiſe ſelber iſt keine Zeit dazu, da muß ich bereits orientiert ſein.“

„Und nun lernſt du alle Muſeumſchätze und hiſtoriſchen Begebenheiten auswendig? Und die Bahnſtationen vielleicht auch noch dazu?!“

Friedel lachte ſchallend auf und Graf Frank ſtimmte ihm leiſe bei: „Aber Eckerl, da ſchwindelt es einem ja, wenn man nur daran denkt! Das iſt ja ſchauderhaft, ſich ſo etwas mechaniſch einpauken zu müſſen, ſchlimmer wie lateiniſche Vokabeln und mathematiſche Tabellen!“ —

Eckbrecht ſeufzte: „Ja, manchmal geht es mir auch

wie ein Mühlrad im Kopfe herum; ich denke aber, wenn man ſpäter alles an Ort und Stelle ſieht, hilft es dem Gedächtnis ſehr nach!"

Friedel ſtemmte die Hände gegen die nackten Knie, welche unter der kurzen Lederhoſe ſichtbar wurden, er ſaß auf einem Holzklotz neben dem Herd und hatte die mächtigen Tannenkloben in das praſſelnde Feuer geworfen.

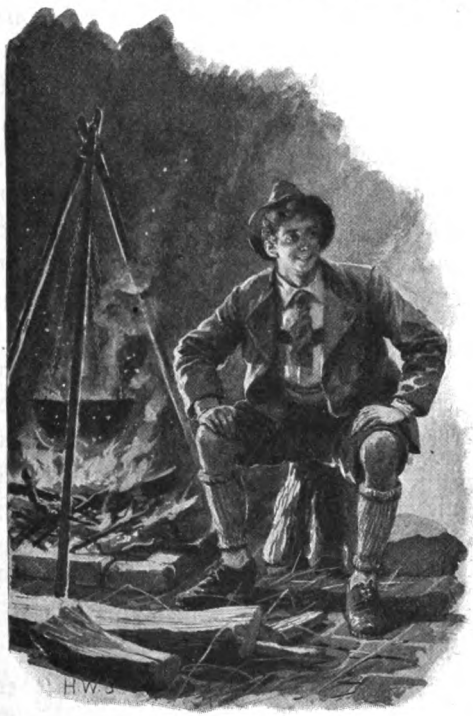
„Sag' mal Eckerl, die Reiſe ſoll doch ein Vergnügen und eine Erholung ſein, gelt? — Ja! Na ſiehſt du, wenn ich jemals in die glückliche Lage käme, nach Italien zu reiſen, ſo würde ich mich den Kuckuck ſcheren um alle Kirchen und Muſeen und Bildergalerien, — ich würde meinen müden, abgearbeiteten Schädel in ſüßeſtem Nichtstun irgendwo in einem Kahn zur Ruhe legen, mich von den blauen Meereswellen ſchaukeln laſſen, in den Himmel gucken, — ſehr viel und ſehr gut eſſen, die hübſchen Dirneis in die Wangen kneifen, abends herumbummeln..."

„Ganz mein Fall, Seehofer!" nickte Frank ſehr wohlgefällig. „Eine Reiſe iſt zum amüſieren, ntcht zum ochſen!" —

„Ja, ihr!" lächelte Eckbrecht und zuckte die Achſeln, als wolle er ſagen: „ihr ſollt doch auch keine ſolch hervorragenden Männer werden wie ich!" und dann blickte er nach der Nebentür, welche ſich öffnete, und ſtieß einen leiſen Schrei der Überraſchung aus: „Ei Brunhild! Wie ſiehſt du aus? Biſt du's wahrlich?!"

Auch Friedel wandte ſich und ſtarrte der Eintreten-

den entgegen; eine jähe Blutwelle ſtieg in ſein friſches Antlitz und ſeine Augen leuchteten auf, ſo ſtolz, ſo ſiegesfreudig, wie bei einem, welcher endlich ſeinen Willen durchgeſetzt.



Da ſtand ſie vor ihm, die Wodanstochter, die ſtets ſo unerreichbar hoch über ihm thronte, die mit ihrer ſtädtiſchen Eleganz eine ſo tiefe Kluft zwiſchen ihn und ſich riß und mit ſtolz zuckenden Lippen ſo oft erklärt hatte: „Ich trage kein Bauernzeug! Ich gehöre nicht zu euch!“ Und nun trug ſie es dennoch, — der Kathi ſchönſten Sonntagsſtaat, und ſie ſtand ſo keck und friſchund übermütig vor ihm, wie die Alpenroſe, das holde Kind der Berge, in all ihrer taufriſchen Schöne

und herben Lieblichkeit. Frank begrüßte ſie mit einem Jodler, welcher zwar nicht echt, aber deſto lauter und drolliger klang, und er ſtreckte ihr die Hände entgegen und rief mit einem Schnalzer: „Nun komm', Dirnei, jetzt tanzen wir eins!“ —

Brunhild wich unwillkürlich zurück an Friedels Seite.

Ein greller, gewaltiger Blitz zuckte nieder und hüllte das dunkle Stübchen in flammendes Licht, und ein Donnerſchlag rollte über ſie dahin, ſo drohend und krachend, daß die Kathi ſich entſetzt bekreuzte, die Hände feierlich gegen den jungen Grafen hob und ſagte: „Eine Ruh' gibſt! Jetzt, wenn der liebe Herrgott red't, tanzt man nit!“

Und ſie kniete vor dem braunen Kruzifix, welches ſeitlich in der Ecke hing, nieder, und der Sepp' tat's ebenſo, faltete die Hände und richtete den Blick nach dem Bilde St. Leonhards — — da ward es ſtill in dem niedrigen Hüttlein.

Auch Friedel und Brunhild neigten andächtig die Köpfe, und dann faßte Friedel plötzlich die weiche, kleine Hand der Gräfin und führte ſie zu dem Holzſchemel am Fenſter.

„Da ſetz' dich, Brunei!“ flüſterte er, und meinte, man müſſe ſeinen Herzſchlag durch die Worte hören, — „alle lieben Engerln beſchützen dich!“ —

Und dann trat er an die Holztür, öffnete ſie und lehnte ſich an den niederen Pfoſten, ſchweigſam hinauszuſtarren in das toſende Wetter.

Wieder ziſchten Blitze und rollten Donner knatternd über ſie hin, und Frank trat hinter den Schemel Brunhilds und fragte beſorgt: „Du fürchteſt dich doch nicht, Brunhild?“

Da wandte ſie den Kopf und ſchaute ihn an mit den großen, klaren Blauaugen und ſchüttelte langſam den Kopf.

Welch eine Frage!

Nein, warum ſollte ſie ſich fürchten?

Die „lieben Engerln“ waren ja bei ihr — und dort an der Tür lehnt der Friedel ... was ſoll ihr da geſchehen?

Kaum daß ſie des Unwetters draußen achtet. Es iſt ihr ſtill und feierlich zumute, und ſie blickt ſinnend hinaus in die grauen Regenfluten und ſieht doch nur ein einziges Bild in ihnen, ein Bild, welches wie mit feurigen Linien in ihre Seele gebrannt iſt, das ſie nie wieder vergißt, und würde ſie hundert Jahre alt.

Den Friedel ſieht ſie, ſeine kraftvoll blühende Geſtalt, wie er daſtand, kühn aufgereckt, furchtlos und heldenhaft dem anſtürmenden Stier gegenüber, — — ſeine Arme und Fäuſte wie von Eiſen, ſein Haupt mit den nußbraunen Locken ſtolz in den Nacken geworfen, ſein Auge blitzend in lachender Herausforderung ... —

Siegfried! — Siegfried der Held! —

Brunhild hatte ſchon ſo viel Schönes geſehen, ein ſolches Bild aber hatte ihr Auge noch nie zuvor geſchaut War dies denn derſelbe Friedel, über den ſie ſo ſtolz hinweggeſehen, den ſie noch nie ſo recht beachtet hat,

den ſie für nichts anderes hielt als einen Bauer, wie ſie zu Hunderten auf der Alp daheim ſind?

Sah ſie ihn denn heut' zum erſtenmal?

Sind ihr die Augen ſo plötzlich aufgetan, oder iſt der Friedel ein anderer geworden? —

Nein, dort an der Tür lehnt er, ganz ſo anzuſchauen wie ſonſt auch, — in der verſpotteten Älplertracht, welche ſie ſo bäuriſch gefunden.

Jetzt mit einem Male iſt es ihr, als ſchaue ſie etwas Neues, Fremdes an ihm, etwas wunderbar Poetiſches, ein Überbleibſel aus jener kraftvoll urwüchſigen Zeit, wo noch die Helden der deutſchen Sage durch den dunklen Tann ſtreiften.

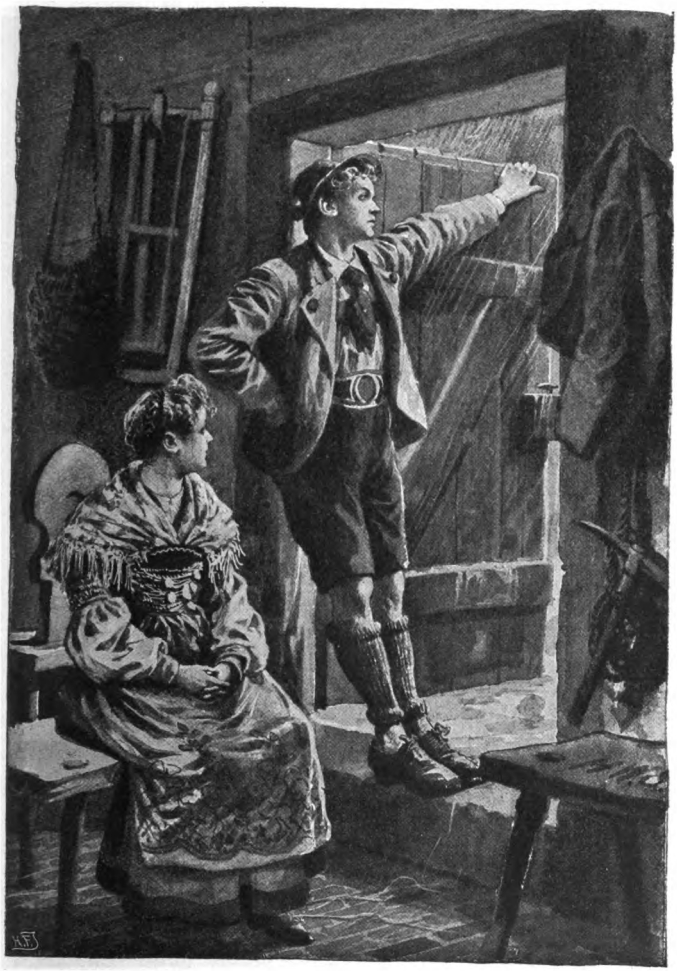
Nicht anders durfte Friedel in jenem Augenblick ausſehen, als er ſich rettend zwiſchen ſie und den wütenden Stier warf! —

Wie lächerlich würde Frank in ſeiner ſtädtiſchen Kleidung, mit den weißen, ringglitzernden Händen, den zerfetzten Lackſchuhen ausgeſehen haben! Frank! —

Brunhild atmet ſchwer auf. Es iſt, als ob das ſchöne, ſo oft angeſchwärmte Bild des eleganten Offiziers wie Nebel und Dunſt zerronnen wäre.

Eine Sonne iſt emporgeſtiegen, die hat es gar hell gemacht in Brunhilds Herz und Seele, — ſie weiß es ſelber kaum, wie hell, — das ungewohnte Licht blendet ſie.

Langſam ſtreicht ſie mit der Hand über den dunklen Bauernrock, über Mieder und Fürtuch.



Eine Empfindung wie ſtolze Freude überkommt ſie. In dieſem Anzug gehört ſie zum Friedel. Sie ſteht ihm näher, ſie iſt ihm ähnlicher dadurch.

Ihre junge Seele glühte für die deutſche Sage, für das Heldentum edler, wehrhafter Männer, ihre hohen, lichten Ideale wurzelten in der Vergangenheit, und mit dem heutigen Tag iſt dieſe wieder emporgeſtiegen, Jung Siegfried iſt auferſtanden und hat ihren Weg gekreuzt— Siegfried! — Siegfried der Held! —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Kathi hatte die Kleider der Komteſſe am Herd getrocknet, und als das Wetter ausgetobt hatte und ebenſo ſchnell wieder verzogen war, wie es gekommen, da rüſteten die Bergſteiger zum Heimweg, denn Eckbrecht verſicherte mit ſorgenvoller Miene, daß die Gräfin gewiß in großer Angſt um ſie ſein werde. —

Kathi trat zu Friedel heran.

„Willſt das gräfliche Fräul'n nit fragen, ob's ſeine G'wandung will? Trocken iſt's und ich mein', ſo ein vürnehmes Leut' ſchämt ſich, wenn's in meinem zwilchenen Zeug ins Schloß geh'n ſoll!"

Das glaubte der Friedel ſelber, darum übermittelte er der Kathi Anfrage an die Komteſſe.

Leid tat es ihm freilich, daß es für ihn mit der Freud' ſchon wieder aus ſein ſollte, aber was half's! Seinen Willen hatte er ja doch gehabt und ſein Dirnei einmal ſo geſehen, wie's nicht in das Schloß, ſondern zu ihm gehörte.

Brunhild hörte ihn an. Dann ſchüttelte ſie das Köpfchen: „Ich mag mich nicht noch einmal umziehen, Friedel, — und dieſe Kleider gefallen mir auch ganz gut. Ich habe mir nicht träumen laſſen, wie hübſch und bequem ſie ſind. — Laß nur! ich ſag's der Kathi ſchon ſelbſt und bitte ſie, daß ſie mir den Anzug leiht; — wenn ich etwas davon verderbe, erſetzt es Mama gewiß."

„Ja, Brunei ... das willſt? Wirklich, das willſt?" ſtammelte er, und dabei traf ſein Blick den ihren, und beiden ſchoß das Blut ins Geſicht. —

„Gut, ſo ſag's ihr!" murmelte Friedel haſtig und wandte ſich kurz ab.

Das Herz ſchlug ihm hoch im Halſe.

Wie hatte ſie ihn denn angeſehen? — So lieb — ja ſo lieb wie in ſeinem ganzen Leben noch nicht! Da kam ſie wieder über ihn, die ſcheue Verlegenheit, wie ſie ſeinen Jahren eigen iſt, und er freute ſich, daß Skeuditz ſo vielerlei über die Jagd und ihre Handhabung hier in den Bergen wiſſen wollte. —

Die Kathi war ſehr ſtolz, daß das vornehme Fräulein ihre Kleider ſo ſchön fand und zu Tal tragen wollte, und ſie tiſchte noch alles auf, was die Sennhütte an Speiſe und Trank barg, und backte eigenhändig noch den ſchönſten goldgelben Schmarren für die Gäſte, obwohl dies ſonſt des Sepperls Amt war.

Und dann ſtanden ſie beide, die Kathi und der Hüterbub' noch lange vor der Tür und winkten den Enteilenden nach, manch friſchen Jodler zum Geleit gebend.

Die dunklen Wolken waren verschwunden, die Sonne funkelte über die Alphäupter und blitzte in den taufrischen Matten, und Brunhild schritt in den Nägelschuhen so rüstig und flott bergab, wie nie zuvor in ihren feinen Saffianschuhchen.

Sie hatte Eckbrechts Arm genommen und ließ ihn nicht los, — und Friedel blieb wie angepecht an der Seite Franks . . . und wenn hie und da einmal ein Blick hin und wieder flog, so schaute der Friedel schnell zur Seite und Brunhild senkte die dunklen Wimpern. —

Und doch hatten beide einander noch nie so tief in die Augen gesehen, als wie an diesem Tag. —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Gräfin war in der Tat in großer Sorge um die jungen Leute gewesen, noch mehr aber hatte sich der Graf, welcher vor einer Stunde ganz überraschend angekommen war, um seinen Liebling Brunhild geängstigt, und so machte des Backfischchens Erzählung von Friedels kühner Tat einen doppelten Eindruck.

Verschiedene „Marterl" auf der Alm hatten dem Schloßherrn schon öfters vor Augen geführt, wie gefährlich ein junger, wütender Stier werden kann, und wie oft schon das Leben von Sennen und Touristen dadurch bedroht war, und so ließ er sogleich anspannen und fuhr zur Oberförsterei hinab, um den wackeren jungen Freund voll herzlichster Dankbarkeit in die Arme zu schließen.

Er traf den Gesuchten noch auf halbem Wege an

und war erſtaunt, wie beſcheiden, aber auch wie feſt und beſtimmt Friedel jedweden Dank ablehnte.

Er behauptete, Brunhild und Skeuditz hätten die Sache viel ſchlimmer dargeſtellt, als wie ſie war, und als gar

der Graf von „Anerkennung und Belohnung“ ſprach, da bekam er einen dunkelroten Kopf und antwortete: „Ich bitte nur darum, daß Herr Graf mir das freundliche Wohlwollen, welches Sie mir bisher gezeigt, auch in Zukunft wahren möchten!“

Ein Wunſch, welcher wohl ſchon im voraus erfüllt war!

Graf Thum hatte den jungen Seehofer immer ſehr gern gehabt, ſein heutiges Benehmen aber hatte ihm vollends ſeine Sympathien erworben, und nie war Friedel ein ſo lieber und gern geſehener Gaſt auf Kochenhall geweſen, wie ſeit dieſem Tage, wo Eckbrecht ihm endgültig die Namensänderung „Siegfriedel“ beigelegt hatte. —

Und die Wochen zogen dahin und Friedel war täglich mit Eckbrecht zuſammen, ſah auch Brunhild häufig, ohne jedoch ſo viel und lebhaft mit ihr zu verkehren wie als Kind.

Es war, als ſei mit jenem erſten Tag auf der Alm alles ganz anders zwiſchen ihnen geworden. Die Harmloſigkeit war geſchwunden. In den beiden jungen Menſchenſeelen dämmerte die Liebe empor, wie die Morgenröte dem ſtrahlenden Licht der Sonne voranſchwebt; — noch kämpften die Schatten dagegen, noch hüllte ſich der junge Tag ſcheu und zaghaft in die wallenden Schleier grauen Nebels, als müſſe er ſo lange wie möglich ſein flammendes Geheimnis bergen, — vor der Welt und vor ſich ſelbſt. —

Und ſo verbargen auch Friedel und Brunhild das

süße, heimliche Interesse, welches sie plötzlich an einander nahmen, in ihren tiefsten Herzen, und wie es ein wunderlicher Brauch bei ganz jungen Menschenkindern ist, dem Gegenstand ihrer Neigung, dessen Anwesenheit sie glühend ersehnen, bei seinem Erscheinen dennoch möglichst aus dem Wege zu gehen, so auch „Siegfriedel" und Brunhild.

Sie suchten sich mit den Blicken und wichen sich dennoch aus, — sie wollten so gern zusammen plaudern, aber sie schwiegen, sie empfanden die vollste, warmherzigste Sehnsucht nach einander und gaben sie dennoch nicht kund.

Und trotzdem genügte ein Blick, ein Wort, eine kleine Aufmerksamkeit, um sie in höchstes Entzücken zu versetzen.

Brunhild war sich ihrer Empfindung noch nicht so klar bewußt, wie Friedel.

Sie schob die plötzliche Sinneswandlung auf die Dankbarkeit, welche sie dem Jugendfreund schuldete, auf die Bewunderung, welche sie für ihn empfunden, und dennoch erglühte sie so heiß, wenn sie plötzlich auf ihrem Fensterbrett ein Sträußlein Alpenrosen oder Edelweiß fand, nicht ahnend, wie selbes wohl den Weg dahin gefunden, und dennoch es genau wissend, von wessen Hand es kam.

Auch hatte sie den Friedel gar nicht ansehen wollen, als sie ihm zuerst in ihrem neuen, so entzückend kleidsamen Tiroler Kostüm entgegentrat, aber sie hatte es denoch gesehen, wie ihm alles Blut in die Wangen

ſchoß, wie ſein Auge aufleuchtete in unbeſchreiblicher Freude.

„Ei, Brunei!“ hatte er geſtammelt, „willſt nun ſelber eine Sennerin und ſo ein echtes Dirnei ſein?“ und dabei hatte er ihr die Hand gedrückt — ganz anders wie ſonſt. —

„Ich habe meinen Spaß daran, und es iſt ſo bequem!“ hatte ſie erwidert und dann ſchnell mit einem Anflug ihres alten, ſpröden Trotzes hinzugeſetzt: „Aber eine echte Sennin werde ich darum noch lange nicht, denn eure Sprache lerne ich mein Lebtag nicht — und ohne die bin ich doch fremd in den Bergen!“

Ein Schatten flog über ſein ſtrahlendes Geſicht.

„Ei, ſo gib dir eine Müh'! — Glaub', Brunei, auf der ganzen Welt klingt nichts ſo lieb wie ſie!“ —

Sie ſchüttelte den Kopf und wandte ſich ab. „Eher noch Ruſſiſch beim alten Iwan, ſo wie du!“ — und ſie lachte plötzlich hell auf: „Warum lernſt du eigentlich ſolchen Unſinn? — Tjewulkowitſch iſt ſo ſtolz und ſagt, du ſprächeſt ſchon ſo gut, daß du getroſt durch ganz Rußland reiſen könnteſt! Was hat das für einen Zweck? Latein und Griechiſch iſt doch viel notwendiger!“

„Ich liebe die toten Sprachen nicht, und wer weiß, ob ich das Ruſſiſche nicht noch einmal brauchen kann?“

Das glaubte Brunhild zwar nicht, aber ſie ſagte nichts weiter und Friedel ſchaute wieder ſo friſch und ſo fröhlich drein wie zuvor und dachte: „Ich will die Hoffnung nicht aufgeben! Wenn ſich ſchon das Wunder begeben

hat, daß die hochmütige Brunhild das Koſtüm trägt, ei, ſo erlebe ich es vielleicht auch noch, daß ſie meine Sprache ſpricht!"

Eckbrecht und die Gräfin waren abgereiſt und ein paar fremde Damen, Anverwandte der Schloßherrin, waren eingetroffen, um die Hausfrau nach Kräften zu erſetzen.

Da kam es ganz von ſelber, daß Friedel und Brunhild ſich weniger ſahen wie ſonſt, und Graf Skeuditz tat auch nichts dazu, den jungen Seehofer zu Spaziergängen und Partien aufzufordern. Die Jagd auf Hirſche war eröffnet und Graf Thum hatte ſeinem jungen Gaſt verſprochen, daß er den ſtärkſten davon, einen kapitalen Sechszehnender, zur Strecke bringen ſollte.

Der Oberförſter war in ſeiner ſtets liebenswürdigen Weiſe gern einverſtanden, und nur Friedel runzelte zornig die Brauen und ſprach zu ſich: „Jedem anderen gönne ich ihn, — nur dem Leutnant nicht!" — Denn Friedel ſah nach wie vor den mißgünſtigen Nebenbuhler in ihm, welcher allein die Schuld daran trug, daß er ſeit Eckbrechts Abreiſe ſo wenig, faſt gar nicht mehr nach Kochenhall gerufen wurde.

Der junge Offizier hielt es ſehr unter ſeiner Würde, freundſchaftlich mit dem „Gymnaſiaſten" zu verkehren und hatte auch den fremden Damen ſicher die Anſicht eingeimpft, daß der Sohn des Oberförſters kein Geſellſchafter für die junge Gräfin Thum ſei.

Brunhild war allerdings ein paarmal in das Forſthaus herabgekommen, mit Frau Suſei zu plaudern, —

der Zirblerin ſchönen Kuchen zu loben und mit den kleinen Haſcherln zu ſpielen, — ja, ab und zu auch mal ein Wort mit dem ſchweigſamen Friedel zu wechſeln, — aber das war eben ganz allein der Brunei Verdienſt, und ſicher nicht nach dem Willen des Grafen.

Zwar ſchien die Komteſſe nicht mehr für den eleganten Vetter zu ſchwärmen, ſeit er ſie auf der Alm damals angeſichts des ſtürmenden Mukki ſo kläglich im Stich gelaſſen, aber . . . du liebe Zeit . . . der Leutnant tat ja alles, um die verſcherzte Gunſt wieder zu gewinnen, und wer weiß — am Ende erreicht er ſein Ziel doch noch!

Dieſer Gedanke ergrimmte Friedel ſtets wieder aufs neue gegen den „Salontiroler", wie er Frank ſpottend nannte, und darum trat er vor den Hieſel, ſteckte die Hände trotzig in die Taſchen und ſprach:

„Morgen will der Graf auf den ſtarken Hirſch pürſchen — aber, ſo wahr ich der Friedel bin, ich ſag' dir's, Hieſel, zur Streck' bringen tut er ihn nit!"

Der alte Waldläufer ſaß auf der Gartenbank und ſonnte ſich.

„Ich fürcht' nur, Bübli, ſie frag'n dich nit!" antwortete er voll gutmütigen Spottes.

„Spar' dein G'lachter bis morgen. Ich weiß, was ich tu'!"

Der Alte horchte auf.

„Haſt einen Jux vor? Weißt was, halt'n wir zuſammen, machen wir's in Kompanie."

„Warum nit gar! Ja, wenn du noch kraxeln könnteſt mit deinem Stelzfuß! Aber ich erzähl' dir's, wie ich's g'macht hab'."

Und zwei Tage ſpäter erzählte er es dem Hieſel, und der Alte drehte in ſeinem Vergnügen den Spielhahn auf Krakehl und lachte, daß ihm die Tränen über die braunen Wangen liefen.

„Ein Flank biſt, Friedel, ein Flank biſt und bleibſt! Aber ich ſtirb keinen chriſtlichen Tod nit, wenn ich nit meinen Spaß an ſo einem Lausbub'n hätt'!"

Der Friedel hatte dem armen Grafen Skeuditz aber auch übel mitgeſpielt.

Wie er alles konnte und wußte, was kein Lehrer von

ihm verlangte, so hatte er sich auch unter Anleitung eines besonders geschickten Praktikanten in dem „Hirschorgeln" auf einer sogenannten großen Hirschmuschel geübt, — einem „Triton", mit dessen Hilfe man den Schrei brünstiger Hirsche täuschend nachahmen kann.

Mit dieser Muschel hatte sich Friedel in die Nähe jener Tannen begeben, zu welchen sein Vater und die beiden Praktikanten die Schloßherren führen wollten, den starken Hirsch, welcher in den letzten Tagen dort „verhört" war, anzupürschen.

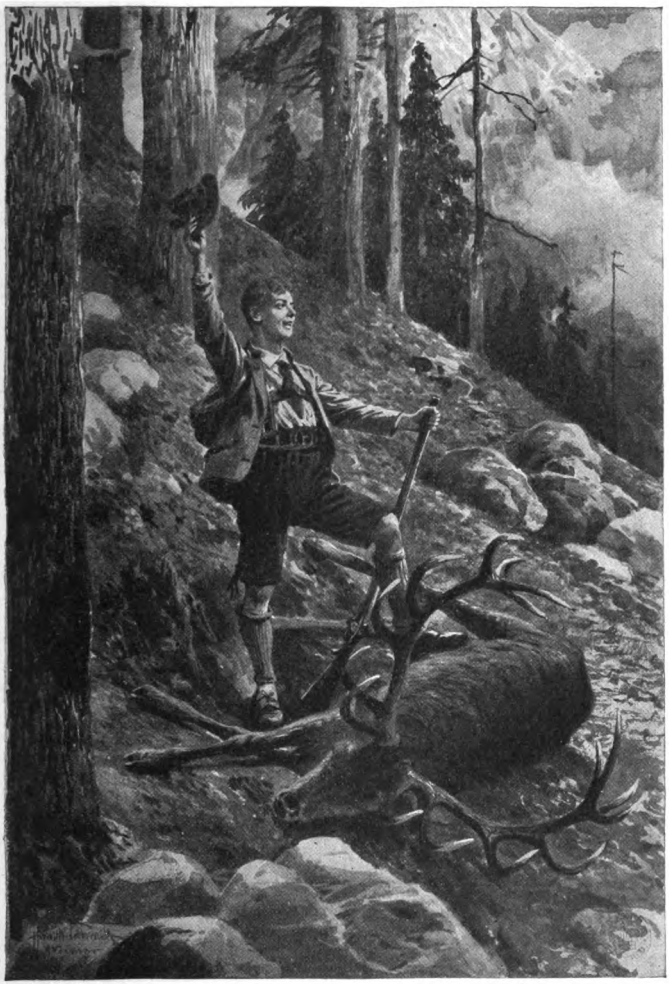
Und kaum, daß Friedel die Ankunft der Jäger erlauscht hatte, kletterte er leichtfüßig den Berg empor und ahmte die tiefe, gewaltige Stimme des Hirsches nach, daß der Schrei fern hin wie ein majestätischer Kampfruf durch die Berge rollte.

„Das ist er!" flüsterte der Oberförster, „er hat sich mehr nach dem Hochwald gezogen! Nun vorwärts! leise angeschlichen."

Fiebernd vor Jagdeifer ging's bergan, Friedel aber war bereits weitergeeilt, und kaum, daß die Herren glaubten, den Standort des Hirsches erreicht zu haben, erklang sein Schrei schon wieder höher im Gebirg.

„Er scheint flüchtig! — er zieht nach dem Hochwald!" und weiter ging's, dem Rufe nach. —

Bergauf, bergab hetzte Friedel die Schützen, — kaum daß sie zu Atem kamen, — und je mehr er sie äffte, desto hitziger ward ihr Jagdeifer, desto ungestümer das Verlangen nach dem Wild.



Bald ſchrien auch noch die anderen Hirſche aus den Revieren, der Oberförſter aber ſagte: „Jene ſind geringer! der mit der tiefen Stimme iſt der Sechzehnender, dem müſſen wir nach!“

Und weiter gings, keuchend, atemlos, ſchimpfend und fluchend — bis die Sonne durch die Nebel brach und der eine der Praktikanten den Berghang herabgehinkt kam.

„Den hat der Satan am Band'l geführt! Die ganze Nacht hat er uns geäfft, und nun iſt er über die Grenze gewechſelt und ſchreit nach dem Glöpfel zu!“

Da begaben ſich die Herren unverrichteter Sache und ſehr mißmutig auf den Heimweg, ſchliefen die folgende Nacht und ſtellten ſich in der nächſten abermals zur Pürſche ein, um genau in derſelben Weiſe genasführt zu werden, wie das erſte Mal.

„Wie verhext iſt's!“ ärgerte ſich Graf Skeuditz, und Friedel brachte am nächſten Tage ein Körbchen voll Obſt als Gruß der Mutter zu Brunhild empor und ſagte mit ſpöttiſchem Lächeln: „Dein Vetter hat den Hirſch immer noch nit? — Das begreif' ich nit! Er hat zu wenig Schneid' und iſt nicht flink genug! — Gut ſchießen muß man auch, und mir ſcheint, der Graf Frank iſt mehr ein Held im Salon, als wie im Wald drauß'!“

Brunhild errötete im Namen des Vetters und grub die Zähnchen in die Lippen.

„Magſt wohl recht haben, — 's iſt nicht jeder für den Wald geboren!“ — und dabei traf ihn wieder ein Blick — ſo voll ſtummer Anerkennung und Bewunderung . . .

Friedel raffte den Hut vom Tisch — und er stürmte zu Tal, als sei die ganze Welt zu eng für ihn geworden.

Noch dreimal ging Graf Skeuditz dem Sechzehnender zu Gefallen, dann hatte er die Hetzerei satt und gab das Rennen auf. Außerdem war sein Urlaub abgelaufen.

Friedel aber sagte zu seinem Vater: „Ihr habt's vergeblich dem Hirsch'n nachg'stellt — nun geh' ich und versuch' einmal mein Glück!"

„Das kannst hab'n!" nickte der Oberförster voll grimmen Spottes, „laß nur gleich 's Wagerl anspannen, damit du ihn heimschaffen kannst."

„Ich nimm ihn schon auf'n Buckel, wenn ich ihm nur erst eins 'naufbrennt' hab'!" scherzte Friedel und zog in Begleitung eines Jägerburschen wohlgemut in den Tann. Die erste Nacht vergeblich — so daß alle in der Oberförsterei lachten, nur der Hiesel nicht, der hatte einen Schnupfen und mußte alleweil niesen, wenn ihn einer auf des Friedels Sechzehnender ansprach.

In der folgenden Nacht aber rollte ein Schuß durch die Berge, und gleich darauf tönte ein heller, wilder, sieghafter Juhschrei zu Tal.

Der mächtige Hirsch lag — mitten auf das Blatt getroffen, im feuchten Moos, und Friedel stellte triumphierend den Fuß auf ihn und schwenkte sein Grünei in der Luft . . .

Nach Kochenhall wandte er den Blick und ſeine Zähne blitzten durch die Lippen.

„Haſt recht, Brunei, mein liebes — nit ein jeder wird als Held und Sieger gebor'n! Wer aber 's Glück hat, der bringt den Hirſch heim!“

VII.

Hinaus in die Ferne zur Maienzeit
Die Fluren prangen im Feierkleid,
Ein Barett, ein Wams, ein flinkes Roß —
Nun ade, ſtill Dörflein und Herrenſchloß!
Heinrich Vierordt.

Friedel war nach Ablauf der Michaelisferien in die Stadt zurückgekehrt und auch die gräfliche Familie hatte in dieſem Jahr ihren Aufenthalt in Kochenhall abgekürzt, ſo kam es, daß Brunhild und er ſchieden, ohne ſich eigentlich Lebewohl geſagt zu haben.

Aber die Erinnerung war ſonniger und glücklicher wie je, und da Friedel nie Anlagen zum Kopfhängen gehabt, ſo pfiff er vergnüglich vor ſich hin und freute ſich auf die Zukunft, dieweil er die Gegenwart nach Möglichkeit genoß und ihr ſo viel Lichtſeiten wie möglich abzugewinnen ſuchte.

Er hatte niemals lebhaft mit Eckbrecht korreſpondiert, nur zum Geburtstag hatten ſie einen Gruß gewechſelt. Frau Suſei packte dann den ſchönſten ſelbſtgebackenen Gugelhupf, eine niedliche Schnitzerei, als Produkt der Landesinduſtrie und Spezialität ihres Dörfchens, oder ſonſt eine paſſende Kleinigkeit ein, und die Gräfin ſandte

ein recht intereſſantes Kiſtchen voller Stadtherrlichkeiten, welche zumeiſt Friedels größte Freude bildeten.

In dieſem Jahr traf auch wieder ein kleines, eingeſchriebenes Paketchen ein, und Friedel ſtarrte einen Moment faſſungslos und heißerglühend auf die Adreſſe, welche — zum erſtenmal! — von Brunhilds Hand geſchrieben war.

Mit unſicheren Fingern, bebend vor Erregung, packte er aus, ſchob fürerſt das kleine Lederetui beiſeite und entfaltete den eleganten, duftigen Briefbogen, die wenigen Zeilen, welche er enthielt, mit den Blicken verſchlingend.

„Lieber Friedel!"

ſchrieb die Komteſſe,

„Da Mama ſeit Wochen leidend, Eckbrecht aber ſehr in ſeine Studien vertieft iſt, überſende ich Dir heute in unſer aller Namen die herzlichſten Glückwünſche. Beifolgendes Andenken ſchicken wir Dir, mit der Bitte, unſer ferner zu gedenken, und mit dem Wunſche, daß Dir die Uhr nur glückliche Stunden anzeigen möchte; — Papa läßt ſeinen ‚Stierkämpfer' von der Alm noch ganz beſonders herzlich grüßen, und ich bin wie ſtets in aufrichtiger Freundſchaft

Deine

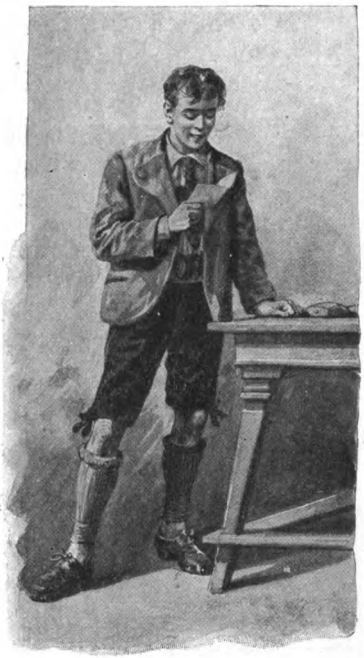
Brunhild, Gräfin zu Thum."

Wie ein Träumender ſtarrte Friedel auf die Zeilen nieder, und weil zu viel neugierige Augen auf ihn gerichtet waren, ſchob er ſie haſtig in die Bruſttaſche und griff nach dem Etui.

Eine Uhr! Und was für eine!

Frau Suſei ſchlug die Hände über dem Kopf zuſammen und ſagte mit einem etwas triumphierenden Seitenblick auf die Zirblerin:

„Na, ich mein', kein ſchöneres Präſent hätt' der Graf dem Bub' nit machen können, und wenn er ſein leibhaftiger Göd wär'!"



„Das wohl!" beharrte die Zirblerin obſtinat. „Wenn er aber in Wahrheit dem Friedel ſein Göd wär', nachher hätt' er ihm's Ketterl auch gleich dazu g'ſchenkt!"

„Schämt's Euch, ſo ein Nimmerſatt!" verwies der Hieſel und reckte den Hals, um das köſtliche Angebinde beſſer zu ſehen. „Zeigt's auch pünktlich die Zeit, Friedel, oder iſt's am End' nit mehr als ein Ausſchuß, den ſie wohlfeil wo g'kauft hab'n?" forſchte er vorſichtig, und wollte durch den Zweifel an der Echtheit ſolch fürſtlichen Geſchenks den Gräflichen mehr eine Anerkennung, als eine Beleidigung ausſprechen.

Der Friedel aber klappte mit leuchtenden Augen den goldenen Deckel zurück und las überrascht das Datum unter dem eingravierten Monogramm.

Nicht den Geburtstag? —

Was bedeutet dieser Tag? — Was hat der mit dem ersten September zu schaffen? — —

Und plötzlich steigt ihm das Blut in die Wangen und ein leiser Laut der Betroffenheit ringt sich von seinen Lippen: „Jener Tag auf der Alm . . . wo er den übermütigen Mukki von der Brunei zurücktrieb!“ —

Einen Augenblick steht er schweigend, tief atmend, als überkomme ihn eine große Verlegenheit. —

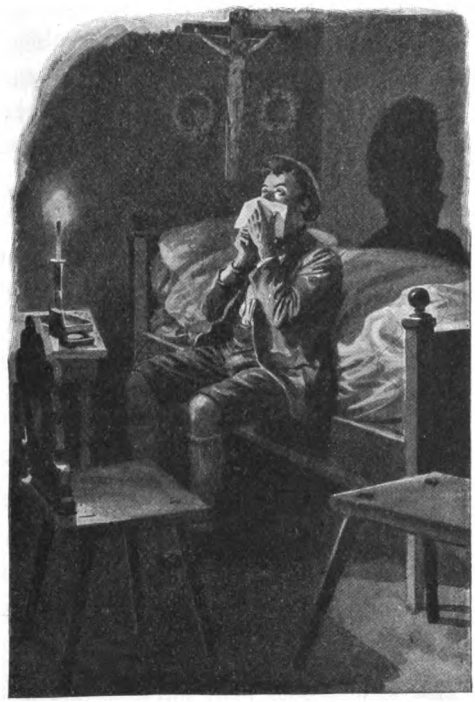
Die Uhr ist Brunhilds Dank für ihre vermeintliche Rettung!

Kann, — darf er sich wahrlich mit fremden Federn schmücken und sie annehmen? —

Je nun, der Mukki hätte ja in seiner Wildheit das Dirnei wirklich zu Schaden bringen können . . . und außerdem, eine solche Uhr ist schon lange sein höchster Wunsch! . . . eine so herrliche, schwergoldene Uhr! Du liebe Zeit, die ist doch ein ander Ding wie sein armseliges Nickelgehäus! —

„Ah was, g'schenkt ist g'schenkt — und was ich krieg', das nehm' ich!“ philosophiert er, tut einen hellen Juchzer und nestelt seine Nickeluhr von der Kette los, sie dem jüngeren Bruder zuschiebend: „Da, Schorschel! alleweil kannst du sie hab'n!“ sagte er großmütig, und

der Tertianer verfällt in einen wahren Wonnetaumel; Frau Suſei lobt die Großmut ihres Älteſten, und Hieſel wiſcht mit dem Ärmel gerührt unter der Naſe her und ſagt anerkennend:



„Ja, der Friedel, neidig iſt er ſein Lebtag nit! Der ſchenket ſein Hemd vom Leib weg, wenn man ihn drum bitten tät'!"

Ja, was hätte der Friedel heute in ſeiner Seligkeit nicht alles getan!

Kreuzfidel war er, hielt alle fünf Minuten die Uhr in der Hand und pfiff ſich eins.

„Ganz wie des Eckbrechts Uhr vom Kronprinzen", nickte er vor ſich hin. „Jetzt hab' ich ſelber eine und hab' doch nit ſo g'ſchuftet und noch nit das Examen

g'macht wie das arme Lapperl! Jetzt setz' ich mich aber dahinter und bleib' nit hinterm Eckerl zurück!"

Als er sich über diesen seinen ungeheuren Dusel sattsam gefreut hatte, und die allgemeine Aufmerksamkeit sich auf den Schorschel lenkte, welcher als erstes Experiment seine neuerstandene Nickeluhr aufzog und nach aller Anwesenden Meinung „wie ein Unsinniger" daran drehte, benutzte Friedel den günstigen Augenblick, unbemerkt hinauszuschlüpfen. —

Zwar war es kalt, bitter kalt droben in seinem Kämmerchen, aber er fühlte es nicht, er setzte sich auf sein Bett, holte der Brunei Brief hervor und küßte ihn voll stürmischer Leidenschaft.

Da ward es ihm heiß um das Herz, die Uhr war vergessen, und das gri ßte, heiligste Kleinod war der Brief, der erste, einzige, welchen er von ihr besaß!

Den trug er fortan im Notizbuch bei sich und schwor sich zu, daß nur der Tod ihn von diesem Talisman trennen solle. —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage und Wochen zogen dahin; die Uhr zeigte aber dem Friedel nicht nur glückliche Stunden, denn der Sommer kam, ohne daß die heißersehnte Anmeldung der gräflichen Familie eintraf.

Iwan erzählte seinem jungen Freunde auf gut Russisch, daß die Gräfin im Winter schwer krank gewesen sei und

den ganzen Sommer in heilkräftigen Bädern, den Herbſt und Winter aber in Italien zubringen ſoll.

Das war ein trauriges Jahr, und auf Friedel wirkte die nagende Sehnſucht und die Unruhe, welche ihn plötzlich erfaßt hatten, nicht gerade heilſam. Eine Ungeduld, eine ſchier krankhafte Ruheloſigkeit ergriff ihn. Er lernte, er machte ſein Maturium und dann trieb es ihn hinaus in die Welt, — die ſtrotzenden herkuliſchen Kräfte in ihm revoltierten gegen das Stillſitzen und Weiterſtudieren — die Forſtkarriere lockte ihn nicht, und das ſtille Bergtal hielt ihn nicht mehr.

Wie der junge Strom, wenn er ſich ſeiner Macht und Stärke bewußt wird, die hemmenden Felſen durchbricht, und voll ungeſtümen, tollen Wandermuts, voll ſieghafter Lebensluſt hinausſtürmt in die Welt, ſo auch Friedel.

Er ertrug den Zwang der engen, kleinen Verhältniſſe nicht mehr, — er dehnte die nervigen Arme und ſprengte die Ketten, welche ihn hielten.

Freiwilliger wollte er werden, bei der Kavallerie, das hatte ihm der Vater zum Lohn für das Abiturientenexamen verſprochen, — nun hielt ihn keine Macht der Welt mehr daheim!

„Ein jeder iſt ſeines Glückes Schmied!“ ſagte der Oberförſter, „und jeder mag nach ſeiner Façon ſelig werden. Du biſt alt genug, um zu wiſſen, was du tuſt, — gut; prüfe dich ſelber noch einmal und handle dann, wie du willſt, — ich lege dir nichts in den Weg.“ —

Da ſchlang Friedel voll ſtürmiſcher Freude die Arme um den Sprecher und entſchied alſogleich: „So ſtelle ich mich jetzt bei den Reitern und trete ein, mein Jahr abzu dienen.“

„Und dann?“

Da lachte er wohlgemut und ſchnippte mit den Fingern durch die Luft.

„Kommt Zeit, kommt Rat. — Man muß ſich nicht den Kopf über Dinge zerbrechen, welche in der zwölften Stunde ganz anders zu kommen pflegen, als wie man in der erſten annimmt!“

Und dieſe goldene Heiterkeit, dieſen Frohmut, welcher nur an das ſonnige Jetzt und nicht an die ferne Zukunft denkt, nahm er mit hinaus in die bunte, fremde Welt, und weil das Glück ſeit dem erſten Tage, wo das Bübli mit hellen Augen aus der Wiege gelacht, ſeine Freude an ihm gehabt hatte, ſo ging es auch jetzt mit und ſchwebte auf der rollenden Kugel ſo dicht ihm voran, daß Friedel nur mühelos zuzugreifen brauchte, um es wieder und immer wieder zu faſſen, ohne doch jemals nach ihm gejagt zu haben.

Er trat als Freiwilliger bei einem Reiterregiment in einer größeren Stadt ein, und das neue, ungewohnte Leben, deſſen Zauber er ſich mit dem genußfreudigen Entzücken eines Kindes hingab, übte einen ungeheuren Reiz auf ihn aus, weil alles ihm fremd, eigenartig und intereſſant erſchien. Seine Vorgeſetzten brachten dem friſchen, kernigen, ſo offenen und ehrlichen, in jeder Weiſe

brauchbaren und tüchtigen jungen Mann das aufrichtigſte Wohlwollen entgegen, die Kameraden hielten die größten Stücke auf ihn, liebten und bewunderten ihn, weil Friedel ſtets liebenswürdig, gefällig und hilfsbereit war, ſeine ſehnigen Arme gar oft in den Dienſt der ſchwächeren und ungeſchickteren Waffenbrüder ſtellte, und nie Spielverderber war, wenn es galt, der Lebensfreude ihren Tribut zu zahlen.

So verlebte er ein höchſt genußreiches, frohes und angenehmes Jahr, und als er nach dem Manöver entlaſſen war, und zum erſtenmal wieder in das ſtille Forſthaus im Gebirge heimkam, da ſtand ſein Entſchluß feſt, daß er Offizier werden und ſo bald wie möglich die nötigen Examina dazu machen wollte.

Nur eines lag oft wie ein Schatten über all dem Sonnenſchein, — das Gefühl großer Abhängigkeit und Gebundenheit, eines Zwanges, gegen welchen ſein

ungeſtümer, hoch aufſtrebender Sinn nur allzu oft revoltierte.

Grade in dem luſtigen Stadtleben hatte er ſeine Mittelloſigkeit und den peinlichen Druck, welchen dieſe auf alles und jedes ausübt, oft empfunden. Dann dehnte er voll Ungeduld und Trotz die Arme und ſeufzte tief auf: „Geld will ich verdienen! Ein Vermögen will ich mir ſchaffen! Aber wie? Von der Leutnantsgage ſpart man keine Millionen ab, und in dieſem Schneckengang der engen, geregelten Verhältniſſe kommt man ſo langſam vorwärts, man zieht im Joch, bis der Vordermann einen Schritt vorwärts rückt und endlich Platz ſchafft! — Das ertrage ich nicht!“

Oft hatte er das Haupt nachdenklich in die Hand geſtützt und überlegt, ob es nicht doch beſſer ſei, einen Beruf zu erwählen, in welchem man ſchneller und ſo recht aus eigner Kraft zum Ziel gelangen könne. Die alte Abenteuerluſt erwachte dann jedesmal voll ungeſtümer Sehnſucht in ihm, gepaart mit dem Unmut eines jungen Menſchen, welcher ſich ſeiner gewaltigen Kraft wohl bewußt iſt, und ſich dagegen aufbäumt, dieſe unverwertet und brach liegen zu laſſen.

Ein Leben in den Kolonien! Goldgräber werden! Oder wie Robinſon ſich eine Inſel urbar machen, um ſie gleich einem König zu beherrſchen!

Ach, das waren alles phantaſtiſche Träume, und gegen den Gedanken, als Vagabund durch das Leben zu gehen, als einer jener vielen Zerlumpten, die im gelobten

Land das Glück suchten und es nicht fanden, — — dagegen bäumte sich sein Stolz und solider Sinn, welcher ihm auch im Blute lag und sich auch nicht verleugnen ließ!

Was tun? —

Friedel grübelte wohl manchmal und schmiedete Pläne, aber solch niedergedrückte Stimmung dauerte in der Regel nicht lange an, und der junge Himmelsstürmer resignierte bei dem Gedanken, daß er sich nun mal mit den gegebenen Verhältnissen abfinden müsse, so recht und schlecht es eben gehen wollte.

Und dann erhob er voll alter freudiger Zuversicht das schöne Haupt und dachte: „Ich wart's ab. Das Glück und ich haben noch lange nicht das letzte Wort zusammen geredet!"

Als er heimkam, legte Frau Susei voll staunender Freude die Hände auf die Schultern des hochgewachsenen Sohnes und sagte stolz: „Ja mein, was für ein Prachtmensch bist g'worden, Friedel! Und gar einen Schnauzbart hast heimbracht, und ich mein', in die Schultern bist noch um ein Handerl breiter g'wachsen wie früher."

Auch der Hiesel legte schmunzelnd die Hand über die Augen und konnte sich gar nicht satt sehen an seinem Bübli, welches so ganz besonders schmuck und flott in der kleidsamen Reiteruniform vor ihm stand.

„Wie ein Eich'nbaum ist er g'wachsen, und wann ich ein Dirnei wär', in den vergaffet ich mich auf Leben und Sterben!"

So recht ein Bild frischer, blühender Jugendkraft

war der Friedel geworden, mit ein paar Augen im Kopf, welche manches Stadtfräulein „rein toll" gemacht hatten, und mit einem dunklen, kleinen Bärtchen, so keck und schneidig, daß selbst dem alten Großvater vor Lust das Herz im Leibe lachte.

Friedels erste Frage, nach der stürmischen, jubelnden Begrüßung, galt dem Schloß und der gräflichen Familie. Sein Blick leuchtete auf, als er hörte, daß die Herrschaften für längere Zeit anwesend wären und daß Graf Eckbrecht schon ein paarmal mit der Komtesse vorgesprochen und nach ihm gefragt hätte.

„Aber wie sieht der junge Mann aus!" schloß Frau Susei seufzend, „blaß wie von Wachs, und so hager, als sei kein Lot Fleisch auf ihm! Ich meine, er sei schon müde und abgespannt genug, und nun will er erst wieder ins Referendarexamen hinein, grad', als ob er verhungern müßte, wenn er nicht bald schon sein Brot verdiente. Ich begreife die Gräfin nicht! Da weiß sie vor Stolz und Freude gar nicht genug von dem Fleiß und den hervorragenden Kenntnissen des Sohnes zu berichten, aber wie jammervoll und saft- und kraftlos er aussieht, das scheint sie gar nicht zu bemerken, und tröstet sich mit der Tatsache, daß jedes Studium angreift, und daß Eckbrecht nach all den glücklich bestandenen Examina ja Zeit genug habe, sich zu erholen!"

„Daß er das Maturitätsexamen verhältnismäßig früh gemacht hat, bedingt in ihren Augen die Notwendigkeit, daß er nun auch ebenso frühzeitig einen ebenso glänzenden

Referendar abſolviert, denn Stillſtand iſt ihrer Anſicht nach ſchon Rückſchritt. Der arme Eckbrecht! Unaufhaltſam wird er vorwärts gedrängt und geſchoben, — weil er einmal ſeine Prüfung ſo gut beſtanden, ſoll und muß er es immer tun, denn durch das erſte Examen ſind die Erwartungen ſehr hoch geſpannt, und ſie enttäuſchen, würde ihm und ſeiner Karriere ſehr ſchaden!" —

„Das mag ja alles ganz richtig ſein, aber darum ſeine Geſundheit opfern und ſich jede Lebensfreude verſagen, finde ich unſinnig! Mein Gott, es ſind doch reiche Leute! Was kann es einem Grafen Thum darauf ankommen, ob er einmal Miniſter wird, oder nicht!"

Friedel lächelte: „Der Ehrgeiz! ja, der Ehrgeiz,

Mutterl, der iſt die ſchlimmſte Krankheit, die einen Menſchen befallen kann!"

„Dann hat einzig und allein die Mutter den Sohn damit angeſteckt, denn Eckbrecht war früher durchaus nicht ſo hochſtrebend!"

„Fraglos hat ſie das. Die Jagd nach dem Glück hat er ehemals nicht gekannt, aber das Fieber hat ihn allmählich erfaßt, weil es ihm allzu unabläſſig eingeimpft wurde. Ich bin geſpannt, den armen Jungen wiederzuſehen. Nun, und die Schweſter?" — Friedel zögerte momentan und wandte ſich zum Fenſter, ſehr intereſſiert das laute Spielen und Balgen ſeiner jüngeren Geſchwiſter zu beobachten —: „Ich meine die Brunei! Hat ſie ſich ſehr verändert?"

Die Oberförſterin hob das Bettlaken, an welchem ſie eifrig ſtopfte, gegen das Licht, um neue Schadſtellen darin zu entdecken . . .

„Die Komteſſe?" wiederholte ſie ſchnell, „o mein! die iſt ganz und gar das Gegenteil vom Eckerl! Juſt, als ob ſie an Wachſen und Blühen und Gedeihen alles nachholen wollte, was der Bruder verſäumt. Ein Prachtmädel iſt ſie, groß und ſchlank, mit ein paar Armen, wie aus Marmor gemeißelt! Sie hat neulich ein kurzärmeliges Hemd zum Mieder getragen, da konnte man ſo recht ſehen, wie ſchön ſie waren."

„Sie trägt noch immer die Bergtracht?" ſtieß Friedel leiſe, beinahe gepreßt hervor und ſtrich ſich über die glühende Stirn, als ob ihm ſehr heiß geworden ſei.

„Ja, ſie tut's. Eigentlich iſt's närriſch, denn ſie paßt gar ſchlecht zu ihr. — Wenn ſie auch noch ſo friſch und blühend ausſchaut, — von einem Bauernbirnei hat ſie abſolut garnichts an ſich."

„Und warum nicht?"

„Ja, das iſt ſchwer zu ſagen!" Frau Suſei lachte und fädelte die Nadel ein. „Es iſt wie eine Maskerade bei ihr, man glaubt nicht an die Sennin, ſondern ſieht ihr die Gräfin auf hundert Schritt weit an. Aber ſchön iſt ſie trotzdem, auch als Brunei, wenngleich die ‚Brunhild' ihr mehr im Blute liegt!"

Friedel ſchaute nach der Sonne empor, welche langſam hinter die weißen Alphäupter niederſank und die breiten, mächtigen Schatten ſchon jetzt, am frühen Nachmittag in das Tal warf.

„Weißt, Mutterl", ſagte er und neigte ſich zärtlich, die runde Wange Frau Suſeis zu küſſen, und wieder in ſeinen lieben heimatlichen Dialekt verfallend: „Ich mein', jetzt iſt ſo recht die Zeit dafür, um nach Kochenhall 'naufzuſteig'n, nit zu warm und noch nit zu kalt. Ich geh' und ſag' Grüß Gott droben — man verlangt's am End'. Und wenn ich mich ein biſſerl verhalt' oben und nit zum Abendeſſen zurück bin, dann ſorg', daß ich vom Vater keinen Murrer krieg'!"

Er lachte ihr übermütig ins Geſicht und Suſei tätſchelte ſeine Wange und nickte luſtig. „So ein Flank, kaum daß er in die Heimat 'neinſchaut, treibt's ihn auch ſchon wieder fort! Na, da pack' dich nur! Ich

glaub' doch, daß du von droben wieder zurückkommſt!"

Und der Friedel griff zu dem grünen Filz mit dem Spielhahn, drückte ihn flott auf das braunlockige Haar und wollte mit haſtigen Schritten die Treppe hinabſpringen; plötzlich hielt er inne, wandte ſich um und ſtieg in ſeine Stube empor.

Im Eifer hätte er bald vergeſſen, Toilette zu machen. Nun holte er es doppelt ſorgfältig nach, und ſtieg nach kurzer Zeit den Weg zum Schloß empor, ſo blitzblank und ſchmuck, wie ihn kaum die Königsparade zu ſehen bekommen hatte.

Die Zirblerin hatte es wohl beobachtet.

„Na, ſchau, was der Bub' für ein Lafferl g'worden iſt!" ſagte ſie kopfſchüttelnd zu Frau Suſei, „eine halbe Stund' hat er zum Spiegel 'neing'ſchaut und das Bürſterl hat bald keine Haar mehr, ſo hat er ſein G'wand abkratzt. Ich ſag's ja, in der Stadt lernen ſ' ſo nix als Larifari, daß Gott erbarm'!"

Die Oberförſterin lachte. „Na, da hilf mir und bitt' zu allen Heiligen, daß ſie den Seehofer nit als Forſtmeiſter in die Stadt ſetzen. Ein paarmal hab'n ſie ihn auf ſein Wunſch noch überſprung'n und hier g'laſſen, aber ich fürcht', für die Ewigkeit iſt's nit, daß wir noch hier bleib'n."

— — — — — — — — — — — — — — —

Währenddeſſen ſtieg der Friedel rüſtig bergan, und bog bald in den Tannenwald ein, in ſeinem Eifer gar

keinen Blick für das Marterl am Wege habend, auf welchem mit sehr verblichenen und verwaschenen Farben der jähe Tod des Zacherl Wurzbacher abgebildet war. Ein Blitzstrahl hatte ehemals den braven Hausierer an dieser Stelle getötet, und das sah man voll erschreckender Deutlichkeit. Der mächtig dicke, zinnoberrote Blitz fuhr aus den Wolken herab, im schönsten Zickzack mitten durch den armen Zacherl und seine Holztrage hindurch, daß er auf dem Rücken lag und alle Viere in die Luft streckte, wie ein Maikäfer es mit seinen Sechsen tut!

Zum Schluß erläutert ein Vers das traurige Ereignis und empfiehlt die Seele des armen Zacherl Wurzbacher der Fürbitte jedes Vorübergehenden.

Friedel hatte aber, abscheulicherweise, heute weder Blick noch Stoßgebetlein für den Verunglückten, und darum schrak er umsomehr aus seinen tiefen, rosigen Gedanken empor, als plötzlich eine Stimme seinen Namen rief:

„Fridrikowitsch!" — und dann ein paar Worte in russischer Sprache.

„Iwan! — du? — Ei potztausend, was schneit dich liebe, treue, alte Seele denn auf meinen Weg?!" jubelte der Freiwillige hell auf und stand im nächsten Augenblick neben der verwitterten und bemoosten Steinbank unter dem Marterl, auf welcher Iwan Tjewulkowitsch sich zur Rast niedergesetzt hatte.

„Was mich daher geschneit hat?" zwinkerte der Alte mit pfiffigem Lächeln, „ei, die Händel in der Welt draußen! Das Kriegsgeschrei und die Zurüstungen in

meiner Heimat dahinten!“ Er hob momentan die Zeitung, welche auf ſeinen Knien lag und kraute ſich alsdann wieder halb verlegen, halb verſchmitzt unter der hohen Pelzmütze, welche er noch immer, ſelbſt im Sommer, mit Vorliebe trug. „Weißt, Friedel, ich bin nicht der flinkſte auf den Füßen und hab' ſeit den letzten Jahren die jungen Buben ſpringen laſſen, wenn es galt für die Frau Gräfin Gnaden die Zeitung zu holen, ſeit es aber in Rußland gar ſo kriegeriſch ausſchaut . . .“

„In Rußland kriegeriſch?“ wunderte ſich Friedel hochaufhorchend, „davon weiß ich ja gar nichts! Daß ſie in Petersburg mit der Türkei ein biſſerl unklar geworden ſind, das las ich ſchon noch, dann habe ich während des ganzen Manövers keine Zeitung in die Hand bekommen!“ —

„Siehſte, und derweil ſie bei mir daheim ſchon auf Hauen und Stechen ſich einrichten, und ich hier in der Einſamkeit vor Unruhe und Ungeduld vergehe„ lebſt dn in den Tag hinein und denkſt rein an gar nichts.“

Friedel ſchritt lachend neben dem Alten, welcher ſich mühſam erhoben hatte und weiter humpelte, her: „Und aus lauter Neugierde holſt du die Zeitung, Iwan —“

„Und vergeſſe ganz, daß ich meine alten Knochen nicht mehr ſo weit ſchleppen kann! Aber ſiehſt du, Friedel, ich hielt's nicht aus — ich habe mir gleich auf der Poſt vorleſen laſſen wie's ſteht —“

„Nun und was für Neuigkeiten gibt's? An Krieg glaube ich nicht, — es iſt ja vorläufig gar kein Grund

da, daß die Ruſſen den Serben zu Hilfe kommen ſollten . . ."

„Meinſt du? Die Serben ſind Chriſten wie wir, und die Greueltaten der Türken bei Batak ſchreien zum Himmel. So wie ihr mit den Franzoſen Erbfeind ſeid, ſo ſind wir's mit den Türken. Jede Gelegenheit gegen die Pforte loszugehen iſt recht, und Väterchen weiß, daß alle Ruſſenaugen auf ihn gerichtet ſind, — er ſoll nur winken, dann ſchlagen wir los, — und er winkt, Friedel, — bei allen Heiligen, er winkt ſchon bald!"

„Wahrlich? Du glaubſt es!" Der junge Seehofer blieb ſtehen und atmete tief auf, ſein Auge blitzte: „So ein Krieg gegen die Türken! Alle Wetter ja, wer da mit dreinhauen könnte!"

Iwan hob die Fäuſte und ſchüttelte ſie. Sein Blick bekam etwas Wildes, die Nüſtern der flachen, breitgedrückten Naſe bebten.

„Wenn mein Haar noch ſchwarz wär', wenn mein Arm noch eine Büchſe regieren könnte —" ein kräftiger, ruſſiſcher Fluch rang ſich aus ſeiner Bruſt, — „glaub' mir, Friedel, der Iwan Waſſili Tjewulkowitſch wäre der letzte, welcher daheim blieb! Ein türkiſcher Feldzug! Ja, da läßt ſich was erleben!" Der Sprecher ſchnalzte mit der Zunge und ein breites Grinſen verzog ſeinen Mund. „Da geht es manchmal drunter und drüber, da läßt ſich noch was holen! Gold! Beute! Ehre — ein hoher Rang! Ja? was glaubſt du? Ein Vetter von mir zog 1853 mit der ruſſiſchen Armee über den

Brut, als ganz gemeiner Koſak, dem kaum die Läuſe auf dem eignen Kopf gehörten, — und als ſie aus der Türkei zurückkamen, da war er Offizier und hatte Geld wie Heu! — Woher? — ja was fragt man im Krieg danach! Der Njeluskow-Gortſchi war und blieb ein hoher Herr, hat eine Ljublina Matuſchka Sikaroff, eine Adlige vom Herrenſitz von Riſenew gefreit und ſein Sohn hat ſtudiert und iſt ein Rat des Zaren ... ja, und das alles hat der türkiſche Krieg gemacht!"

Während Iwan in ſeiner Erregung geſprochen, halb deutſch, halb ruſſiſch, daß Friedel kaum vermochte aus dem Kauderwelſch klug zu werden, ſtand der junge Seehofer ſchwer atmend, die Hand bebend gekrampft, den Blick ſtarr gradeaus gerichtet und lauſchte wie ein Trunkener den phantaſtiſchen Schilderungen des Alten.

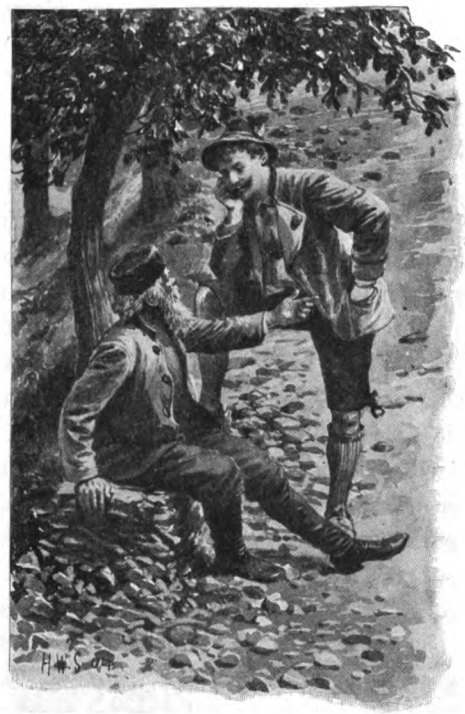
Träumte er? wachte er? Fuhr nicht der zinnoberrote Blitz von des Zacherl Wurzbacher Marterl gradewegs vor ihm nieder, daß ihn das grelle Licht ſchier blind machte? —

Blind? — Nein, ſo klar ſehend, wie noch nie zuvor.

Er packte plötzlich den Arm des alten Ruſſen.

„Iwan!" rief er fiebernd vor Erregung, „wenn das alles wahr iſt, was du ſagſt, dann hätte ich ja den Weg gefunden, den ich gehen muß! Herr des Himmels, wenn es jetzt wieder einen Krieg gäbe, einen ruſſiſch-türkiſchen Krieg! Mitgehen tue ich, — um jeden Preis und auf jeden Fall! Holen will ich mir dort, was ich hier niemals ſo bald erwerbe, — Gold, — Ehre —

und ein . . .“ — er unterbrach ſich und preßte die Lippen zuſammen, — „ein adlig Weib!“ wollte er hinzufügen, aber er ſchwieg.



„Du, Friedel, du willſt mit den Ruſſen gehen?“ fragte Tſchwulkowitſch mit weitaufgeriſſenen Augen. „Ja, wie ſollte denn das möglich ſein, du, als Deutſcher?“

„Wie es möglich werden ſoll, weiß ich noch nicht, aber es wird werden, — glaub's mir. Es wäre nicht zum erſtenmal, daß Deutſche in ruſſiſche Dienſte treten.“

„Das ſchon! O und alle Heiligen — Ruſſiſch ſprechen kannſt du ja genug, um überall durchzu-

kommen! Friedel — Bub' — o meiner Seel — bei ſolchem Gedanken zittern mir ja alle Knochen im Leibe vor Freud'!"

Und der Alte ſetzte ſich am Wegrain nieder und Friedel ſchritt mit blitzenden Augen vor ihm auf und ab.

„Erzähl' vom letzten Feldzug, Iwan!" ſagte er haſtig und der Ruſſe lachte, daß die feſten, kräftigen Zähne blinkten und hub an, die lockendſten, glänzendſten Bilder vor den Augen des jungen Freundes zu entrollen. Als er aber verſchnauft hatte, ſtiegen ſie weiter den Schloßberg empor und ſchmiedeten Pläne und redeten ſich immer mehr in Eifer, und der junge Seehofer tat einen hellen, gewaltigen Juhſchrei, daß es weit in den Bergen hallte, dehnte die nervigen Arme und hatte nur noch einen Gedanken, — einen glühenden, leidenſchaftlichen Wunſch, — die Kriegserklärung Rußlands an die Türkei.

Welch eine Ausſicht! Welch eine Zukunft! — Wie eine Fata Morgana taucht die Ferne vor ihm auf und lockt und zwingt ihn mit zauberiſcher Gewalt.

XIII.

„Du blühende Jungfrau, viel ſchönen Willkomm!“
J. N. Vogl.

Hoch über der Fahrſtraße, welche ſich in breiten Windungen den Schloßberg emporzieht, ſchwebt die Schloßterraſſe, ein ſchmales, von krenelierter Brüſtung umgebenes Stückchen Fels, welches ſich zwiſchen das Gemäuer und die ſteil abfallende Bergwand ſchiebt.

Friedels Blick flog empor und ſchärfte ſich.

Während das Tal drunten ſchon in tiefen Schatten lag, traf noch eine breite Lichtflut goldner Sonnenſtrahlen, durch die gegenüberliegende, tiefgeklüftete Alpkette brechend, die Burg Kochenhall und verklärte die ſchlanke Mädchengeſtalt, welche an der Bruſtwehr der Terraſſe lehnend, auf ihn niederſchaute.

Das weiße Kleid glänzte wie Schwanengefieder, und von dem Haupt herab wogte es wie ein goldner Mantel, das herrliche Blondhaar, welches die Komteſſe hier in der Einſamkeit ſo gerne offen herniederwallen ließ, wie der alte Iwan, welcher dem Blick ſeines jungen Freundes gefolgt war, ſoeben erläuterte.

Friedel hob die Hand und winkte grüßend empor.

Früher hätte er wohl hell aufgejodelt voll übermütiger Freude, heute erstarb ihm der Laut auf den Lippen.

Es lag etwas Neues, Feierliches in diesem Begegnen.

Sie waren beide keine Kinder mehr, und was ehemals die Harmlosigkeit und das gemeinsame Spiel überbrückt hatte, lag jetzt als tiefe Kluft zwischen ihnen, der Standesunterschied, welcher eine Gräfin Thum, die vornehmste und reichste Erbin im Land für ewige Zeiten von dem namen- und mittellosen Sohn des Oberförsters trennt. Friedel hatte sich das längst klar gemacht und sich eingebildet, daß er der Gräfin Brunhild mit ruhigem Herzen und kaltem Blut als ein Fremder gegenübertreten könne, jetzt aber hämmerte ihm das Herz doch heißer und ungestümer in der Brust, und er bedurfte seiner vollen Willenskraft, um die Schranke, welche er sich selber voll stolzen Taktgefühls gezogen, zu respektieren.

Es ist ein sonderbares Ding um die erste Liebe. Sie gleicht den jungen Frühlingsblumen, welche in der Ernte des Sommers welken, und unter Eis und Winterschnee völlig verschwunden, verdorben und gestorben scheinen! Naht aber die Lenzessonne und wendet ihnen ihr leuchtendes Antlitz zu, trifft ihr warmer Blick die Toten und weht ein kosender Maienhauch über ihre Gräber, dann stehen sie plötzlich wieder da, gleich einem Wunder her-

vorgezaubert, all die tauſend knoſpenden, ſchwellenden, leuchtenden Frühlingsblumen, welche wohl ein Weilchen vergeſſen und entſchwunden, niemals aber im dunklen Herzkämmerlein der Erde geſtorben waren! Und wenn auch die junge Liebe in der Menſchenbruſt eine Zeitlang ſchlummert und ſchläft, und in der Hitze der Arbeit und des Schaffens, in dem Froſt der Trennung und dem Sturm rollender Tage vergeſſen ſcheint, — ein Blick aus den Augen der Liebe, ein einziges Lächeln des Wiederſehens genügt, um das welke Reis in purpurroten Roſen neu erblühen zu laſſen!

Friedel grüßte lebhaft, aber ſchweigend empor, und Brunhild hob die weiße Hand und winkte ihren Gruß zurück, und dem jungen Seehofer kam ein altes Lied in den Sinn, von dem Schäfer, welcher ſeine Lämmer allmorgens an dem Königsſchloß vorübertrieb, und von einer wunderholden Prinzeſſin, welche ſich zu ihm voll traurigen Sehnens herabneigte . . .

Das war ein ſchwüles, melancholiſches Lied und endet mit Totenklage und Seufzern, — Friedel aber iſt nie im Leben ſo ſiegesfroh, ſo kampfesmutig heiter geweſen, wie in dieſer Stunde, welche ihm die Begeiſterung heldenhaften Wagemuts durch die Seele geglüht und ihm den Weg zu einem Ziel gezeigt hat, das wie ein weſenloſes Traumbild ſchon ſeit langen, langen Jahren vor ſeinen Augen geſchwebt.

Da klingt plötzlich ein Ruf zu ihm hernieder, eine matte, klangloſe Stimme, welche ſich müht, die friſchen

Jodler der Berge nachzuahmen, Eckbrecht, welcher neben die Schweſter getreten iſt und lebhaft mit dem Taſchentuch winkt.

Auf ſolch ein Willkommen bleibt ein Sohn der Berge keine Antwort ſchuldig, und nun, da er darf und dazu ermächtigt iſt, ſchwingt Friedel ebenfalls das Tuch und ein Jodler fliegt jauchzend zum Schluß empor, als ob alle Freude, alle Begeiſterung und alle Liebe nur auf dieſen Augenblick gewartet hätten, um als Sang und Klang übermächtig hervorzubrechen.

Iwan nickt und ſchmunzelt.

„So eine Stimme! ja, das iſt Muſik!“ ſagt er voll Anerkennung. „Hör' nur das Echo, Friedel! Nochmal losgejuchzt! ja das glaub' ich, daß es ihnen droben gefällt, — und wenn du aus ſolch einer Kehle die Türken mit Hurra anſchreiſt, dann wackeln auch die Türme von Kars, wie ehemals die von Jericho!“

„Iwan — über den Krieg müſſen wir noch viel ſprechen! Ich bringe dir morgen in aller Frühe die Zeitung hinauf, und während ſie im Schloß noch ſchlafen, treiben wir ruſſiſch und machen Politik! Einverſtanden? Jetzt aber will ich dir vorausſpringen, weil ſie mich droben erwarten!“

„Du bringſt die Zeitung? Das ſoll ein Wort ſein!“ nickte der Alte voll freudiger Haſt. „Lauf zu, Bub'! Lauf gradeswegs in Krieg und Glück hinein!“

Friedel nickte noch einmal lachend zurück, danu ſchritt er eilig aus und war bald hinter der nächſten Wegbiegung verſchwunden.

Eckbrecht kam ihm entgegen.

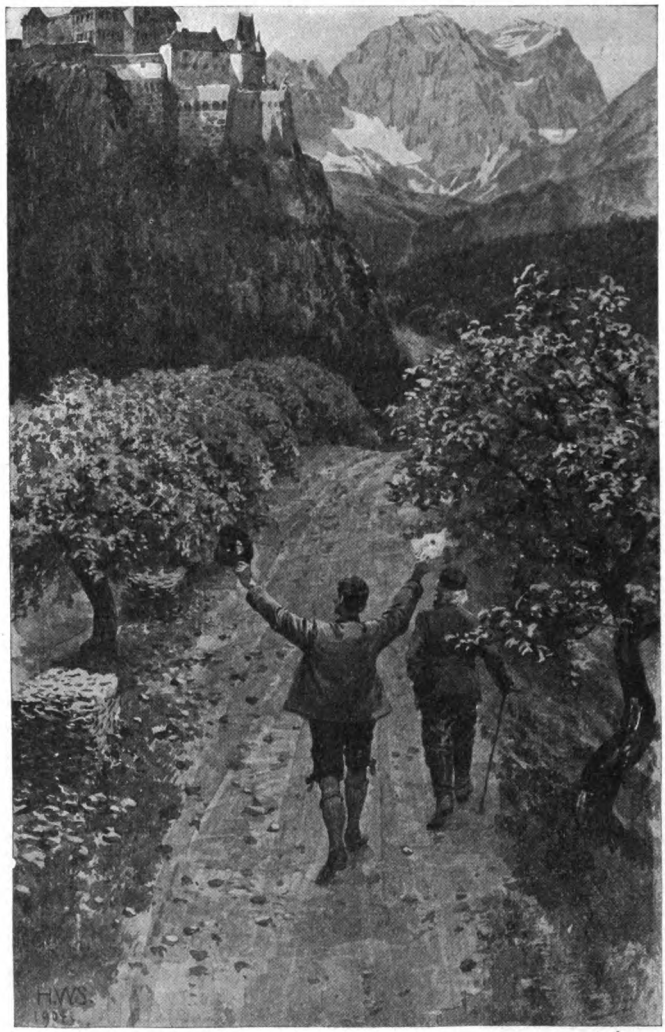
Groß und ſchlank, trotz Bläſſe und Magerkeit eine äußerſt vornehme, ſchöne Erſcheinung.

Die freudige Erregung färbte ſeine Wangen und die müden Augen leuchteten auf.

Voll großer Herzlichkeit umarmte er den Freund. „Wie haſt du mir in den vierzehn Tagen, welche ich bereits hier bin, gefehlt, Friedel!“ ſagte er voll warmer Aufrichtigkeit. „Kochenhall ohne dich iſt gar nicht zu denken, und auch Brunhild vermißte dich und ſagte oft: ‚Laß uns die Partien in die Berge erſt machen, wenn Friedel da iſt!‘ — Gott ſei Dank, endlich iſt's ſo weit! Und wie haſt du dich in den zwei Jahren ausgelegt, Menſch! Gar nicht zum Wiedererkennen! Wahrlich wie Held Siegfried anzuſchauen, ſo braun gebrannt und kräftig wie ein Eichbaum! Ja, ſo ein Jahr beim Militär! Es muß doch gar zu ſchön ſein!“ und der junge Graf ſeufzte tief und ſchmerzlich auf, und ſeine Augen bekamen wieder den feuchten, ſehnſuchtsvollen Glanz, wie damals, als er von der verſäumten Tanzſtunde ſprach.

„Ja, das iſt wahr! Schön iſt ſolch eine Zeit!“ rief Friedel begeiſtert: „Welch ein Leben, welch eine flotte, ſchneidige Luſtigkeit! Da lernt man erſt verſtehen, zu was man in der Welt iſt! — Na, wirſt es ja auch kennen lernen, Eckerl, es iſt doch die höchſte Zeit, daß du den Säbel umſchnallſt?“

Graf Thum ſenkte den Kopf tief zur Bruſt. „Ich hatte



die Abſicht, mein Jahr bei der Gardekavallerie abzudienen und wollte mich jetzt ſtellen . . . aber . . ."

„Nun? — Tateſt du's nicht?"

„Das ſchon; aber . . ." und Eckbrechts Stimme ward noch leiſer, „ſie haben mich nicht genommen! Meine Lunge ſei zu ſchwach . . . ich wäre überhaupt nicht kräftig genug, ſagt der Arzt, — fürerſt müſſe ich zurückgeſtellt werden. — Bah, das iſt ein ſchwacher Troſt; ich kann nicht plötzlich ein Rieſe und Eiſenfreſſer werden." Der Sprecher biß die Zähne zuſammen und die feine Schmerzenslinie zwiſchen den Brauen vertiefte ſich.

Tiefes inniges Mitleid überkam Friedel. Er ſah, wie ſein Freund litt, er ſah, wie das Schickſal ihm wieder eine ſeiner ſchönſten, liebſten Hoffnungen mit rauher Hand zerſtörte.

Das Schickſal? — Es deuchte Friedel, als trüge dieſes die Züge der Gräfin Theodora.

„Na, ich bitt' dich! Laß dir ſo 'was nicht zu Herzen geh'n" lachte er friſch auf, „ganz ſo hübſch und idylliſch iſt das Soldatenleben doch nicht, wie man denkt, und als ich noch im bunten Rock ſteckte, habe ich ihn manchmal zu allen Teufeln gewünſcht! So ein Manöver mit Staub, Hitze und namenloſen Anſtrengungen, ſo ein paar Nächte Biwak bei ſtrömendem Regen, — nein, Eckerl! Das iſt kein Vergnügen mehr. Freu' dich daß du ſo fein um das Getrenz herum kommſt! Was hätteſt du denn davon? Nichts anderes, als daß es dich in der Karriere aufhält!"

Eckbrecht ſah lebhafter empor. Der Troſt des Freundes tat ihm erſichtlich wohl.

„Das ſagt Mama auch!“ nickte er, „und ihr habt recht. Das, was man ſich oft am heißeſten wünſcht im Leben, iſt nicht immer unſer Glück! Ich habe mich auch mit dem Gedanken abgefunden, daß ich nun ohne Störung weiter ſtudieren kann, denn weißt du, als Referendar möchte ich mich nicht lange aufhalten, nur grade die allernotwendigſte Zeit, und dann werden ſchon Mittel und Wege gefunden, daß es wieder vorwärts geht. Ich habe in letzter Zeit viel Luſt zur Geſandtſchaft bekommen und wenn wir uns vergewiſſern — ich meine, Mama und ich — daß ich dadurch Vorteile habe, arbeite ich auf den Attaché hin . . .“

„Das iſt aber mal eine vernünftige Idee!“ rief Friedel ganz begeiſtert, „ſiehſt du, da wäre ich auch dabei! Fremde Länder und Völker kennen lernen, ſchöne Reiſen machen, — das iſt intereſſant, das iſt famos!“

Eckbrecht lächelte ein wenig zweifelhaft: „Wahrlich, ſcheint es dir ſo verlockend? Ich muß ehrlich geſtehen, daß ich wohl zu umſtändlich und ſchwerfällig beanlagt bin, um an ſolchem Wanderleben Genuß zu finden. Ich liebe meine Heimat, ich finde mich ſchwer in fremde Verhältniſſe, ich nehme alles ſo peinlich, — am liebſten bliebe ich zeitlebens hier in Kochenhall, heiratete ein liebes Mädel und lebte ſtill und weltvergeſſen meinem Glück und einem gewiſſen künſtleriſchen Hang . . . du weißt ja, Friedel . . . die Jugendſpielerei liegt mir noch immer im Sinn!“

„Ah . . . die Muſik! Gewiß, ich entſinne mich! Du phantaſierteſt ſchon als Knabe ſo ſchön, wenn du in der Dämmerung am Flügel ſaßeſt . . . und komponierteſt ſogar wunderſchöne Lieder, die Brunei und ich dann ſangen! Na ſag', dies Talent haſt du doch hoffentlich ausgebildet?"

Eckbrecht machte eine reſignierte Handbewegung. „Wo denkſt du hin! Wie ſollte ich für ſolche Spielerei wohl Zeit finden!"

„Nun — die ‚Spielerei' erfreut und beglückt dich doch?"

„Gleichviel, — danach darf ich nicht fragen. Mama war auch ſehr dagegen. Solche Künſte nützen ja nichts, und ein wirklich großes, geniales Talent habe ich nicht." — Wieder ſeufzte der Sprecher tief auf und ſtrich mit der Hand über die Stirn und Augen: „Ich gehe ſo oft, wie ich irgend kann, in die Oper; . . . aber während der Examenarbeiten verſagte ich es mir, weil die Muſik mich allzuſehr erregt und ablenkt. Ich ſtrebe dann mehr zum Klavier wie zum Schreibtiſch. — Nun, ich denke ſpäter! wenn ich erſt mal was erreicht habe, kann ich alles nachholen! Mama hat ſehr recht: ‚Erſt die Saat — dann die Ernte'."

„Armer, armer Menſch! Die Jagd nach dem Exzellenzentitel betrügt dich um all deine Jugendfreuden!" dachte Friedel mitleidig und begriff es nicht, wie ein Menſch ſich ſelber ſo alles und jedes, was er ſich wünſcht, verſagen kann, — aber er hörte nur ſchweigend zu, wie der junge Graf ſo begeiſtert von dieſer Ernte

ſprach, welch ungeheure Hoffnungen er in die Zukunft ſetzte, welch einen hohen, für alles entſchädigenden Gewinn er ſich von ſeinem opfermutigen Einſatz verſprach. Und dieſes Hoffen und Wähnen war ſein Glück. Das Fieber des Strebertums hatte ihn erfaßt, er ſtürmte blindlings zum Ziel, gleichviel, ob er dabei die Roſen und Myrten, welche an ſeinem Lebensweg ſproßten, unbeachtet und ungepflückt zu Boden trat.

Die beiden jungen Leute hatten die Terraſſe erreicht. Gräfin-Mutter ſaß in einem bequemen Rohrſeſſel, eine kleine feine Seidenſtickerei in den graziöſen Händen, ihr Gatte rauchte Zigaretten und las, wie es ſchien, aus einem aufgeſchlagenen Journal vor, Brunhild ſtand noch immer an der Mauerbrüſtung und beobachtete durch ein Fernglas die gegenüberliegenden Berge.

Bei Friedels Anblick erhob ſich Graf Thum und kam dem jungen Mann heiter entgegen, ihm voll ehrlicher Freude beide Hände entgegenſtreckend, die Gräfin lächelte und nickte etwas gemeſſen und die Komteſſe trat langſam herzu, anſcheinend ebenſo ruhig und ſtolz gelaſſen wie früher, nur die roten Lippen bebten unmerklich, und unter den dunklen Wimpern hervor leuchtete ein langer, wunderſam forſchender Blick nach der ſtattlichen Geſtalt des jungen Mannes hinüber. Friedel küßte voll friſcher Gewandtheit die Hand der Gräfin, wechſelte die erſten, obligaten Worte der Begrüßung mit ihr und wandte ſich dann ſo unbefangen und ſicher, als ſei er auf dem Parkett aufgewachſen, an Brunhild.

„Alle Achtung, Komteſſe, Sie ſind mir ja beinahe über den Kopf gewachſen!“ lachte er, die ſchlanke, weiche Rechte des jungen Mädchens mehr kameradſchaftlich wie galant drückend. „Da merkt man erſt, wie lange wir uns nicht geſehen haben, und wie ſchlecht Sie Kochenhall in den letzten beiden Jahren behandelten!“

Das gräfliche Ehepaar hatte einen ſchnellen Blick gewechſelt und Brunhild war unwillkürlich heiß erglüht.

Graf Thum ſchaute ſchier triumphierend zu ſeiner Gemahlin herüber, als wollte er ſagen: „Siehſt du, daß ich vorhin recht hatte, als ich behauptete, Friedel ſei ein durchaus taktvoller Menſch, welcher ganz allein weiß, daß die frühere Vertraulichkeit und das ‚Du‘ der Anrede jetzt unterbleiben muß!“

Die Gräfin ſchien nicht ſo ganz der Anſicht ihres Mannes geweſen zu ſein, wenigſtens ſah ſie etwas überraſcht aus und ihre zuerſt etwas kühlere Förmlichkeit wich einem deſto liebenswürdigeren und herzlicheren Weſen.

Am meiſten erfreut über den günſtigen Eindruck, welchen des Freundes Zartgefühl auf die Eltern und Brunhild machte, war Eckbrecht, und ſo ſchien es, als ob das Wiederſehen die Bande der Freundſchaft nur noch feſter geknüpft habe, anſtatt ſie zu lockern.

Friedel war nach wie vor ein gern geſehener Gaſt auf Kochenhall, und man wartete nur auf den erſten ſchönen Tag, um eine weitere Tour in die Berge zu unternehmen, denn der Herbſt ließ ſich regneriſch und trübe an.

Waren auch die Plauderſtunden im Salon und Studierzimmer Eckbrechts ſehr nett, gemütlich und anregend geweſen, ſo ſehnten die jungen Leute doch ſehr den Sonnenſchein herbei, und als nach vierzehn Tagen endlich wieder das ſtrahlende Licht um die Berghäupter flutete und das gelbe Laub der Eichen und Ulmen in geſchmolzenes Gold zu verwandeln ſchien, da ſchlug Friedels Herz hoch und ungeſtüm in der ſeligen Erwartung, nun endlich allein mit Eckbrecht und Brunhild in die weite, ſtille, traumhaft ſüße Bergeinſamkeit hinauswandern zu können.

Die Gräfin konnte ſich ihres rheumatiſchen Leidens wegen ſolch weiten Spaziergängen nicht anſchließen und ihr Gatte war in dringenden Angelegenheiten auf ſeine Beſitzungen nach Öſterreich gereiſt.

Friedel kam früher, als man ihn erwartet hatte, und als er über den Schloßhof ſchritt, rief ihn Iwan eifrig herzu. —

„Haſt's geleſen in den heutigen Zeitungen? Es geht auf alle Fälle los!“ — flüſterte er ihm mit funkelndem Blick zu, und der junge Seehofer nickte noch erregter wie ſonſt.

„Ich weiß, ich weiß und darum bin ich noch mehr außer Rand und Band wie ſonſt!“

„So bleibt's dabei? Du willſt mit?“ fragte Tſewulkowitſch in ruſſiſcher Sprache, und Friedel antwortete gar wohlgefällig in derſelben Zunge:

„Und ob ich will! Tag und Nacht denke ich an nichts anderes als an den Krieg!“

„Und dein Vater?“

Ein Schatten flog über das ſchöne Geſicht des jungen Mannes: „Er würde wohl am wenigſten dagegen ſein, er läßt mir meinen Willen, — aber ſonſt, all die anderen Verhältniſſe, es wird ſchwer halten, daß ich hier loskomme!“

Iwan hatte ein paarmal die Ausſprache verbeſſert und mit einigen Worten nachgeholfen, — er lächelte verſchmitzt:

„Unſinn! wer fragt nach ſo etwas! Brich die Brücke hinter dir ab, — dann biſt du frei!“

„Kann ich das Ziel im Guten erreichen, wäre es mir lieber. Und ich erreiche es! Mir iſt's, als hätte das alles ſo kommen ſollen. Daß ich dich fand, — die Sprache lernte . . . alles im Leben hat doch einen Zweck. Wär' nur die Kriegserklärung erſt da, glaubſt es gar nicht, Iwan, wie gewaltig es in mir gährt und ſtürmt!“

Ein Diener ſah den Friedel ſtehen und trat herzu.

„Die junge Gräfin iſt ſoeben in den Burggarten gegangen, Herr Seehofer, ſie wartet wohl auf Sie!“

„Schön. Ich komme!“ und der Genannte drückte dem alten Iwan noch einmal bedeutungsvoll die Hand und ſchritt haſtig nach dem Garten, welcher ſich in mehreren Terraſſen den öſtlichen Berghang hinabzog.

So kriegeriſch wie ſeine Gedanken eben noch aufgebrauſt waren, ſo friedlich mild und traut wurden ſie plötzlich.

Seine Liebe zu Brunhild, welche von Tag zu Tag neue Nahrung empfangen, loderte heißer denn je in seinem Herzen und flammte verräterisch aus jedem Blick, wenn er dem jungen Mädchen unbeobachtet gegenüberstand.

Und als er jetzt den sonnigen Weg hinabeilte, trat ihm die Komtesse bereits entgegen, einen kleinen Blumenstrauß, welchen sie gepflückt, in der Hand haltend. Sie kam vom Herrgottshäusel, in welchem sie die Vasen vor dem Kruzifix mit frischen Blüten gefüllt hatte.

Friedel blieb unwillkürlich stehen und starrte sie voll wortlosen Entzückens an.

Sie trug wieder das schmucke, reizende Bergkostüm, mit dem fußfreien Rock, dem Mieder und Fürtuch, dem blendend weißen Hemd und der langen, faltigen Schürze, welche auf hellem Grund ein zierliches Rosenmuster zeigte.

Das runde, grüne Filzhütchen mit dem weißen Adlerflaum an der Seite, saß keck auf den goldigglänzenden Zöpfen, welche nach Art der Senninnen um den Kopf gelegt waren, und wie das blühend schöne, schlanke Mädchen im hellen Sonnenglanz so daherschritt, so ganz, als gehöre sie nun an die Seite des feschen Burschen mit den ledernen Kniehosen, den festen Nagelschuhen und dem flotten Spielhahnhut, — da streckte er ihr mit leisem Jubellaut beide Hände entgegen.

„Ei, Brunei, so hab' ich Euch lang' nit g'sehen und ich mein', ein herzlieberes Dirnei ist nie nit im ganzen Silchertal zu schau'n g'wesen."

Sie hatte lachend in ſeine Hände eingeſchlagen und ſtand ihm gegenüber.

Ein reizender Schelm lag auf dem ſonſt ſo ernſten, ſtolzen Angeſicht! „Grüß Gott!“ ſagte ſie ſchnell und heiter. „Biſt zufried'n mit mir, Friedel? Schau', ich hab' ſogar g'lernt, wie ein Dirnei ſchwätz'n muß — und denk', du verſtehſt's auch, gelt?“

Das war zu viel der freudigen Überraſchung.

Friedel umſchloß ihre weichen, weißen Hände ſchier krampfhaft, und alles, was ſein Herz an Liebe, Entzücken und Seligkeit erfüllte, lag in ſeinem Blick. Sie errötete plötzlich, befreite die Hände und neſtelte mit geſenktem Blick die Blumen an ihrem Mieder.

„Geh'n wir jetzt?“ fragte ſie leiſe. „Der Eckerl ſteht ſchon auf der Terraſſe und lauert auf Euch.“

Auch Friedel hatte ſich plötzlich zur Seite gewandt und legte die Hand über die Augen, nach den Bergen emporzuſchauen.

„Ich denk' ja, das Wetter halt ſich!“

„Kommt mit herauf!“ Sie ſchritt neben ihm her, und über beide war ſie plötzlich wieder gekommen, die alte Befangenheit von ehemals, dieſes ſüße, lange Schweigen, welches dennoch beredter iſt wie tauſend Worte.

Eine Aſter fiel aus ihrem Sträußchen nieder und Friedel hob ſie ſchnell auf und behielt ſie in der Hand.

„Die Blümerln ſind ja nix wert“, ſagte er, „ich ſchaff' Euch beſſere — einen Almabuſch'n, wie ihn nit ein jedes tragt.“

„Aber nit ein Edelweiß, Friedel, das verſprecht Ihr?"

„Kein Edelweiß?"

„Nein!"

„Und warum nit? So ein liebes Blümerl, akrat das Heiligſte, was in den Berg'n wachſt!?"

„Das ſchon — aber weil's gar ſo hoch wachſt und man leicht zu Schad'n kommt beim Suchen. Darum will ich nit, daß wer 'naufkraxelt und holt's!"

Sie hatte leiſe geſprochen, ohne ihn anzuſehen, aber ſie empfand es doch, welchen Eindruck ihre Worte machten.

Dem Friedel ſchoß das Blut in die Wangen.

„Nur deshalb? O nein! Mich g'freut's ja, wenn ich für Euch 'was tun kann, wo eine G'fahr dabei iſt."

„Nur nit!" Brunhild hob jählings das Haupt. „Ich trag' kein Edelweiß — ich trag' überhaupt . . ."

Er ſenkte die heiße Stirn: „Na, vollend's nur — ich trag' überhaupt kein Blümerl vom Friedel, gelt?"

Sie lachte plötzlich mehr verlegen wie luſtig. „Was Ihr g'ſcheit ſeid. Ich trag' nur einen Buſch'n, den man vor meinen Augen g'pflückt hat, und ich mein', nachher auf der Alm habt Ihr G'legenheit dazu!"

Eckbrecht trat an die Mauerbrüſtung und ſchwenkte grüßend den Hut, und die beiden jungen Leute ſtürmten ihm ſo eilig entgegen, als könne er all ihrer Verlegenheit ein Ende bereiten. —

Das ſchöne Wetter hielt an.

Tag für Tag ſtieg man in die Berge empor, und Brunhilds Blick weilte oft voll ſtaunender Bewunderung

auf Friedels kraftvoll schöner Gestalt, welche ihr nie reckenhafter erschien als wie hier in der Alpwildnis, welche so große Anforderungen an die Kühnheit und Gewandtheit stellte.

Wie schwach, wie hilflos und zaudernd stand Eckbrecht oft an ihrer Seite, wenn Friedel sich waghalsig auf die äußersten Felszinken emporschwang, eine Blume für Brunhild herabzuholen, wenn er lachend den Alpstock einsetzte, über Schrunden und Klüfte hinwegzuspringen, um ein Tüchlein wiederzuholen, welches der Wind der Liebsten entführte.

Einmal hatten sie sich in eine Klamm gewagt, um Marmorsteine zu holen, welche die Gräfin gern schleifen lassen wollte.

Eckbrecht versicherte, es sei unmöglich, daß sie in die Nässe hinabklettern könnten, solch eine Anstrengung sei Torheit.

Er blieb droben stehen, während Friedel und Brunhild wohlgemut hinabstiegen.

Das Wasser schäumte und sprudelte über die Steine, sich ausbreitend zu tiefblauen Becken, auf welchen der weiße Gischt seine krausen Schnörkel und Kreise zog, dann wieder hinabschießend in kleinem Fall, oder hoch aufsprühend, daß die zierlichen Moose und Farren von Milliarden glitzernder Tropfen übersäet waren.

Und überall, wo ihr Fuß keinen Halt fand, da faßte sie Friedel mit eisernem Arm und hob sie, und als sie gar hindurch mußten durch Gischt und Geröll, da hob

er ſie wie eine Feder empor auf ſeinen Arm und trug ſie. —

Um ſie her brauſten die dunklen Waſſer, über ihnen ragte ſchwarz und dräuend die enge Felsſchlucht, wild und gewaltig trotzten die Felsblöcke über ihnen, wo das Geſtein unterſpült war und die tiefen Höhlen gähnten, —— Brunhild aber fürchtete ſich nicht.

Wie Siegfried der Held, hoch aufgerichtet, gebieteriſch in kühnem Trotz, brach er ſich kraftvoll Bahn, auf ſtarken Armen die Maid, jubelnd, ungeſtüm über ſolch einen Gang durch hemmende Wildnis! Da erzitterte Brunhilds Herz abermals in ſüßen Schauern der Begeiſterung.

Das Weib in ihr jauchzte der urwüchſigen Heldenkraft des Mannes zu, das Ideal, welches ſie erkürt ſeit ihre erſten Sagenbücher ihr das Bild des Drachentöters Siegfried gezeigt, lebte auf in Fleiſch und Blut und ſtand plötzlich wieder verkörpert vor ihr, ſo wie damals auf der Alm, als ſie zum erſtenmal angeſichts des daherſtürmenden Stiers begriffen, was Mannesmut und -kraft beſagen will.

Und als ſie zurückkamen und Friedel ſo gelaſſen und ruhig atmend neben Eckbrecht ſtand, als gäbe es für ſeine nervigen Glieder überhaupt keine Anſtrengung, als der junge Graf ſtaunend die Hände zuſammenſchlug —: „Aber Friedel, wie iſt es möglich, daß du die große, ſchwere Brunhild wie ein Bündel Federn durch das Waſſer trägſt?“ — ja, da ſah die Komteſſe, welch ein gewaltiger Unterſchied es zwiſchen den beiden jungen

H.F.Jütte Leipzig

Männern war, und ſie preßte die Lippen zuſammen, um dem ſchmerzlichen Aufſchrei zu wehren: „Ach, Eckbrecht, was gäbe ich darum, könnte ich dir all deine tote, ſtaubige Gelehrſamkeit gegen ein kleines Bruchteil ſolcher blühenden, lebensvollen Kraft eintauſchen!“ —

Und dieſe Bewunderung für Friedel ſtrahlte aus ihren Augen und wenn er ſolch einen Blick erhaſchte, dann kam es über ihn wie wilde, leidenſchaftliche Sehnſucht nach dem Glück, und er breitete die Arme aus nach dem ſüdlichen Himmel und fragte ungeſtüm: „Wann wirſt du auflodern, Kriegsfackel, daß ich Taten verrichten kann?!“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Abendläuten ſchallte aus dem Dörfchen empor und die Schatten vertieften ſich mehr und mehr. Die drei jungen Leute waren heute ſpäter wie ſonſt zu Berg geſtiegen und beeilten ſich nun, rechtzeitig wieder das Schloß zu erreichen.

Auf einer freien Halde ſtand ein mächtiger Baumſtumpf, weiß und zerſplittert, während die Tanne ſeitwärts in das Geröll niedergebrochen war.

„Die hat der Blitz beim letzten Gewitter zuſammeng'ſchlagen“, erklärte Friedel, „und weil 's Holzerl ſo kommod ſteht, pilgern nun alle Leut' von nah und fern herzu, um ſich einen Splitter zu hol'n.“

„Ah richtig! Ich weiß, daß hier ein Aberglauben exiſtiert: einen Splitter von ſolch blitzgetroffenem Baum müſſe man bei ſich tragen, das ſchütze vor Blitzſchlag!

Nicht wahr, ſo iſt's Friedel? — Das paßt mir vortrefflich, ſolch ein Amulett habe ich mir lange ſchon gewünſcht, umſomehr als juſt noch ein verſpätetes Gewitter aufzuziehen ſcheint!"

„Schnell! Holen wir einen!"

„Nit abſchneiden, Eckerl! Mit die Zähn' muß man 's Holz löſen — ſonſt nutzt's nix.

Lachend beugte ſich der junge Graf und biß einen Splitter ab, wiſchte ſich ſehr umſtändlich den Mund und trat zur Seite, ſein Portefeuille zu ziehen.

„Nun beiß' du, Brunhild."

Das junge Mädchen neigte ſich aufs Knie, berührte mit den roſigen Lippen das Holz und löſte einen kleinen Spahn mit den Zähnen, kaum aber daß ſie ſich erhob, drängte ſich Friedel jählings herzu, preßte die Lippen auf die Stelle, welche ihr Mund ſoeben berührte und drückte voll leidenſchaftlicher Erregung die Zähne in das weiche Holz.

Brunhild hatte es wohl beobachtet, ſie wandte ſich heißerglühend zur Seite und zum erſtenmal durchflammte ſie der Gedanke: „Ein Kuß von ihm!" — Ihr Herz ſchlug wild auf, eine heiße, namenloſe Sehnſucht erfaßte ſie, einmal die Arme um ſeinen Nacken zu ſchlingen, ihn zu küſſen, wie Brunhild ihren Helden Siegfried küßte, als er durch die wabernde Lohe ſieghaft zu ihr drang ...

Dann aber flog ein Schauer durch ſie hin.

Der alte Stolz und ſpröde Sinn wachte auf.

Nimmermehr!

Siegfried war ein Götterſohn, wer aber iſt Friedrich Seehofer?!

Wehe ihr, wollte ſie ihn küſſen! Denn wen eine Gräfin Thum küßt, den heiratet ſie auch, den muß ſie heiraten, ſonſt wäre ſolch ein Kuß ja eine Schande! — —

Und Brunhild preßte wie in jäher Angſt die Hände gegen den Strauß an ihrem Mieder, die Blüten, welche er ihr gepflückt, und ſtürmte, ohne ſich umzublicken, ihren beiden Begleitern voraus zu Tal. —

XIV.

Ich darf dich nicht lieben und kann dich nicht haſſen,
Ich darf dich nicht halten und kann dich nicht laſſen,
O ſage, wie löſ' ich den bitteren Streit?

Robert Hamerling.

Es war bereits Ende Oktober, und dennoch zeigte ſich der Herbſt immer noch von der ſchönſten, ſonnigſten Seite.

Die Luft wehte zwar friſch und die Alphäupter hatten ſich bis auf die Matten und Wälder herab mit Schnee bedeckt, aber der Himmel lachte klar und blau im hellſten Sonnenglanz, und da die dunklen Tannenwälder das Kleid ewiger Beſtändigkeit tragen und die einzelnen Laubkronen zwiſchen ihnen, zwar ſchon gelb und rot, aber noch nicht kahl entlaubt ſtanden, ſo mahnte noch nichts in dem ſchönen, landſchaftlichen Bild an den nahen Winter mit Froſt und Todesſchlaf.

Die Herden zogen von der Alp herab, bunt bekränzt und glockenläutend, und ihnen nach folgten die hohen Laſten goldgelber Käſe, die Tragen voll geſchnitzter Holzſachen, welche die Sennen in freier Zeit gearbeitet.

Musik, Jodeln und Jubeln klang allerwegen, in den Bauernhäusern prasselte das helle Feuer auf dem Herd, die Zither lockte das junge Volk zum Tanz, und Gelächter, Juhschreien und Stampfen der schweren Nagelschuhe im „Plattler" klangen hinaus in die Dämmerung, welche jetzt schon sehr früh über das Tal herabsank.

Brunhild, Friedel und Eckbrecht hatten Tag für Tag ihre Bergpartien gemacht, mit größerer Vorsicht wohl denn sonst, weil Kälte und Schneesturm so plötzlich hereinbrechen können im Hochgebirg, wie ehemals im Sommer die Gewitter da sind, ehe man sich dessen versieht.

Je länger man an einem Feuer steht und es schürt, desto heißer empfindet man seine Glut, und je mehr und öfter zwei junge Herzen, in welchen heimlich der Funken der Liebe glüht, einander nahe sind, desto höher wachsen die Flammen und desto heißer fühlt man die Leidenschaft emporlodern. Wäre Eckbrecht nicht so überaus harmlos und zerstreut gewesen, so hätte er wohl bemerkt, wie wunderlich und von Tag zu Tag rätselhafter das Wesen seiner beiden Begleiter wurde, wie das Blut in die Wangen emporschoß, wenn die Blicke sich fanden, — wie sie oft scheu einander auswichen, an des jungen Grafen Seite Schutz gegen ihre eigenen stürmenden Gefühle zu suchen, wie sie dann plötzlich wieder von einer schier gewaltsamen Heiterkeit und übermütigen Laune waren, und ohne jede sichtbare Veranlassung einander wieder stolz und abweisend begegneten, als suchten sie

nur nach einer Gelegenheit, um sich zu kränken und Abgründe zwischen sich aufzureißen.

Welch ein selig süßer Kampf, welch ein Wehren und Sträuben gegen der Liebe Allgewalt, welch ein vergebliches Ringen, die feinen Goldfäden zu zerreißen, mit welchen die liebliche Weltbezwingerin ihre jungen Herzen und Seelen rettungslos umstrickt.

Eckbrechts Gedanken waren weit ab von solchen Beobachtungen, — das Arbeiten war ihm zur zweiten Natur geworden, und selbst während der Erholungsstunden dachte er an all die schwierigen Themata und Aufgaben, welche er in langen, stillen Nachtstunden am Schreibtisch lösen wollte.

So zogen die Tage dahin und Brunhilds Herz bebte immer ahnungsvoller in der Brust, wollte in jähem Trotz sich aufraffen, der Gefahr zu entgehen und sich durch schnelle Flucht vor einer Liebe retten, welche nicht existieren sollte und durfte, welche ja nun und nimmermehr das Glück in ihrer Gefolgschaft haben konnte.

Aber das Herz war schon zu krank und schwach, um sich energisch losreißen zu können, es fühlte sich so wohl in all der süßen Qual, daß es sich bei dem vergeblichen Bemühen freizukommen, nur noch tiefer verstrickte in die goldenen Zauberfäden, die es so wider Willen festhielten.

Und Friedel selber war nicht dazu angetan, ihr diesen Kampf gegen die Liebe zu erleichtern. War er seither ein frischer, lebhafter Mensch gewesen, so schien es jetzt, als ob Feuergluten durch seine Adern lohten, um in

heißen, zwingenden Flammen aus seinen Augen zu leuchten und jede seiner Handlungen, Bewegungen, seinem ganzen Wesen und Sein eine neue, leidenschaftliche Schönheit zu verleihen, jene herzbetörende sieghafte Schönheit vorwärtsstürmender Kraft!

Seine heiße, beseligende Liebe, welche ihn jeden Tag aufs neue durch Brunhilds Anblick, und all die tausend kleinen Wichtigkeiten im Verkehr mit der Geliebten entzückte, ohne ihn durch trübe Zukunftsbilder, durch den Gedanken an Scheiden und Meiden auch nur im mindesten zu schrecken, ferner die ungestüme Sehnsucht nach dem russisch-türkischen Krieg, welcher mit jeder Zeitungsnachricht wahrscheinlicher ward, und ihn durch die Hoffnung auf eine glänzende Siegesbahn geradezu berauschte — — all diese Empfindungen im Verein gaben ihm den kecken Wagemut überschäumender Lebenslust, welcher auf die junge Gräfin einen so zauberhaft tiefen Eindruck machte. Und doch stand immer etwas Hohes, Fremdes, Unüberwindliches zwischen ihnen, welches eine Scheidewand zwischen ihnen aufbaute, mochten die Blicke noch so vielsagend und verräterisch über sie hinwegflammen.

„Liebt sie mich? — ist sie mir gut?" Ach, was hätte Friedel darum gegeben, es zu wissen!

Wie oft hatte er nicht im frühesten Morgengrauen heimlich den Weg durch den alten Schloßflügel genommen, um die Bodenmansarden über Brunhilds Zimmer zu erreichen und seine Sträuße Edelweiß und Alpenrosen von hier aus auf ihr Fensterbrett herabzulassen!

Nun hatte ihm der Hiesel mit verständnisinnigem Schmunzeln ein nicht allzukleines, hölzernes Herz geschnitzt, das innen hohl war und sich aufklappen ließ; auf die Außenseite hatte der junge Seehofer mit geschickter Hand Edelweiß und Alpenrosen gemalt, sowie in ihren Blätterkranz einen Vers geschrieben, welcher der Brunei so besonders gut gefallen hatte, als ihn die Kathi jüngst auf der Alm gesungen:

„Mein Herz ist von Eis'n,
Kriegt nit leicht ein' Knax.
Nur du, flachshaarig's Dirnei,
Du schmelzt es wie Wachs.
Und hast mir's zerbrochen,
Wirf's nur gleich in die Flamm',
Denn so ein liebwundes Herzerl
Leimt keiner mehr z'samm'!"

Friedel lächelte seinem Kunstwerk sehr zufrieden zu und füllte es mit den letzten Alpblumen, welche er heute morgen von den bereiften Matten herabgeholt.

Wie aber sollte er dieses schwere, runde, so leicht rollende Ding auf der Brunhild Fensterbrett herablassen? Das würde ein schweres Stück Arbeit sein, und mißlang es, schlug das Herzlein auf den gepflasterten Hof hinab, so war es wirklich zerbrochen, daß es kein Tischler mehr zusammenleimen konnte.

Friedel überlegte einen Augenblick, dann kam ihm ein guter Gedanke.

Der Sepp hatte ehemals schon den Weg durch den

halb verfallenen Schloßflügel mit ihm gemacht, und der Sepp wohnte jetzt, seit er von der Alm herab war, im Forsthaus.

Ferner wußte Friedel, daß ein paar derbe, sichere Strickleitern in der Bodenkammer der Oberförsterei verwahrt lagen; sie wurden bei Gemsjagden und zum Aufstieg nach Adlernestern gebraucht. —

Sein Plan war fertig.

Als die Dunkelheit hereingebrochen und die gräfliche Familie beim Tee saß, die Dienerschaft aber durchgängig in der Küche beschäftigt war, schlichen sich Friedel und Sepp auf ihrem geheimen Weg in die Bodenkammer, befestigten die Leiter geschickt und sicher am Fenster, und der junge Seehofer, welcher stets ein äußerst gewandter, kecker Turner war, stieg mit Leichtigkeit hinab, legte das blumengefüllte Holzherz in das geöffnete Fenster und kletterte schnell wie ein Schatten zurück.

„Die Strick' hab'n wir jetzt so schön sicher ang'haspelt, Sepp, daß wir f' noch ein bisserl dalass'n können", entschied Friedel, wand die Leiter zum Fenster herein und legte sie seitwärts in der Mansarde nieder. „Hierher kommt keiner. Und wenn wir noch einmal einen Jux machen wollen, hab'n wir f' gleich bei der Hand!"

Mit blitzenden Augen, seelenvergnügt über die gelungene Tat, eilten die beiden Burschen ungesehen durch die Dunkelheit davon.

Am andern Tag war man wieder zur Alp gestiegen. Das Wetter schien nunmehr mit einem ernstlichen Um-

ſchwung zu drohen, es hatte die Nacht ſtark gereift und dichte, graue Nebel lagen noch den ganzen Morgen über Tal und Bergen, dann kam die Sonne hervor.

Die Gräfin war beſorgt: „Ich bitte euch, Kinder nicht hoch und nicht weit zu ſteigen!“ bat ſie. „Gibt es nicht einen hübſchen Spaziergang im Tal, lieber Friedel, welchen Sie meinen Kindern zeigen könnten?“

„Ei gewiß, Frau Gräfin! Der Gieshüblerhof liegt ſehr ſchön und iſt bequem zu erreichen, und vielleicht wäre es intereſſant, einmal den großen Adler zu ſehen, den der Gieshübler jetzt ausgebalgt hat. Er verſteht ſich ſo gut darauf und iſt ein ordentlicher Mann, der Waſtl. Sein Weib iſt das Roſeli, die ehemals Magd im Forſthaus war, und den Eckerl auch manchmal auf dem Arm gehalten hat, als er noch ſo ein Haſcherl war!“

„Das Roſeli?! — O gewiß, ich glaube mich zu entſinnen. Gut, ſo wandert nach dem Gieshüblerhof, — aber um ſechs Uhr ſeid präziſe zum Diner hier, — ich bitte Sie, lieber Friedel, zu Tiſch unſer Gaſt zu ſein!"

Friedel ſtrahlte, küßte die Hand ſeiner Gönnerin, welche er nach wie vor durch kleine Galanterien und Aufmerkſamkeiten zu gewinnen wußte, und die drei jungen Leute ſtiegen in fröhlicher Stimmung bergab.

„Ja, heute müſſen wir präziſe ſein, Papa kommt um fünf Uhr von der Reiſe zurück!" ſagte Eckbrecht, „und wenn Brunhild ihn nicht empfängt, iſt er außer ſich! Sie iſt und bleibt nun einmal ſein Ein und Alles, und wenn ich nicht des Vaters Geſchmack ſo begreiflich fände, Brunei, würde ich eiferſüchtig!"

„Dieſen Geſchmack dürften wohl mehr Menſchen teilen!" ſagte Friedel, und zum erſtenmal huſchte ſein Blick verſtohlen zu der jungen Gräfin hinüber. Er hatte es bis jetzt vermieden, ſie anzuſehen, denn er war doch etwas im Zweifel, wie ſie die Huldigung mit dem hölzernen Herz aufgenommen haben würde.

„Nicht nur Menſchen, ſondern ſogar die Engerln im Himmel!" lachte Brunhild leiſe auf, ohne die langen, dunklen Wimpern zu heben! „Es iſt nachgerad' g'ſpaſſig, wie die Herzerln mir zuflieg'n!', fügte ſie im Dialekt hinzu, wohl wiſſend, daß ſie dadurch dem Friedel eine ganz beſondere Freude bereitete. „Direkt aus den Wolken fall'n ſ' mir ins Stüberl 'nein und ich gäbet was drum, wann ich wüßt', wie das hölzerne Cherubl heißen tät,

das ſich um meinetwillen in ſolche Unkoſt'n g'ſteckt hat!"

„Das möcht' ich auch wiſſen", nickte Friedel und ward dabei ebenſo rot wie ſeine Nachbarin. „Ich denk', das arme Haſcherl hat ſich gar nicht anders zu helfen g'wußt. Ja, die Engerln ſind doch kreuzbrave Leut', die ſchenken ihre Herzerln noch gutmütig her, aber ſo ein Menſchendirnei, das ſtiehlt's einem höchſtens weg und fragt nit lang, ob's eine Sünd' iſt das Stehlen oder nit."

„Mein G'wiſſen iſt rein, ich nimm nix, was einem anderen g'hört!" lachte Brunei. „Was 's mir aber vom Himmel ſchneit, das behalt' ich!"

„Dazu fallt's wohl auch 'runter. Wenn ich nur ſo ein Engerl wüßt', das mir einmal ein Herzerl ſchenkt. Jeſſas, wie wollt' ich die Händ' aufhalten, daß ich's gut erwiſch'!"

„Ja, ſo gut wie ich hat's nit ein jedes", nickte Brunhild, und zum erſtenmal ſenkte ſich Blick in Blick. „Biſt wohl auch nit ſo beſcheid'n wie ich, daß du mit einem hölzernen Herzerl vorlieb nimmſt, wenn du eins aus Fleiſch und Blut haben kannſt!"

„Wahrlich nit — leben und ſterben tät' ich dafür!"

Welch ein Blick! Wie blitzte es in ſeinen Augen auf, wie leuchtete das ſchöne, gebräunte Antlitz ſo nahe dem ihren.

Da war es wieder vorbei. Sie ſchwiegen, und Eckbrecht wußte nicht, wie es geſchah, er ging aber plötzlich zwiſchen ihnen.

Seitwärts durch den hohen, dunklen Tannenwald gingen sie, welcher jetzt, in seiner tiefen, öden Stille noch einen viel düsterern und melancholischeren Eindruck machte wie sonst.

Zwei wunderbar geformte, grabartige Hügel erhoben sich plötzlich inmitten einer kleinen Waldwiese.

„Gibt es denn Hünengräber hier?" fragte Eckbrecht ganz überrascht. „Was sind das für Erdhaufen, Friedel?"

„Hast du noch niemals davon gehört? Dieser Wald hieß ehemals der Dreiteufelsberg. Da auf der Anhöhe stand die Burg eines Landvogts à la Geßler — ein Mann, welcher seiner Hartherzigkeit und gottlosen Laster wegen weit und breit gefürchtet und verhaßt war, und nur noch der „Dreiteufel" hieß. Da erzählt man sich eine Sage von diesen beiden Gräbern hier . . ."

„Ah, wie interessant! Kennst du sie? O teile sie mit!"

„Langweilt es Sie auch nicht, Komtesse?"

„Im Gegenteil."

„Je nun, man berichtet sich die alte, ewig neue Geschichte folgendermaßen: Der Vogt besaß eine bildschöne Tochter, ebenso gut und engelhaft lieblich, wie der Vater ein Teufel war. Die schöne Jungfrau hatte sich einst im Wald verirrt und begegnete einem jungen Sennen, welcher sie schützte und heimleitete. In beider Herzen flammte die Liebe empor, das Schloßfräulein war nicht stolz und gern gewillt, in einer Hütte mit dem Geliebten glücklich zu sein. Nachdem sie sich noch öfters mit dem

braven Toni getroffen hatte, wagte ſie es, dem Vater ihre Liebe zu dem jungen Sennen zu geſtehen und berief ſich darauf, daß derſelbe ſie gerettet, als ſie in der Einöde der Berge beinahe erfroren und verhungert wäre.

Der Landvogt aber kannte kein Gefühl der Dankbarkeit. Er geriet in namenloſe Wut, daß ſeine ſtolze, vornehme Tochter einen Bauernknecht heiraten wollte, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt zum Toni empor, ihn mit dem Speer zu durchbohren. Voll teufliſchen Hohns brachte er der Tochter den bleichen, kalten Hochzeiter zur Burg.

‚Nun habt Ihr uns freilich vermählet; durch den Tod, Herr Vater!‘ ſagte die ſchöne Irmela und ward ebenſo leichenblaß wie der Toni zu ihren Füßen, ſchob die Giftpille aus ihrem Ring zwiſchen die Lippen und ſank lautlos neben dem Geliebten nieder. — Dieſe mutige Liebestat ſchürte den Zorn des Schloßherrn auf das höchſte. Um die demütig fromme Tochter, welche um der Liebe willen Pracht und Glanz hingeben und nichts Beſſeres mehr ſein wollte, wie ihr Senn', noch im Tode zu höhnen und zu verſpotten, ließ er die beiden Liebenden hier in dieſen Gräbern nebeneinander beſtatten.

Den Hügel des Schloßfräuleins ließ er auf das prächtigſte „ſchmücken, breitete eine große Purpurdecke darüber hin, häufte Blumenkränze und herrliche Gewinde darum her und pflanzte ſein adeliges Wappenbanner zu Häupten, durch alles anzuzeigen, daß eine hochgeborene, edle Dame unter dieſem Hügel ſchlafe.

Das Grab des armen Toni aber ließ er wüſt und übel zurichten.

Steine, Dornen und Diſteln deckten ſeine letzte Ruheſtätte, ſein Hirtenſtab, von welchem Lumpen herabwehten, bildete ſein Wahrzeichen, Spottbilder und höhnende Verſe verkündeten es dem Wanderer, daß hier ein toller Bauer liege, welcher die Augen frech zu einer Schloßherrin erhoben habe.

Der einzige aber, welcher über dieſen rohen Scherz lachte, war der ‚Dreiteufel‘ ſelbſt, und als er gar bemerkte, daß mitleidige Seelen über Nacht das Grab des jungen Hirten mit Blumen geſchmückt hatten, da ſtellte er eine Wache auf und drohte, jeden, welcher es noch einmal wage, den Anger dieſes ‚räudigen Schäferhundes‘ zu zieren, bei lebendigem Leibe vierteilen zu laſſen.

Ein Murren und Grollen ging durch das Volk, und die Prieſter hoben anklagend ihre Hände zum Himmel. Da geſchah ein ſeltſames Wunder:

Die Schleuſen des Himmels öffneten ſich und es regnete Tag und Nacht, ſo daß die Bäche hoch anſchwollen zu wilden Strömen und die Waſſer von den Bergen herniederbrauſten.

Der Landvogt war zur Jagd ausgeritten, und als er mit Mühe und Not den Weg zur Burg zurück ſuchte, kam er an den Gräbern hier vorüber.

Welch ein Anblick aber bot ſich ſeinen entſetzten Augen!

Gott hatte gerichtet!

Die herabbrauſenden Waſſer hatten die beiden Gräber

aufgewühlt und die getrennten Treuliebchen von neuem vereint. Sie ruhten nebeneinander in der Vertiefung zwiſchen den Hügeln, die Häupter ſtill lächelnd einander zugeneigt, die Arme umſchlungen, als wollten ſie ſich feſt und innig für alle Ewigkeit umfangen.

Über beide hinweg aber trugen die Fluten die Purpurdecke, um ſie beide einzuhüllen mit gleicher Pracht, und die Blumen und Kränze bauten ſich um ſie her wie ein einziger, großer Grabhügel. Die Waſſer aber traten zurück und bildeten zum Schutz des treuen Paares einen tiefen See darum her.

Der ‚Dreiteufel‘ ſtarrte voll Grauſen auf das ſeltſame Wunder, dann aber brach ein Hohnlachen über ſeine Lippen und mit wildem Fluch gab er dem Roß die Sporen.

‚Folgt mir, ihr Mannen, zur Burg! Wir wollen Werkzeug holen, die Waſſer abzugraben und das ſaubere Pärlein zu trennen! Verflucht will ich ſein, wenn nicht mein Willen triumphiert!‘

Da ward es dunkler und dunkler am Himmel, Blitze fuhren hernieder und die Fluten brauſten mit doppelter Gewalt von den Bergen, — als der Landvogt aber ſein zitterndes Roß über die Zugbrücke ſpornte, da krachte und wankte der Berg, das Steinicht barſt und löſte ſich und der ſtolze Burgbau ſank ſchmetternd in die Tiefe nieder.“ — Friedel ſchwieg und lächelte: „So berichtet die Sage, ob ſie Wahrheit ſagt, weiß ich nicht!“ —

„Armer Toni!“ ſagte Eckbrecht lebhafter wie ſonſt, „es iſt wunderlich, wie unglückliche Liebe ſtets die Sympathien für ſich hat, ſo ſtark, daß die Phantaſie des Volkes ſie in verſchwenderiſchſter Weiſe ausſchmückt, ſie mehr glorifiziert denn alles andere und ihr Andenken durch Jahrhunderte erhält!“

„Das Volk iſt zumeiſt etwas parteiiſch dabei!“ zuckte Friedel die Achſeln. „Wäre der Held dieſer tragiſchen Geſchichte nicht ihresgleichen, ein Sohn der Berge, geweſen, ſie hätten wohl weniger Anteil an ſeinem Geſchick genommen und es nicht ſo ungerechtfertigt verherrlicht!“

„Ungerechtfertigt?!“ —

Ein herber Zug lag plötzlich um die Lippen des jungen Seehofers: „Gewiß. So lange der junge Hirt das Schloßfräulein nur liebt, verdient er Teilnahme, denn der Liebe läßt ſich nicht wehren und eine unglückliche Neigung heldenhaft getragen, hat etwas Heroiſches, Bewunderung Heiſchendes, ſobald aber der arme, mittel- und titelloſe Hirt als Freier der vornehmen Dame auftritt, wirkt er als hoffärtiger, anmaßender Narr, für welchen man keine Sympathien haben kann!“

Brunhild hatte ein paar rote Steinnelken, die letzten, einſam blühenden von den vermeintlichen Grabhügeln gepflückt und neſtelte ſie an die Bruſt feſt, jetzt blickte ſie aufs höchſte betroffen auf, beinahe erſchrocken traf ihr Blick den Sprecher.

„Und ſo hart urteilen Sie, Friedel, — Sie?!“

Er warf das Haupt ſtolz in den Nacken. „Weil ich auch ein Sohn der Berge bin, Komteſſe?“ fragte er mit aufblitzenden Augen. — „Gerade darum! Ich kenne mich auf Standesunterſchiede aus und weiß, wie töricht und unhaltbar eine Poeſie iſt, welche Brücken über Abgründe ſchlagen will und dieſelben gar aus Trauringen zuſammenſchmiedet! — Ob ich dich liebe, was geht's dich an! — Das Lieben iſt die Freiheit des Gottes, die einzige, welche uns armen Menſchen vergönnt iſt, — das Heiraten iſt knechtiſche Klauſel, iſt ein Geſetz, welches Moral und Sitte geſchrieben haben und welchem man ſich fügen muß, will man als vernünftiges Glied der menſchlichen Geſellſchaft gelten!“

Eckbrecht lachte: „Du ſprichſt von der Theorie! In der Praxis iſt es anders. Wieviel tauſend ungleiche Ehen werden in unſerm Jahrhundert geſchloſſen, ungleich an Namen, Alter, Stand, Geld und Religion! Im Gegenteil, je bizarrer die Laune eine Ehe ſchließt, deſto intereſſanter wird ſie genannt!“

„Intereſſant! Das wohl, — aber auch glücklich?!“

„Das iſt eine andere Sache!“

„Aber nur von dieſem Standpunkte aus urteile ich.“

Brunhild blickte nachdenklich zu Boden. „Seltſam; ich glaubte, eine Neigungsheirat, ſo extravagant ſie auch ſcheinen mag, müſſe immer glücklich ſein!“

„Während der erſten vier Wochen — ja. Sobald die Ernüchterung und Enttäuſchung eintritt, iſt's vorbei. Eine Schloßdame *kann* ſich auf die Dauer nicht in

einer Sennhütte glücklich fühlen, ebensowenig ein Graf an der Seite einer Bauerndirne. Jeder Mensch wurzelt in dem Grund und Boden, auf dem er geboren und erzogen ist — denn: die Gewohnheit nennt er seine ‚Amme‘ — und bekanntlich ersehnt der Mensch nichts heißer und ungestümer als Verlorenes, — mögen es Titel oder Mittel sein — wenn er sie auch ehemals freiwillig von sich warf.“

„Du sprichst unglaublich vernünftig, Friedel! Schade, daß Mama dich nicht hören kann!“ lachte Eckbrecht abermals. „Also eine Sennin heiratet der Friedrich Franz Seehofer nie —“

„Ebensowenig wie eine Gräfin! Der Friedrich Seehofer gewiß nicht!“

Wie Stolz und Trotz klang es durch seine Stimme, aber in dem Auge blitzte es voll wunderlichen Ungestüms dabei auf!“

„Und wenn dir die Liebe einen Possen spielt?“ —

„So nehme ich den Kampf auf!“

„Den Kampf?“ —

„Gewiß! Gibt's nicht Wege, welche zur Höhe führen? Gibt's nicht Beispiele, daß Knappen zu Rittern wurden? Wenn aber ein Ritter um eine Edeldame wirbt, so steht Gleiches zu Gleichem.“

Brunhild hatte schweigend zugehört, jetzt wandte sie plötzlich den Kopf und starrte den Sprecher an.

Und Friedels Blick traf den ihren, aufflammend wie in kühner Zuversicht.

Da verſtand ſie ihn plötzlich, ſeinen ſpröden, ſtolzen Sinn, welcher die Liebe ſeines Weibes nicht wie ein Almoſen empfangen will.

Abermals ſtieg ihr das Blut heiß in die Wangen, und weil juſt der Gieshüblerhof, einſam am Wege gelegen vor ihnen auftauchte, machte ſie Eckbrecht darauf aufmerkſam und forſchte bei Friedel, wer denn eigentlich das Roſeli geweſen ſei.

Da erzählte er und beſchrieb und malte gar manches ſo drollig aus, daß ſie unter Lachen und Scherzen die Tür des Anweſens erreichten.

Lautes Gelächter und Gejuchz, Schlurren und Stampfen, ſowie die muntern Tanzweiſen einer Zither tönten ihnen ſchon von weitem entgegen, und als Friedel die Tür öffnete, bot ſich ihnen ein Bild, ſo luſtig und kernfriſch, wie es nur die Alm zur Herbſtzeit kennt, wenn die ſchwere Arbeit des Sommers getan, das Vieh wohlbehalten wieder im Stalle blökt, und der goldene Segen unter Dach und Fach geborgen ruht.

Auf dem Herd der großen, geräumigen Diele flammte luſtig ein offenes Feuer, über welchem eine dralle, friſchwangige Frau, das Roſeli, ein Warmbier rührte.

Ihr Mann, der Waſtl, ſaß ſeitwärts an einem Holztiſch, die Zither vor ſich, die Hemdsärmel zurückgeſchoben und ſpielte ſeinen drei flachshaarigen Töchterlein und den Buben zu einem feſchen Schuhplattler auf.

Als die Tür ſich öffnete und die vornehme Geſellſchaft ſo unerwartet eintrat, unterbrach er ſich wohl, trat einen

Schritt vor und hob den runden Filzhut: „Grüß Gott zur Einkehr! Laßt's euch ein bisserl g'mütlich sein!“ und dann sank seine hagere, sichtlich durch Krankheit früh gealterte Gestalt auf den Holzschemel zurück, und er griff von neuem in die Saiten:

„Du Dirnei bild' dir nit
Einen Herrisch'n ein,
Sonst kriegst kein' Bauernbub'n,
Kannst warten fein!“

sang er übermütig mit seiner schwachen Stimme, und dieweil sich ein allgemeines Gelächter erhob, stieß das Roseli ihn mit dem runden Ellbogen an: „Vater, sei stad, die Komtessei ist auch dabei!“

Und dann eilte sie dem hohen Besuch voll stolzer Freude entgegen, streckte bieder die Hand zum „Grüß Gott“ aus und erläuterte das lustige Treiben im Haus.

„Dem Burgei sein Burzeltag ist heut', — nit sein Namenstag — und weil akrat der Michel, sein Schatz, gestern abtrieb'n hat und heut' beim Klessenbauer nit vonnöten ist, ist er kommen und wir feiern dem Dirnei sein' Burzeltag!“ und sie wandte sich eifrig, rückte die zwei nächsten Holzschemel herzu und schob Brunhild an der Schulter näher. „Möchtest nit ein bisserl dich niedersetz'n, Fräul'n? oder bist dir leicht schon g'nug g'sessen. Wo kommst denn herg'fahr'n. — Geh', Evi, bring' den Herrnleut ein Glaserl Warmbier und vielleicht 'was zum beißen, gelt, Friedel? Und nachher tanzt ihr einen Vierfachen' oder einen ‚Plattler', wie's euch lieber ist!“

Eckbrecht hatte seinen Kneifer aufgesetzt, mit Friedel einen schnellen Blick gewechselt und Brunhild zugeflüstert: „Bleib' pro forma einen Augenblick hier, es kränkt die Leute so sehr, wenn wir sofort wieder gehen! Soll ich ein Fenster öffnen? Möchtest du dich ans Fenster setzen?"

Die junge Gräfin lachte und blickte beinahe übermütig an sich herab. „Ich passe ja meinem Kostüm nach vollkommen in diese Umgebung, und einen Schuhplattler möchte ich für mein Leben gern einmal sehen!" — und damit trat sie zum Burgei, gab ihm die Hand und sagte: „Ich gratulier dir, Burgei, zum Burzeltag und zum Schatz und trink' das Glaserl auf eure G'sundheit!" — Sie nahm das Glas aus Frau Roselis Händen, welche ganz starr vor Freude diesen Worten lauschte, und dann erhob sich ein Hochrufen und Juhschreien, daß sicherlich dem alten, abgeblaßten Hieronymus'l, dessen Bildstöckel hoch in Ehren an der Wand prangte, die Ohren gellten.

Das Mirl, der Gieshüblerleut ihre Jüngste, schleppte den Guglhupf herzu und bot ihn den jungen Herren an, und Michl, der Schatz, sorgte für Gläser, die Buben tanzten währenddessen in wilden Bocksprüngen und schlugen sich klatschend die Lenden dazu, und nur der Wastl saß beiseite, überblickte das lebhafte Bild mit fröhlichzwinkernden Augen und spielte und sang drauf los:

„Und der Fuchs stimmt's dem Haas'
Und der Jager dem Fuchs
Und der Wilderer dem Jager,
So wechselt der Jux."

„Na, Eckerl — nun hol' dir das Mirl und tanz' eins!" lachte Friedel, aber der junge Graf ſchüttelte wehmütig den Kopf.

„Um Gottes willen, in dieſer rauchigen Luft!" wehrte er ab, „das vertrage ich nicht!" —

Jubel und Geſchlurf erklangen von neuem und Friedel ſtand neben Brunhild und blickte ihr mit einem heißen, flehenden Blick in die Augen. Aber er ſchwieg. Da reichte ſie ihm plötzlich die Hand entgegen und ſagte im Scherz leichthin: „Komm', Friedel, wir verſuchen's auch!" Seine Lippen bebten, er faßte ihre Hände und zog ſie voll leidenſchaftlichen Entzückens in den Kreis der Tanzenden.

„Einen Walzer, Gießhübler! Macht's Platz!" —

Und dann umfaßte er ſie, kühn, gewaltig, — als ſei das Blut in ſeinen Adern lohende Glut geworden, und

ſie ruhte an ſeiner Bruſt im wirbelnden, endloſen Tanz.

Wie nahe blitzte ſein Auge dem ihren! Blick ruhte in Blick, ein kurzer, ſeliger, wonniger Rauſch!

Dann ſtand ſie hochatmend ſtill und Eckbrecht hob warnend den Finger: „Erhitz' dich nicht, Brunhild, es iſt kühl zum Heimweg!"

Sie nickte; ihr Antlitz, das heißgerötete, erblaßte. „Dies eine Mal! mehr nicht!" — Friedel aber griff ungeſtüm in die Saiten der Zither:

„Einmal iſt keinmal, das hat keine Not —
Nur einmal kommt die Lieb' und nur einmal der Tod!"

Am Ziel

Roman

von

Nataly von Eschstruth

Mit Illustrationen von Professor Hans W. Schmidt.

II.

Leipzig
Verlagsbuchhandlung von Paul List.

Plattendruck von Hesse & Becker in Leipzig.

XV.

Es liegt ein wunderſam geheimer Zauber im Tanz. Er eint und führt einander in die Arme, was ſich ſonſt ferngeſtanden, und Funken, welche ſonſt geheim unter der Aſche glühten, werden angefacht durch das Sauſen und Wirbeln, daß ſie in hellen Flammen emporlohen.

„Na, Herr Seehofer, wollt Ihr nit noch einen Schuhplattler mit der Mirl oder der Evi tanz'n? fragte Ro=

seli und ließ den bewundernden Blick auf dem „kleinen Bübli" von ehedem haften, welches so gar ein großer, fescher Bub' geworden war. „So ein Walzerl allein macht doch einem echten Jager nit warm!"

Friedel stand neben Brunhild, sein Blick traf wieder den ihren.

„Wißt Ihr nit, Gieshüblerin, daß man um alles nit auf die garstige Welt zurückmag, wenn man erst einmal im Himmel g'wesen ist!?"

Das Roseli verstand die Worte nicht recht im Lärm, aber die junge Gräfin hatte sie desto besser gehört und wußte auch, was sie besagen sollten, sie senkte die dunklen Wimpern, als fürchte sie, ihre Augen möchten zu Verrätern ihrer Gedanken werden. Dann lachte sie leise und flüsterte ihm zu: „Spreizt Euch nit, das Roseli nimmt's für ungut, wenn Ihr den Tanz so einem Dirnei abschlagt!"

„Danach frag ich nit!"

„Ich möcht ihn aber seh'n, damit ich ihn lern'!"

„Und probiert Ihr ihn nachher mit mir?"

Er hatte sich nahe, ganz nahe zu ihr geneigt, weil der Lärm so groß war, und er fühlte, wie ihre weichen, goldenen Löckchen seine Wange streiften.

„Wenn's nit zu spät wird, ja!"

„Brunei!" Wie ein leiser Aufschrei klangs von seinen Lippen, und das junge Mädchen erbebte unter dem Klang seiner Stimme.

In demselben Augenblick stand Eckbrecht neben

ihnen. „Wir müſſen heim, Friedel! Der Nebel ſteigt ſchon nieder und Brunhild iſt nicht an die rauhe Luft gewöhnt —!"

„Nur einen Tanz noch, Eckerl, ich bitt' dich!"

„Unmöglich! Es iſt ſowieſo eine Schwüle hier in dem niedern Raum, daß man erſticken möchte! Wenn du die Brunhild lieb haſt, darfſt du ſie nicht der Gefahr des Erkältens ausſetzen!"

„Wenn du die Brunei lieb haſt!" — wie oft hatte Eckbrecht das früher bei ihren Kinderſpielen geſagt, wenn er dem eigenſinnigen Schweſterchen irgend einen Vorteil von dem trotzigen Friedel erpreſſen wollte, — und auch jetzt ſchlüpfte ihm das Wort über die Lippen, ebenſo harmlos gemeint wie damals, und dennoch von ganz verändertem Klang im Ohr desjenigen, an welchen es gerichtet war.

Einen Augenblick ſtand Friedel und atmete ſchwer auf, ein heißes, leidenſchaftliches Aufleuchten ging durch ſein Auge.

„Ja, ich hab' die Brunei lieb, ſehr lieb!" ſagte er leiſe, mehr zu ihr, wie zu dem Freunde gewandt. „Ich geh' heim mit euch!"

Und dann trat er haſtig zu der Burgei: „Sag', Burgei, haſt nit ein neues, warmes Tüchel, das das Fräul'n um den Hals nehmen könnt'?"

„Ja freilich, wart' ein biſſerl, ich hol's!"

Nach wenigen Augenblicken hielt Friedel ein ſauberes Fürtuch, deſſen Ecken vier bunte Bilderl'n wieſen, und

zwar „wie ein Bub' bei ſeinem Dirnei fenſterlt und es buſſerlt" — ſo recht ein paſſendes Geſchenk vom Schatz — in Händen.

„Ich dank' dir, Burgei, es g'ſchieht nix daran!" ſagte er lachend, trat zu Brunhild und legte ihr fürſorglich das Tuch um die Schultern.

„Ich brauch' nix, ich bin nit erhitzt!" wehrte dieſe heiter ab. „So ein Wachspupperl bin ich gottlob nit, daß ich in einem Schachterl verpackt werden muß."

„Gleichviel, mir zulieb', Brunei!"

Er flüſterte es, weich und bittend, — mit welch einer Betonung!

Ihr ganzes Herz ſtürmte ihm entgegen, ſie wußte gar nicht was ſie tat und ſagte — ſie ſah nur in ſeine dunkelleuchtenden Augen: „Ja — dir zulieb'!"

Die drei roten Steinnelken von des Toni Grab beugten ſich unter dem Tuch, glitten aus dem Mieder und fielen zu Boden.

Friedel raffte ſie empor und ſchob die welken Blüten in ſeine Bruſttaſche.

„Das ſind drei Tröpferln Herzblut vom armen Senn', der ſeine Lieb' zum Schloßfräul'n mit dem Leben zahlt hat!" ſtieß er mit bebenden Lippen hervor. „Und weil der Toni und ich eine gar ſo traurige Ähnlichkeit hab'n, ſo g'hören die Blümerln zu mir!"

Brunhild antwortete nicht, ſie ſchüttelte dem Roſeli und Waſtl die Hand, trat zu dem Brautpaar und ſagte mit leicht bebender Stimme:

„Jetzt wünsch' ich dir, Burgei, daß du im ganzen Jahr' so recht ein glückliches Dirnei bist, wie an diesem Tag'! B'hüt' dich Gott!"

„B'hüt' Gott, gräfliche Fräul'n!" kicherte Burgei schelmisch. „Und wißt Ihr, wer ein Brauttücherl tragt mit Bilderl'n, wo der Schatz sein Dirnei küßt — der wird bald selber von einem Schatzerl abbusserlt."

„Da ist keine G'fahr!" lachte Brunhild, aber sie ward dunkelrot und schritt hastig zur Tür, denn Friedel stand neben ihr und hatte des Dirneis Worte gehört.

Feiner Nebel wogte wie Silberschleier im Tal, die Dämmerung sank schnell herab — und Eckbrecht schlug fröstelnd den Rockkragen hoch.

„Es ist kalt — infam kalt!" sagte er. „Zur Nacht wird's wohl reifen."

„Mich friert nit, wie Feuer glüht's in mir!" sagte Friedel.

„Aber du, Brunhild?"

„Auch nit — mir geht's wie dem Friedel!"

„Das kommt vom tanzen! Ja, wenn man so gesund ist und einmal so tüchtig loswirbeln kann, es muß doch gar zu schön sein!"

„Eine Seligkeit ist's — o mein! — so ein Tanz! Auf den vergeß' ich mein Lebtag nit — nit im Leben und nit im Sterben! Der Weg ist ein bisserl steil hier, gelt, Brunei, das Geröll ist Euch beschwerlich? Ja, an den Eckerl dürft Ihr Euch nit halt'n, der hat nit g'nug Kraft für sich selber! Gebt mir den Arm, ich stütz' Euch!"

Friedel wollte so harmlos sprechen wie möglich, aber die Stimme bebte ihm dennoch.

„Ja, laß dich vom Friedel führen! So ein Siegfried kann das besser, wie ich schwaches Rohr!“ scherzte der junge Graf mit wehmütigem Lächeln, und Seehofer nahm die leichtzitternde Hand der Komtesse und legte sie auf seinen Arm.

Schweigend schritten sie bergan, Friedel drückte die kleine Hand unwillkürlich fester an sich und Brunhild fühlte den schnellen Schlag seines Herzens.

Die Unebenheit des Weges drängte sie oft nahe zusammen, — dann legte er den Arm vollends um sie und hob sie kraftvoll über die Schollen und Felsstücke hinweg.

Im Wald war es schon dunkle Nacht.

„Fürchtest dich, Brunei?“ flüsterte er.

„Vor was? — bist ja du bei uns!“ —

Er drückte ihren Arm leidenschaftlicher. „Ja, Brunei, ich bin da und ich glaub', sogar einen Riesn tät ich zu Schand'n schlag'n, wenn's um dich ging'!“

Wieder tiefe Stille, nur das Steinicht knirschte und im Dorf drunten schlug die Betglocke. Welch einen eignen, wonnig-holden Zauber webt die Nacht um solch ein stilles Wandern!

Da kostet die junge Seele die ganze Süße, die ganze Fülle der Seligkeit einer „heimlich stillen Liebe“, von der niemand was weiß!

Wie kurz war der Weg! Wie schnell ragten die

Schloßmauern von Kochenhall vor ihnen auf, wenn auch Eckbrecht erleichtert aufseufzte: „Gott sei Dank! das war wieder eine tolle Kraxelei! Und das nennt nun der Mensch einen Spaziergang im Tal!“

— — — Der Wagen des Grafen wurde jeden Augenblick erwartet und Brunhild eilte sogleich in ihr Zimmer, um sich für das Diner umzuziehen, die beiden „Spezi“ Eckbrecht und Friedel suchten ebenfalls die Räume des jungen Grafen auf, um die Spuren der Bergpartie an ihrem äußern Menschen zu verwischen und alsdann der Gräfin Gesellschaft zu leisten. Die Ankunft des Grafen, seine interessanten Reiseberichte gestalteten die Unterhaltung bei Tisch lebhaft und heiter, und namentlich die neueste Depesche, welche Graf Thum auf dem Bahnhof gelesen, die Kriegserklärung Rußlands, verfehlte ihre sensationelle Wirkung nicht.

Friedel erglühte bis unter die lockigen Haare, seine Augen leuchteten wie im Fieber.

„Heut' ist ein Glückstag für mich!“ sagte er leise zu Brunhild, „lassen Sie uns anstoßen, Komtesse, — auf daß ich dieses Glück einst erreichen und festhalten möchte!“ —

Man erhob sich heute früher wie sonst, — der Graf war ermüdet und wünschte sich bald zur Ruhe zu legen.

Er plauderte noch bei einer Zigarre mit Friedel über allerlei Jagdgeschichten, trug ihm etliche Bestellungen an den Oberförster auf und ließ sich die Ergebnisse der

letzten Treibjagden mitteilen: die Gräfin und Brunhild legten Patience und Eckbrecht lag nachdenklich und schweigsam in seinem Sessel und schien mit seinen Gedanken weit ab von dem, was um ihn herum vorging. Nach kurzer Zeit verabschiedete sich Friedel und der Graf wandte sich zu den Seinen und sagte mit einem Ton aufrichtigen Wohlwollens: „Er ist ein famoser Mensch geworden der Friedel! Welch ein Feuer! Welch eine übersprudelnde Lebenskraft! Ich bin gespannt, wie ihm das Schicksal noch mal seine Lose mischen wird!"

Die Gräfin zuckte die Achseln: „Er ist ein Glückskind und wird im Leben stets zufrieden sein, denn die Ziele, welche er sich gesteckt hat, sind ja nicht hoch und werden mit der Zeit von ihm erreicht werden. So viel er sagte, will er nun doch Offizier werden. Das ist reichlich spät, er wird bereits ein alter Leutnant, und wenn er es noch mal zum Stabsoffizier bringt, verdankt er es lediglich seinem so sehr einnehmenden Wesen. Es ist wunderbar, woher der junge Mensch die scharmante und erstaunlich gewandte Art hat!"

„Stabsoffizier!" murmelte Eckbrecht, „nein, darum würde ich gar nicht anfangen!"

Gräfin-Mutter küßte ihn voll stolzer Zärtlichkeit auf die Stirn: „Du, mein Sohn? — Nun, ich denke, der Exzellenzentitel ist das mindeste, was du erstrebst — und erreichst!"

„Selbstverständlich, Mama!"

„Studierst du heute noch?"

„Gewiß, — ich möchte mich gleich auf mein Zimmer zurückziehen . . ."

„Junge, Junge, übertreib' es nicht!!"

„Unbesorgt, Papa! Du glaubst gar nicht, wie einem solch ein Examen auf der Seele brennt! Ist es glücklich überstanden, kann ich mich ja noch genugsam ausruhen!"

„Ganz meine Ansicht, Eckbrecht!" nickte Frau Theodora mit einem etwas unzufriedenen Blick nach dem Gatten, „bei dem ewigen Bummeln kommt wahrlich nichts heraus!" —

Graf Thum zog sein Töchterchen liebevoll an sich und küßte zärtlich die frischen Wangen: „Gottlob, daß du ein Mädel bist, meine kraftvoll hochgewachsene Brunhild!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Friedel war geradeswegs zu Iwan gestürmt. Die Nachricht von der Kriegserklärung schlug wie eine Bombe in das friedliche Kutscherstübchen, obwohl sie nicht unerwartet kam, sondern von dem alten Tjewulkowitsch schon jeden Tag vorausgesagt wurde.

Eine namenlose, fieberhafte Aufregung bemächtigte sich Friedels, als sie all die Pläne und Möglichkeiten durchsprachen, welche Friedel zur Verwirklichung seiner Träume führen sollten.

„Vor allen Dingen muß nun der Vater von deinen Absichten verständigt werden, — wenn er es erlaubt,

findet sich alles, denn einen so gut ausgebildeten Soldaten wie dich können sie im Kriege immer brauchen!"

So stürmte Friedel zur Oberförsterei zurück.

Die kleine Susei schlief bereits, die jüngeren Buben, welche noch nicht in der Stadt in Pension waren, hatte man soeben auch zur Ruhe gebracht, und Frau Susei leistete mit ihrer Handarbeit dem Gatten noch in dessen Arbeitszimmer Gesellschaft, um andächtig zuzuhören, was Großvater Schill und der Osl beim gemütlichen Pfeifchen zu plaudern hatten.

Heute war's ein schon oft berührtes Thema, die Zukunft der Buben, und was sie wohl bei diesen teuren Zeiten, wo ein Mann so langsam zu Brot und Stellung kam, werden sollten.

So hatte Friedel auch jetzt wieder das Glück, den Boden für seine Saat wohl vorbereitet zu finden, denn als er mit seinem abenteuerlichen Plan, den Krieg in russischen Diensten mitzumachen, herausrückte, erregte er damit nicht im entferntesten den Sturm, welchen er heraufzubeschwören gefürchtet hatte.

Frau Susei schlug wohl entsetzt die Hände zusammen und rief: „Gegen die Türken?! — Gott sei meiner Seele gnädig!" —

Aber die beiden Männer sahen sich nur einen Augenblick betroffen an, wiegten nachdenklich den Kopf, und der alte Schill sagte, zuerst langsam ein paar dicke Wolken paffend: „Ich weiß nur nicht recht, Bub', ob dir das was nutzen kann!"

„Da müßte man ſich doch erſt ſehr nach allem erkundigen", fügte Seehofer hinzu, „denn für nichts und wieder nichts ſeine heile Haut zu Markte tragen, wäre doch ein Wahnſinn!"

„Auch wird es verteufelt ſchwer fallen, dir die Erlaubnis zu erwirken, einen ausländiſchen Krieg mitzumachen." —

„Daß dir die Türkenkerle Naſe und Ohren abſchneiden", rang Frau Suſei die Hände, wurde aber von ihrem Gatten belehrt, daß ſolche unziviliſierten Zeiten ſelbſt in der Türkei vorüber ſeien, was die Oberförſterin auch gutmütig glaubte.

Friedel entrollte all die kühnen, phantaſtiſchen Pläne, welche er mit Iwan geſchmiedet und malte ſeine glänzende Zukunft, welche er ſich durch den Krieg fraglos erkämpfen würde, mit ſo glühenden Farben, daß Großvater Schill noch nachdenklicher wurde und bedächtig vor ſich hinnickte: „Dann wäre doch das verdammte Ruſſiſchlernen noch zu etwas nütze geweſen!"

Schließlich hatte Friedel die kleine Runde mit ſeiner Begeiſterung derart angeſteckt und nachgiebig geſtimmt, daß der Oberförſter achſelzuckend ſagte:

„Haſt vielleicht recht, — du erreichſt dort ſchneller etwas wie hier. — Weißt ja, wie ich's mit euch Buben halt'. Jeder iſt ſeines Glückes Schmied. Tu', was du nicht laſſen kannſt, und laß, was du nicht tun kannſt. Wenn es dir gelingt, alle Hinderniſſe bei den hieſigen Behörden zu überwinden, und wenn du mir eine gewiſſe

Garantie bringſt, daß du eine ordentliche Empfehlung nach Rußland bekommſt, und dich nicht etwa als Vagabund und Abenteurer herumtreibſt, ſoll's an mir auch nicht fehlen, — ich will dir gewiß nichts in den Weg legen."

Da ſchleuderte Friedel mit einem Juchzer das Hütel in die Luft und warf ſich an ſeines Vaters Hals.

„Ich ſchaff' dir alles, was du willſt!" jauchzte er. „Gottlob, nun kann ich mich doch mit eurem Segen auf den Weg machen."

Frau Suſei wollte wohl ein wenig weich werden, aber der alte Schill herrſchte ſie an: „Sei nit narriſch, Suſei! Noch iſt's nit ſo weit und wenn's dazu kommt, iſt's alleweil recht. Ein Mann muß 'naus in die Welt, er muß ſich durchbeiß'n und ein Krieg kann am eheſten dem Bub'n ſein Glück ſein. Nit jede Kugel trifft und dem Friedel fehlt nix, der ſchlagt ſich in Ehren durch. Wär' mir ein ſauberes Mannerleut', das nit ſeinen Spaß am Dreinſchlag'n hätt'. Willſt du die Mutter von einem ordentlichen Bub'n ſein, dann halt dich auch danach!"

Da trocknete Frau Suſei reſolut die Augen und nickte: „Haſt recht, Vater; wenn die Brut flügge iſt, fliegt ſie aus, und der liebe Herrgott wird nun ſtatt unſer die Flügel drüber breiten, daß ſie kein Habicht ſticht!" Sie zog Friedel in die Arme und küßte ihn: „Daß du als General und reicher Mann einſt heimkehrſt, wünſch' ich mir am letzten, nur brav, geſund und glücklich ſollſt du wiederkommen, — das iſt die Hauptſache!" —

Wie von einem ſeligen Rauſch befangen ſtieg Friedel endlich in ſein Stübchen empor.

Sein Kopf war voll lichter Bilder, ſeine Phantaſie arbeitete wie noch nie zuvor.

„Am Morgen Streiterluſt und Liebe!“ —

Ja, es war goldner Lebensmorgen für ihn und die Liebe ſtand an ſeiner Seite und bot ihm duftende dornenloſe Roſen, und vor ihm her ſchritt ein hehres Weib mit Schild und Schwert, das lockte ihn hinaus zu Kampf und Sieg, das hielt verheißungsvoll den Lorbeer empor, ihn dereinſt in der Liebe Roſen zu flechten.

Ruhelos wanderte Friedel in der Stube auf und ab. Er hatte dem Vater eben noch ſo zuverſichtlich verſichert: „Ich ſchaffe dir alles!“ — Wie er das machen wollte, überlegte er jetzt erſt.

Ja, wie?!

Zuerſt wohl an ſeinen ehemaligen Regimentskommandeur ſchreiben, der ihm ſtets ſehr wohlgeſinnt war, ebenſo durfte er bei ſeinem früheren Rittmeiſter auf Unterſtützung ſeines Vorhabens rechnen.

Durch die Vermittlung dieſer Herren erreichte er wohl etwas, oder bekam wenigſtens die Mittel und Wege gezeigt, um die erforderlichen Schritte tun zu können.

Morgen früh ſollen dieſe Briefe ſofort geſchrieben werden, — und dann? —

Was wird Brunhild ſagen, wenn ſie von ſeiner Abſicht erfährt?

Wird sie ahnen, daß er nur hinauszieht, sich die Sporen zu verdienen, um ihretwillen?

Daß der Knappe ein Ritter werden möchte, nur um ihretwillen?

Daß er nur das Glück erkämpfen will, um ihretwillen? —

O Brunhild! — O Brunhild! —

Jauchzend breitet er die Arme aus, als könne er sie abermals umfangen und in wirbelndem Tanz an seine Brust pressen, wie heut' nachmittag! Sein Herz schlägt wild auf in dieser Erinnerung, Schauer leidenschaftlichen Entzückens durchrieseln ihn, als er sich das süße Glück dieser letzten Stunden in die Erinnerung zurückruft.

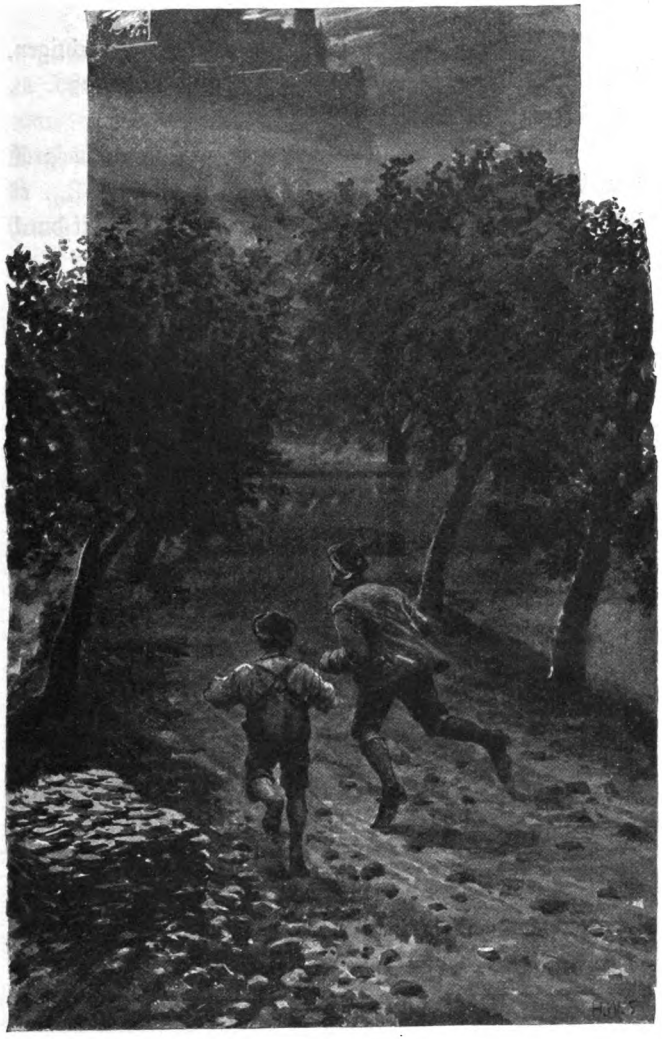
Er preßt die roten Steinnelken, welche an ihrer Brust geblüht, an die Lippen, er bedeckt die welken, kleinen Blumenblätter mit unzähligen, brennenden Küssen.

„Nur einmal dich selber küssen, Brunhild! deine stolzen, reinen Lippen küssen! Nur einmal noch dich im Arm halten, dir zu sagen, wie ich dich liebe! — Einmal, einmal nur dich küssen — und hinaus auf Leben und Tod, ein glückseliger, überreicher Mann!" Eine haltlose Sehnsucht nach solch erträumtem Glück erfaßt ihn.

Friedel stößt das Fenster auf und wendet das Antlitz empor nach dem Schloß.

„Brunhild! Brunhild!"

Feuchtkalt weht ihm die Luft entgegen, graue Nebel wallen vor seinem Blick und verhüllen Wald, Berg und Schloß mit zarten Dunstschleiern, aber da . . . ist das der Mond, welcher emporsteigt? —



Nein, unmöglich, dort heben ſich ja die mächtigen, bewaldeten Felshänge der Alp hinter dem Schloß . . . und der matte, rötliche Lichtſchein . . .?

Bergfeuer brennen jetzt nicht mehr — und ſo groß und hoch wie der helle Schimmer ſich ausbreitet . . . es muß ein lohendes Feuer ſein, wenn man es ſo weit durch den Nebel erblickt.

Ein jähes Entſetzen packt ihn.

Allmächtiger Gott, es iſt im Schloß!

Kochenhall brennt! — Und niemand im Tal ſieht und merkt es durch die dichten Nebel! Wie ein Wahnſinniger reißt Friedel den Hut vom Tiſch und ſtürmt die Treppe hinab, aus dem Hauſe heraus.

Die Hunde ſchlagen an, — die Hände auf dem Rücken kehrt ein Waldläufer, vom Sepp begleitet, heim.

„He, Manner, ſchaut's 'nauf! 's Schloß brennt! Komm mit, Sepp! Und du, Stöckl, ſchlag' Lärm und weck' die Leut' im Dorf, daß gleich Hilf' kommt!" ſchrie Friedel atemlos und ſtürmte weiter.

Sepp trabte bereits an ſeiner Seite, ſtarrte nach dem hellen Schein empor und nickte: „Das iſt ein Brand! Siehſt nit, wie's alleweil aufflammt? Alle Heiligen! ſehr groß muß er ſchon ſein! Ein Freud'nfeuer oder ein Spahn angezündet hat keiner. Das Feuer ſchlagt ſchon aus dem Dachſtuhl 'raus!"

Keuchend ging's bergan, und je näher ſie kamen, deſto größer und röter glühte der Feuerſchein durch den Nebel.

„Heilige Mutter Gottes, erbarm' dich! Es iſt ſo — es brennt!" ſtöhnte Friedel, „und keinen Laut hört man — ſie lieg'n und ſchlaf'n alle miteinander wie die Dachs."

„Jeſſas, da ſchlagt ja das Feuer aus allen Fenſtern 'raus! ſchrie Sepp auf, die letzte Wegbiegung erreichend, und der junge Seehofer ſtieß einen heiſeren Schrei des Entſetzens aus: „'s Erdg'ſchoß brennt! Unterm Brunei ſeinem Stüberl! Der ganze Flügel ſteht ja ſchon in Flammen!" und wie ein Wahnſinniger ſtürzte er vorwärts und ſchlug mit einem ſchweren Felsſtück, welches er aufgerafft, gegen das Schloßtor: „Schrei mit, Sepp — ſchlag' zu — mach' Lärm!"

Schon wurde es lebendig im Schloß.

Verworrenes Rufen ... Schreien, gellende Stimmen, Angſt- und Hilferufe.

Das Tor flog auf, wie ein Wahnſinniger ſtürmte Friedel durch den erſten Schloßhof nach dem zweiten, inneren, welchen der brennende Schloßflügel begrenzte.

Schon ſah er, kaum halb bekleidet, die Dienerſchaft laufen und um Hilfe ſchreien.

Er flog die Treppe empor und donnerte an die Tür des gräflichen Schlafgemachs.

Graf Thum trat ihm ſchlaftrunken entgegen, Eckbrecht eilte bereits den Korridor herab. —

„Der Saal nach Brunhilds Zimmer ſteht bereits in Flammen, — man kann nicht mehr zu ihr hin!" ſchrie er gellend auf.

Schon stürmten Graf Thum und Friedel an ihm vorüber, durchschritten die nächsten Zimmer und rissen die Saaltür auf — dicker Qualm schlug ihnen entgegen — rote Flammen wogten wie ein Meer vor ihren Blicken.

Der Graf stieß einen Schrei der Verzweiflung aus — „Brunhild! — Brunhild!" und wollte sich wie ein Wahnsinniger in die Flammen stürzen —, Friedel riß ihn kraftvoll zurück.

„Brunhilds Gemach liegt noch zwei Zimmer weiter entfernt, es brennt noch nicht, ich sah es von Haus aus! Schnell hinab und Leitern an ihr Fenster!" —

Er raste zurück nach dem Hof, der Graf und Eckbrecht folgten in wilder Verzweiflung. Außer sich vor Entsetzen stürmte die Gräfin die Treppe hinab. Auf dem Hof schleppten etliche Männer schon eine Leiter herzu.

„Wir können sie nit mehr anlegen!" schrie Sepp, „die Flammen schlag'n schon aus den Fenstern 'raus!"

Einen Augenblick stand Friedel wie gelähmt. Das ganze untere Stockwerk brannte bereits lichterloh und tatsächlich war es unmöglich, die Leiter durch die Qualmwolken in die lohende Glut hineinzulehnen.

„Brunhild! Allmächtiger Gott, sie ist verloren!" schrie der Graf und warf sich wie ein Rasender gegen die Leute, die Leiter an sich zu reißen, Eckbrecht stand völlig fassungslos, rieb sich die Stirn und murmelte mit verglasten Augen: „Man muß es berechnen . . . man muß erst genau feststellen . . ."

Mit leisem Wehelaut sank die Gräfin in die Knie: „Mein Kind, mein Kind! Jeder Weg zu ihr ist abgeschnitten! — Sie erstickt bereits in dem Rauch!"

„Friedel! — Wo ist Friedel? — Zurück Seehofer, die Leiter brennt bereits unter Ihnen!!" —

Da ward droben ein Fenster aufgestoßen. Brunhild neigte sich heraus mit starren, weitoffenen Augen, — blutigrot beleuchtet von dem Flammenschein.

Sie hob die Arme. „Friedel!" schrie sie auf, „Friedel!" und dann taumelte sie zurück, weil die Qualmwolken ihr entgegenquollen und sie zu ersticken drohten.

Ein gellendes Angstgeschrei von den Untenstehenden, die Gräfin sank bewußtlos zusammen, in wildem Schmerz taumelte der Graf zurück — sein Haar — sein Hemdsärmel hatten in dem niederrieselnden Funkenregen Feuer gefangen, — man riß ihn mit Gewalt von der Leiter und löschte die züngelnden Flammen.

„Bringt's Polster, recht viel, damit sie spring'n kann!" rief eine Stimme.

„Na! — der Vorbau brennt schon! Da kann s' nit d'rüber 'naus und springet akrat in die Glut 'nein!"

„Alle Heiligen, erbarmt's euch!"

„Bet's Leut', daß ein Wunder g'schieht!"

Ein furchtbarer, qualvoller Augenblick der Verzweiflung, — in hilfloser Todesangst hingen aller Augen an dem leeren, offenen Fenster, hinter welchem das todesbleiche Antlitz der jungen Gräfin verschwunden war.

Da tönte plötzlich ein Ruf durch die Stille.

„Seht den Friedel! seht droben in der Mansarde!!!"

Das Bodenfenster flog auf, eine Strickleiter ward herausgeworfen.

„Nit tiefer, Sepp — sonst hangt s' in die Flammen!" schrie Friedel und dann schwang er sich behende hinaus, kletterte schnell wie ein Schatten hinab, und sprang in das geöffnete Fenster hinein.

Ein rauher Schrei brach aus der Kehle des Grafen, er warf sich auf die Knie nieder und hob die gefalteten Hände zum Himmel: „Betet Leute! betet für die zwei!" keuchte er.

Mit kühnem Sprung stand Friedel in Brunhilds Zimmer, hoch aufgerichtet, das Haupt furchtlos erhoben. Vor ihm stand das junge Mädchen an dem Betschemel, die Hände gefaltet, ruhig und gefaßt. Mit schnellen Schritten eilte er neben sie, riß sie ungestüm in seine Arme und starrte wie ein Trunkener in das schöne, bleiche Angesicht.

„Hast mich gerufen, Brunhild!" murmelte er, „ich bin bei dir und will mit dir leben oder sterben!"

Da schlug sie die Augen voll zu ihm auf: „Ich wußte, daß du kommst!" sagte sie leise. Groß, weit offen starrten ihn die blauen Augen an, ein süßes Lächeln zuckte um ihre Lippen, sie richtete sich höher noch empor, furchtlos, todesmutig — die Arme fest um seinen Hals geschlungen.

Neben ihnen stand die Holztür, welche zum Nebenzimmer führte, in hellen Flammen.

Es brauste und knisterte und sprühte um sie her wie ein Meer wabernder Lohe, — blutrot beleuchtet standen die beiden jungen Menschen inmitten des züngelnden Verderbens.

Da rang sich ein leiser Laut tiefster, unbezwinglichster Leidenschaft von Friedels Lippen. Er neigte das Haupt und küßte Brunhild auf den Mund, wieder, immer wieder voll wilder, glühender Inbrunst, und sein Auge blitzte voll kühnen Siegesjubels, und sein Herz schlug wild auf zum zerspringen, voll heißen, todesmutigen Entzückens.

Und dann riß er sie zum Fenster, wand den Strick, welcher davor niederhing, um sie her, schwang sich zurück und tastete nach der Leiter. „Fürcht' dich nicht und komm!" murmelte er, hob das Haupt und rief: „Hilf am Strick! zieh' an! Hoch Sepp! daß die Last nit zu schwer kommt!"

Dann faßte er Brunhild voll Löwenkraft um den Leib, hielt sie mit dem einen Arm und stieg vorsichtig die unsichere Leiter mit ihr empor. Sepp und der Kutscher hoben an dem Strick, streckten dem jungen Mädchen die Arme entgegen, — einen Augenblick später schwang sich Friedel ihr nach.

„Lauft's hinab und meldet es der Gräfin! Spann' die Pferd' an, Nazi, daß wir die Damen ins Forsthaus fahr'n!" trieb er die beiden Männer an, und die stürmten davon in jauchzender Freude.

Langsam — wie im Traum — auf Friedels Arm

gestützt, wankte Brunhild die Turmtreppe hinab, dem sicheren, rettenden Bau des alten Schloßflügels entgegen. Sie lehnte an seiner Brust, ihr weißes Nachtkleid floß weich und lind an ihr herab, ihre nackten Arme glänzten wie rosiger Schnee in dem Widerschein der Flammen, welcher den ganzen Himmel erhellte, — offen und lang wallte das lange goldene Haar hernieder und hüllte auch seine Schulter, an welcher ihr Haupt lehnte, in königlichen Mantel. Sie sprachen kein Wort, nur ihre Hände verschlangen sich krampfhaft, nur ihr Blick verschmolz in liebestrunkenem Entzücken.

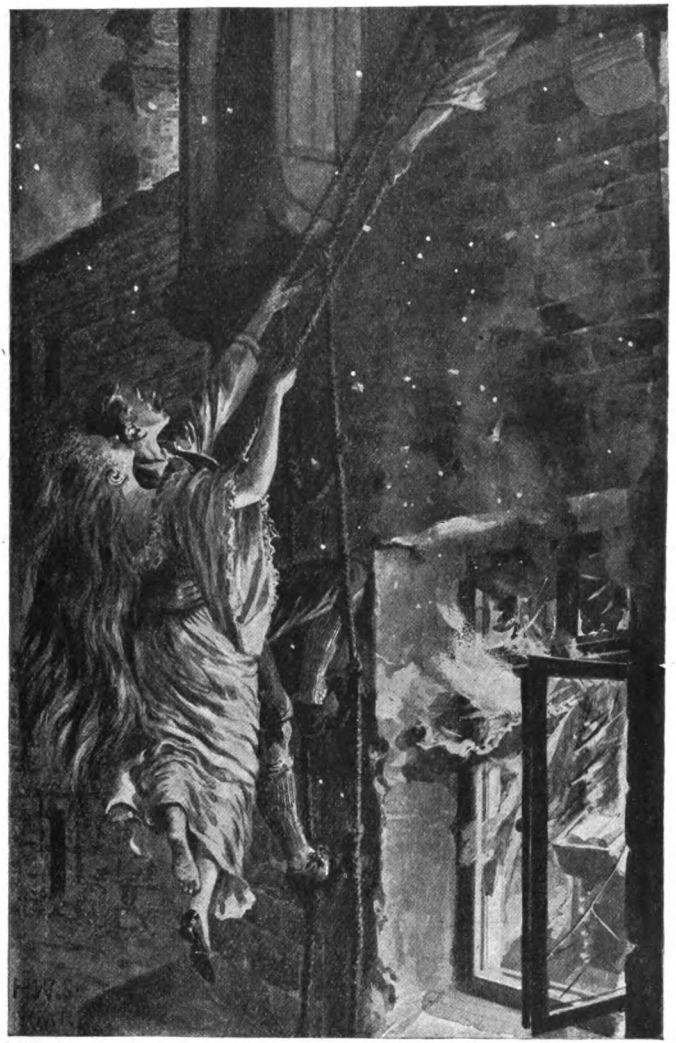
Die Gefahr, die Todesangst war vergessen. Nur noch eine Empfindung beherrschte sie, — die allgewaltige, göttergleiche Liebe, der flammende Kuß sieghafter Leidenschaft, — aus wabernder Lohe geboren. Und langsam — wie gebannt von unbeschreiblich süßem Traum, schritten sie dahin. —

Brunhild die Hehre! Siegfried der Held! —

Stimmen schallten ihnen entgegen, und wie erwachend zu jäher Wirklichkeit, zuckte Seehofer empor.

Noch einmal umschließt sein Arm sie voll bebender, gewaltiger Liebesmacht, — er drückt sein Antlitz auf ihr goldenes Haar, er atmet wie berauscht seinen Duft, aber er küßt sie nicht.

„Leb' wohl, Brunhild! Diese Stunde soll unser Abschied sein!" murmelte er, „wenn du in lodernde Flammen schaust, so denke des Mannes, welcher den Tod in deinen Armen nicht fürchtete!"



Sie will sprechen, — sie kann es nicht, — ein Zittern fliegt durch ihren schlanken Körper und das bleiche Antlitz sinkt mit geschlossenen Augen zurück, wie eine Blüte, welche in Sturm und schwerem Wetter stolz und mutig das Haupt erhob, — unter dem glühenden Liebeskuß der Sonne aber matt das Köpfchen neigt, als sei das Glück eine weit schwerere Last wie drohende Todesnot. —

Graf Alexis stürzt ihnen entgegen. Die Knie wanken ihm, ein heftiges Schluchzen erschüttert seine Brust. Sein stierer Blick sucht und trifft sein Kind —: „Brunhild! — Brunhild, mein Liebling!!“ —

Schweigend legt Friedel seine süße Bürde in die zitternden Arme des Vaters.

„Warten Sie hier, Herr Graf, ich schicke die Frauen zu Hilfe!“ sagt er leise, und ist im nächsten Augenblick in dem Dunkel der Nacht entschwunden.

XVIII.

Doch darf ich bitten — bitt' ich eins! —
Uhland.

Nur wenige Augenblicke nachdem der kühne Retter die junge Gräfin in den noch ungefährdeten Schloßflügel durch die Bodenräume dem neuen Schloßbau zuführte, wankten die Mauern unter Brunhilds Zimmer, die Decke brach in dem untern Stockwerk zusammen und der Betschemel, an welchem das junge Mädchen noch vor wenigen Augenblicken gestanden, sank mit allem, was das Gemach barg, in die Feuersgluten hinab. Qualm wirbelte auf, hoch empor loderten die Flammengarben und ein Funkenregen ergoß sich durch die Luft, — gleichzeitig ein Lärmen und Rufen vom Schloßtor her.

Der Waldläufer Stöckl hatte das Dorf alarmiert, und nun stürmten die Männer herbei, die kleine Handspritze mit sich führend.

Ihnen voran der Oberförster — mit seinen Leuten und den Praktikanten.

„Der liebe Herrgott kommt uns ſelber zu Hilf', es fangt zu regnen an!" jubelte Friedel, auch die Feuerſpritze des Schloſſes, an welche niemand gedacht hatte in der erſten furchtbaren Verwirrung, mit kraftvollen Armen aus der Remiſe ſtoßend. Und dann befehligte er und ſtellte die Leute an, mit einer Ruhe und einer Umſicht, als ſei das Feuerlöſchen tagtägliche Arbeit für ihn.

Der Oberförſter trat ſtill zurück und ließ ihn gewähren, und als ihm die Leute trotz aller Haſt und Aufregung zuriefen, was Friedel an der jungen Gräfin getan, da lächelte er nur mit ſtrahlenden Augen und nickte ſtumm vor ſich hin, trat in die Reihe der die Eimer ſchwingenden Männer und faßte kräftig mit zu.

„Laßt's den Seitenflügel brennen, da hilft doch nix mehr! Schützt nur den Neubau! Reißt's die Wand zuſamm'! Setzt's die Giebelwand unter Waſſer! Hierher die Spritzen! Faßt's an, Manner!"

So klang Friedels klare, hallende Stimme durch den Lärm, und er ſelber ſtand, das Antlitz und die Hände von Rauch und Ruß geſchwärzt, kühn, kraftvoll — unermüdlich mit Rieſenkräften ſchaffend, wie ein junger Herkules mitten zwiſchen den brennenden Trümmern, ein Bild ruhiger, praktiſcher Beſonnenheit.

„Was willſt denn hier, Eckerl? Ich glaub' gar mit deinen Samthanderln zugreif'n? Ich bitt' dich, geh'! Du biſt viel zu ſchwach und aufgeregt; kannſt dahier nix helf'n! Schau zu, daß dein Mutterl und die Brunei

nit zu Schad'n kommen, führ' ſie in die Förſterei hinab! Geh', Eckerl, es g'ſchieht dir noch was und der Tumult hier iſt ja doch nit nach deinem G'ſchmack!" — — Er lachte und ſchwenkte die zierliche, ſchlanke Geſtalt des jungen Grafen an der Schulter herum, und Eckbrecht, welcher mit ganz verglaſtem Blick, faſſungslos und hilflos um ſich ſchaute, nickte mechaniſch: „Ich bin wirklich nur im Weg — und viel leiſten kann ich ja auch nicht." —

„Aus dem Weg, Eckerl, beiſeit', eine Leiter kommt!" Der Gerufene fuhr herum, juſt in die Leiterſpitze hinein.

„Ich ſag's ja, kommſt noch zu Schad'n!" und Friedel nahm den Freund kraftvoll am Arm und ſchob ihn zurück. „Sorg' für die Damen das iſt dein Amt!"

In demſelben Augenblick gellte eine Stimme durch das Getöſe: „Jeſſas, wo iſt das Nannerl! Habt ihr denn ganz auf's Nannerl vergeſſen? Verbrannt iſt's, und eing'ſtürzt iſt das Haus über dem Dirnei!"

Einen Augenblick ſtanden alle wie gelähmt, die erhobenen Arme ſanken ſchlaff hernieder, der Fuß ſtockte.

's Nannerl! Die Jungfer Brunhilds, welche im Zimmer neben der jungen Gräfin ſchlief, an die hatte wahrlich kein Menſch in der Aufregung gedacht. — Das Entſetzen und die Beſtürzung malte ſich auf allen Geſichtern, — Eckbrecht aber ſchüttelte lebhaft das Haupt:

„Das Nannerl iſt nicht im brennenden Schloßflügel! Brunhild iſt in ihrem Zimmer geweſen, hat aber das Bett leer gefunden!"

„Verkrochen hat 's ſich in ſeiner Angſt, das unglückliche Dirnei!" jammerte der Nazi, welcher ihm durch die Mutter verwandt war. „Grabt's den Schutt auf, wir finden's ſchon!"

„Nannerl! Nannerl!" gellte es in der Runde, bis ſich plötzlich die Stimme eines Burſchen vernehmen ließ. „Gebt's eine Ruh', 's Nannerl lebt, ich weiß es! G'fenſterlt hat einer bei ihm und 's Nannerl iſt zu ihm 'rauskommen — und hinab zum Glaſer-Zaches ſind ſ' heimlich, wo ein Namenstag g'feiert wird. Da brennt's Nannerl freilich hell auf, aber nit am G'wand, ſondern vom Tanz und vom Muskateller!"

„Iſt's keine Lug, Rudi? Red'ſt du die Wahrheit?"

„Ich ſchwör's! Ich hab's ſelber drunt g'ſehen. Jetzt ſchämt 's ſich, daß s' heimlich fort iſt und kommt nit herauf zum Schloß, weil s' eine Angſt hat!"

Lautes Gelächter ertönte im Kreis.

„Diesmal kann's vom Glück ſagen, grad' 's Leben hat's ihm gerettet!"

„Hört's zu ſpritz'n auf, der Reg'n beſorgt's jetzt allein!"

Ein mächtiger Regenſchauer praſſelte herab und fuhr aufziſchend in das glühende Gebälk, der Rauch ſchwälte ſchwärzer und dichter und erſtickte bald ganz unter den ſtrömenden Fluten.

Auch die Flammen ſanken zurück nnd der ehedem ſo blutrot leuchtende Himmel erloſch Schein um Schein.

Die Leute hatten ſich unter die hohe Torfahrt des

inneren Schloßhofs geflüchtet und ſchwatzten lebhaft durcheinander.

Der Oberförſter ordnete noch eine Wache für den Reſt der Nacht an und der gräfliche Koch ſchleppte mit den Küchenmägden große Keſſel voll dampfenden Glühweins herzu, die durchfrorenen, ermüdeten Leute zu erquicken.

„Jetzt red't der liebe Herrgott ein Wörtel, jetzt iſt das Schloß g'rettet!" ſchmunzelte Stöckl und nahm einen langen Schluck. „So eine offene Himmelsſchleuſ'n gibt mehr aus als unſere elendige Handſpritz'n!"

„Wie iſt der Brand nur auskommen?"

Der Koch zuckte die Achſeln. „Durch die Luftheizung! Die ganze Anlage befindet ſich in dem Souterrain, juſt unter den Zimmern der jungen Gräfin! Da mag was explodiert oder ſonſt ein Schaden unbemerkt geblieben ſein, — na, und dann brennt's halt empor wie Zunder!"

„Jeſſas, wann der Friedel nit g'weſen wär', das gräfliche Fräul'n wär wie ein Papierl zuſammenbrennt."

„Ja, der Friedel, das iſt einer! Alle Achtung!"

Schweigend war der junge Seehofer beiſeite getreten, hatte ſein Glas heißen Weins haſtig hinuntergeſtürzt und wollte unbemerkt im Dunkel davongehen, da faßten ihn plötzlich zwei Arme und umſchlangen ihn voll ungeſtümer Gewalt.

Eckbrecht ſtand hinter ihm und zog ihn mit ſich fort nach der Treppe.

„Nun iſt die Gefahr vorüber, Friedel, nun mußt du wieder einen Augenblick Zeit für mich haben, ich warte ja ſchon lange darauf!“ und der junge Graf warf ſich ungeſtüm an die Bruſt des Freundes, und murmelte mit halb erſtickter Stimme: „Komm hinauf zum Vater! — komm, daß wir dir danken können! O Friedel, Friedel, was haſt du in dieſer Nacht für uns getan! Das Liebſte und Beſte, was es auf der Welt gibt, — unſer größtes Kleinod haſt du uns errettet — Brunhild!“

Seehofer wehrte den Aufgeregten lachend ab: „Mach' keine Fax'n, das iſt ja gar nit der Red' wert!“ Und er ſchüttelte den Kopf und fuhr ernſter fort: „Dem lieben Herrgott wollen wir die Ehr' geben, der hat geholfen. Und nun gute Nacht, Eckerl! Verlier' kein Wort weiter drum. Willſt du hier droben ſchlafen, oder kommſt du mit mir ins Forſthaus hinab? Die Logierſtuben ſtehen alle parat.“

Eckbrecht hielt ihn nur feſter. „Wollteſt du es dem Vater wirklich antun, daß er dich nicht mehr ſieht?“ fragte er vorwurfsvoll, „er hat Mama und Brunhild ſoeben zu euch in die Oberförſterei hinabgebracht, und nun verbindet ihm die Mamſell droben die Brandwunden, die er ſich auf der Leiter geholt hat!“

„Brandwunden?! — unwillkürlich ſchritt Friedel die Treppe empor, — „Herr des Himmels, es iſt doch nicht gefährlich?“

„Gott ſei Lob und Dank, nein! Es iſt noch glücklich abgegangen! Die Hand hat das meiſte abbekommen,

weil ein Klumpen des glühenden Fenſterſimſes darauf fiel. Sie iſt nicht gebrochen, aber ſie ſchmerzt, und darum bitte ich dich, ſpar' ihm den Weg und komm' zu ihm, denn er verlangte ſo lebhaft nach dir, daß er nicht mal zum verbinden ſtandhalten wollte!"

„Mich macht ſo viel Dank ja nur verlegen!" wehrte Friedel ab, „aber wenn es ihn beruhigt, ſag ich ihm noch gute Nacht!" —

Die beiden jungen Männer eilten die breiten Steinſtufen empor und wenige Augenblicke ſpäter ſtand Friedel mit leuchtenden Augen im Zimmer des Grafen.

„Friedel!" rief Graf Alexis mit einer Stimme, welche Aufregung und Jubel halb erſtickten, er riß ſeine Hand, um welche die alte Wirtſchafterin jetzt ſorgſam ihre weißen Leinenſtreifen wand, ungeſtüm los und eilte dem Eintretenden mit ausgebreiteten Armen entgegen.

Unfähig ſeine Gefühle in Worte zu kleiden, zog er den jungen Mann an die Bruſt und küßte ihm die Wangen.

Und dann nahm er ihn an beiden Händen, trat einen Schritt zurück und blickte in Friedels jugendfriſches Antlitz, als ſchaue er ihn zum erſtenmal im Leben.

„Was ſoll ich für das gerettete Leben meines Lieblings geben!" murmelte er, „all mein Hab und Gut iſt ja nichts — nichts im Vergleich zu dem, was du an Dank verdienſt!"

Friedel lachte und erglühte bis unter die nußbraunen lockigen Haare.

„Um alles in der Welt, Herr Graf, beſchämen Sie mich nicht! Ich hab' meine Pflicht und Schuldigkeit getan, nichts weiter. Aber ich ſehe, daß Sie verletzt ſind und bedaure dieſen Unfall von ganzem Herzen, hoffentlich ſind die Wunden . . ."

Graf Thum ſchüttelte voll nervöſer Haſt den Kopf. „Wer denkt an ſolche Bagatellen, angeſichts eines Heldenmutes, wie Sie ihn bewieſen haben, Sie wackrer, unvergleichlicher Retter in höchſter Not!" — —

„Hoffentlich hat Komteſſe Brunhild die Aufregung nicht geſchadet?" unterbrach ihn Friedel haſtig, „denn eine ſolche war die entſetzliche Situation immerhin für ſie, wenngleich ſie als echte Walküre nicht einen Augenblick die Faſſung verlor oder um ihr Leben zitterte!" Die Augen des Sprechers ſtrahlten wie verklärt: „O Herr Graf, wie wird mir zeitlebens der Anblick Ihrer Komteſſe Tochter unvergeßlich bleiben, kein Künſtler der Welt kann eine hoheitsvollere, kühnere, herrlichere Brunhild malen, als wie ſie inmitten von züngelnden Flammen vor mein Auge gezaubert ward!"

Die Lippen des Grafen zitterten, der Atem rang ſich keuchend aus ſeiner Bruſt, noch einmal ſchüttelte ihn in der Erinnerung die Todesangſt um ſein Liebſtes. Er deckte momentan die eine Hand über die Augen und ſtützte ſich mit der andern ſchwer auf die marmorne Tiſchplatte, dann atmete er tief auf und ſtrich langſam über die Stirn, — er ſah um Jahre gealtert aus, — ſein wirres, verſengtes Haar ſchimmerte unter Staub und Aſche grau.

„Und doch hatte mein ſtarkes, todesmutiges Kind keine Kraft mehr Ihnen zu danken, Friedel. Sie war nicht ohnmächtig, als ſie mir Brunhild zurückſchenkten, aber wie betäubt von dem Geſchehenen und dennoch ſelig verklärt, wie ein lichter Engel, welcher noch einmal aus geahnter Himmelsherrlichkeit zur Welt zurückkehrt. Sie ſah nicht aus wie ein junges Weib, welches ſoeben dem furchtbarſten Tod in die Augen geſchaut, ſondern wie eine lächelnde Braut, welche ein Paradies der Glückſeligkeit über ſich offen ſah . . .“

Der Sprecher hielt momentan inne, ſeine Geſtalt ſchütterte in tiefſter Erregung, Friedel aber preßte ſtumm die unverletzte Hand zwiſchen den ſeinen und wandte ſich mit heißerglühendem Antlitz ab, als müſſe die leidenſchaftliche Glückſeligkeit, welche aus ſeinen Augen flammte, zum Verräter des ſüßen Geheimniſſes werden, welches in Todesnot und Bangen geboren war.

„Als meine Frau und ich ſie zum Wagen führten, um ſie hinab in die Stille Ihres Vaterhauſes zu bringen, lieber Friedel“, fuhr der Graf mühſam fort, „ſahen wir Sie inmitten der Feuerſtätte, auf dem qualmenden Schutt ſtehen, wie Sie ſelber Hand anlegten, die Wand nach dem Neubau einzureißen!

Es war ein grauſiges Bild und meine Frau erbebte bei dem Anblick, — aber Brunhild ſtand wie feſtgebannt und ſtarrte es an, — und ſie preßte die Hände gegen die Bruſt und flüſterte: ‚Sieh Vater, ſo ſieht ein Held aus!‘ —

‚Sag es ihm selber, Kind! es freut ihn!‘ bat ich sie, aber sie schüttelte das Haupt und stützte sich plötzlich schwerer auf meinen Arm.

‚Später! Jetzt nicht!‘ murmelte sie, und ihr Antlitz ward so bleich, daß ich sie besorgt zum Wagen drängte. Und sehen Sie, lieber Friedel, so kam's, daß sie Ihnen nicht gleich dankte, — nicht selber schon sagte, wie aufrichtig sie ihren Retter bewundert, — sie wird morgen alles nachholen, wenn sie erst kräftiger und ruhiger geworden . . .“

„Ich beschwöre Sie, Herr Graf, machen Sie sich darüber keine Gedanken!“ wehrte Friedel beinahe heftig ab, „Komtesse Brunhild wohl und gesund zu sehen, ist der schönste Dank und Lohn, welcher mir werden kann!“

„Lohn?“ — Der Graf richtete sich energisch empor und legte beide Hände auf die Schultern des Sprechers: „Nun ich denke, Friedel, ein Ausgleich ist zwischen uns überhaupt nicht möglich, denn ihre mutige Tat nach Verdienst zu lohnen, steht in keines Menschen Kraft, das kann einzig Gott der Herr, welcher das Gute noch an Kind und Kindeskindern vergilt. Aber Ihnen irgend einen schwachen Beweis meines unaussprechlichen Dankes für das gerettete Leben meines Kindes geben, das will und werde ich, und Sie werden es mir nicht abschlagen, Friedel, ebensowenig wie man seinem Fürsten einen Orden zurückschickt! Solchen habe ich leider nicht zu verleihen, aber ich bin ein reicher Mann — in dieser

Stunde ſage ich: Gott ſei Lob und Dank, ein reicher Mann! — und wenn es durch äußere Mittel möglich iſt, Ihr Leben froh und glücklich zu geſtalten, ſo ſoll es geſchehen, von dieſer Stunde an ſind Sie mir ein Sohn, für welchen zu ſorgen mir das Recht ward! Haben Sie einen Wunſch, Friedel, betreffs Ihrer Zukunft? Möchten Sie gern in einem Kavallerieregiment eintreten, möchten Sie Reiſen machen . . ."

Der junge Seehofer hatte anfänglich das Haupt wie in ſtolzer Abwehr erhoben.

In ſeinem Auge blitzte es auf, ſein Atem ging ſchwer, als müſſe er ſich Gewalt antun, die Worte des alten Herrn nicht voll ungeſtümer Haſt zu unterbrechen. Plötzlich, bei ſeinen letzten Fragen ging ein jähes Zucken und Aufmerken über das jugendſchöne Antlitz; wie ein Blitz fuhr ihm ein Gedanke durch das Hirn, und da er ſeit je das Talent beſeſſen, den günſtigen Augenblick zu ergreifen und auszunutzen, ſo machte er eine zuſtimmende Bewegung und richtete den leuchtenden Blick voll auf ſeinen väterlichen Gönner.

„Ja, Herr Graf, einen Wunſch habe ich wohl, einen großen, ſehnſüchtigen Wunſch, einen an welchem meine ganze Hoffnung hängt!"

Eckbrecht ſtieß einen leiſen Jubelruf aus und ſchlang den Arm um den Freund, Graf Alexis aber faßte voll herzlichſter Freude die rußgeſchwärzten Hände und rief: „Gott ſei gelobt! Wenn es in eines Menſchen Macht ſteht, ihn zu erfüllen, ſo ſoll es geſchehen, das gelobe

ich! Sprechen Sie, mein lieber Freund, ſprechen und fordern Sie ohne Rückhalt!"

„Herr Graf haben in der Reſidenz viel hohe und einflußreiche Freunde, Beziehungen zu auswärtigen Geſandtſchaften und Konnexionen bei unſeren oberſten Militärbehörden. Dürfte ich wohl ſo unbeſcheiden ſein, zu bitten, alle dieſe wichtigen Faktoren in meinem Intereſſe ins Treffen zu führen, und mir auszuwirken, Herr Graf, daß ich die Erlaubnis erhalte, den ruſſiſch-türkiſchen Krieg mitzumachen und möglichſt gut empfohlen der ruſſiſchen Armee und einem guten Regiment zugeteilt zu werden? Das iſt der höchſte, der einzige Wunſch, deſſen Erfüllung mich namenlos glücklich und unausſprechlich dankbar machen würde!"

Eckbrecht war ganz entſetzt zurückgetaumelt. „Den ruſſiſch-türkiſchen Krieg?" ſtammelte er, — „um alles in der Welt, wie kommſt du auf den furchtbaren Gedanken?!"

Auch Graf Alexis blickte aufs höchſte beſtürzt in das leuchtende Antlitz des jungen Mannes.

„Jenen Krieg mitmachen?" fragte er leiſe und gedehnt, „Ihr junges, blühendes Leben im Kampf mit ſolchen Barbaren wagen? All Ihre friſche Kraft im Dienſt einer fremden Macht einſetzen? Wie iſt es möglich, Friedel! Was zieht Sie nach einem ſolch ungewiſſen, ſo wenig verheißenden Unternehmen?"

„Der glühende Wunſch, Herr Graf, in dieſem Kriege Gelegenheit zu finden, mich auszuzeichnen, vorwärts zu kommen, mit dem Einſatz meiner Kraft viel zu gewinnen!

Hier in unſern engen, kleinen, friedlichen Verhältniſſen werde ich ein alter Mann, ehe ich etwas erreiche — wenn das überhaupt geſchieht. Die Gefahr aber reizt mich, der Kampf lockt mich an! ‚Im Felde, da iſt der Mann noch was wert!‘ heißt es im Lied, und ich denke, da kann ich es am beſten zeigen, ob ich auch etwas wert bin!“

Nachdenklich hatte Graf Thum in das begeiſterte, kühne Antlitz des Sprechers geſchaut, man ſah es ihm an, wie ſehr ſeine Sympathien ihm zuflogen, wie ihn dieſe friſche Tatenluſt packte und anmutete.

Auch ſein Auge leuchtete auf, aber er fragte dennoch: „Und was würde Ihr Herr Vater — Ihre arme Mutter zu ſolchem Vorhaben ſagen?“

Friedel lachte, daß die weißen Zähne durch den dunklen Schnurrbart blitzten: „Den Segen der Eltern habe ich bereits eingeholt, Herr Graf, ich wollte morgen an meinen ehemaligen Regimentskommandeur ſchreiben und um ſeine Intervention bitten.“

Der Schloßherr von Kochenhall ſtrich langſam mit der Hand über die Stirn. Sein Blick hing wie in bangen Zweifeln an der herrlichen Geſtalt des jungen Recken.

„Sie glauben nicht, Friedel, wie ſchwer es mir fällt, Sie an Rußland abzutreten. Der Gedanke peinigt mich, daß ich, anſtatt die Hand zu Ihrem Glück zu bieten, womöglich zu Ihrem Verderben beitrage. Wenn Sie aber feſt entſchloſſen ſind, auf jeden Fall den Krieg

mitzumachen, wenn Ihre verehrten Eltern wahrlich einverſtanden ſind — —“

„Ich verſichere es, Herr Graf!“

„So wird es ein leichtes für mich ſein, Ihren Wunſch ſo bald und glänzend als nur möglich zu erfüllen. Der ruſſiſche Geſandte an unſerm Hof iſt zufälligerweiſe ein lieber Freund von mir, und auch die nötigen Schritte bei unſern hieſigen Militärbehörden werden mir nicht ſchwer fallen. Baron Muratſchew ſoll und wird Sie mit Empfehlungen ausrüſten, welche uns wenigſtens eine kleine Garantie dafür geben, daß Ihr junger Heldenmut auch von maßgebenden Perſönlichkeiten beachtet und anerkannt wird.“ —

Ein ſtürmiſcher Jubellaut! Friedel breitete ungeſtüm die Arme aus und warf das Haupt zurück, wie ein Menſch, welcher ſich voll leidenſchaftlichen Entzückens, auf Leben und Sterben in hochbrandende Fluten ſtürzen will.

„Nun habe ich den erſten Schritt auf dem Weg zum Glück getan, und daß ich mich durchkämpfe bis zum Ziel, das wird der liebe Hergott ſicher geſchehen laſſen! Schon das iſt eine unbeſchreibliche Freude, daß ich nun hinaus kann in die Welt, aus eigener Kraft mir mein Schickſal zu geſtalten! Sorgen Sie ſich nicht in Ihrer großen, nachſichtigen Güte um mich, Herr Graf! Ich will Ihrer ſo ehrenhaften Empfehlung wahrlich keine Schande machen, und ſo lang' wie noch ein Hauch von Leben in mir iſt und ich den Arm rühren kann, will ich eingedenk ſein, daß ich deutſche Art und deutſche

Ehr' in fremdem Land vertreten muß! Dazu helfe mir Gott!"

Eckbrecht war beiſeite getreten und preßte die Stirn gegen die kühlen, regengepeitſchten Fenſterſcheiben, Graf Alexis aber ſchloß ſeinen jungen Schützling voll warmherziger Erregung in die Arme und murmelte: „Wie ſtolz muß Ihr Vater auf ſolch einen Sohn ſein!"

Die Wirtſchafterin mahnte abermals: „Bitte gehorſamſt um die Hand, Herr Graf, ſie muß verbunden werden!" Da wandte ſich Thum lachend zu ihr hin und bot die Rechte dar: „Ich fühle ja gar keinen Schmerz mehr, Frau Fanny! Aber wenn Sie's abſolut wollen, dann los!"

Friedel trat ſchnell zu Eckbrecht und ſchlang voll fiebernder Aufregung den Arm um die ſchmalen Schultern:

„Eckerl, ich bitt' dich, ſo g'freu' dich doch mit mir!" und dann neigte er ſich ganz betroffen und erzwang ſich einen Blick in das abgewandte Geſicht. „Was haſt du denn, Eckerl? Dich ſtoßt's ja, als ob du weinen wollt'ſt!"

Der junge Graf biß die Zähne zuſammen und blickte ihn mit einem unbeſchreiblich ſchmerzlichen Ausdruck in den müden Augen an. Brennende Röte lag auf dem ſonſt ſo farbloſen Geſicht und zeichnete grelle Flecken.

„Wenn ich ſo geſund, ſo kräftig wär' wie du, dann wüßt' ich wohl, was ich tät'!" murmelte er.

„Gingſt mit, gelt?!" —

Eckbrecht nickte, ſein Auge flammte auf, aber nur einen Augenblick, dann ſanken die langen Wimpern wieder verſchleiernd darüber hin.

„Das iſt ein Stück Jugend und Lebensluſt, welches ich nie kennen lernen werde, ein Wunſch, welcher mir ewig verſagt iſt!" antwortete er leiſe und eine beinahe erbitterte Reſignation klang durch ſeine Stimme. „Es iſt ein Unglück, wenn der Menſch immer ſo ganz anders ſoll und muß, als er möchte!"

Friedel drückte die ſchlanke Geſtalt tröſtend an ſich: „Red' doch nit ſo ungerecht, Eckerl! Wenn ich's noch wär', der murrte! Was bin ich armer Flank gegen dich? Ein elendiges Haſcherl, das nix hat wie ſeine zwei Fäuſte zum durchſchlag'n, nix wie eine breite, ſtaubige Landſtraße vor ſich, drauf's ausziehen muß, das Glück zu ſuchen! Ja, wär' ich ſo g'ſcheidt wie du, hätt' ich zwei ſo ganze Examina ſchon g'macht wie du —

dann hätt' ich auch den Freibrief für den Miniſter oder einen Exzellenztitel im Sack. Was willſt du denn im Krieg?! Dir fallt ja 's Glück in Schoß und du haltſt es ja ſchon fein friedlich und ſauber beim Schopf und laßt dich alleweg höher trag'n von ihm, bis daß du ein großer Herr im Land biſt! Nun, da willſt noch aufbegehr'n und murr'n? Schäm' dich! Schau', ich gönn' dir deine Gelehrſamkeit — gönn' du mir die g'ſunden Knochen im Leib' und ſind wir zuſammen zufried'n!"

Wenn's dem Friedel ſo recht vom Herzen kam, dann ſprach er immer ſeinen geliebten Dialekt, und darin lag etwas, was niemals ſeine Wirkung verfehlte.

Eckbrecht lachte. Die niedergedrückte, unglückliche Stimmung, welche ihn ſchon beim Brand angeſichts ſeiner Hilfloſigkeit erfaßt und nun ihren Höhepunkt erreicht hatte, war gewichen und die lockende, trügeriſche Fata Morgana der glänzenden Zukunft gaukelte ihm wieder vor den matten, arbeitsmüden Augen.

„Wiſſen Sie was, Friedel? — Ich habe mir die Sache überlegt", rief Graf Thum vom Tiſch herüber, „ich fahre übermorgen nach der Reſidenz und Sie begleiten mich, dann bringen wir die Geſchichte in Ordnung und erſparen uns alle Schreiberei!"

„Hurra!" jauchzte Friedel. „Niemand iſt mehr einverſtanden wie ich, Herr Graf!"

Der Regen ſtrömte herab und beſeitigte die Gefahr für ein neues Aufkommen des Feuers. Die Wachen ſaßen unter dem Torweg beim Punſch und die Mann-

ſchaften aus dem Dorf hatten ſich auf den Heimweg begeben.

Auch Friedel rüſtete dazu.

Er lehnte es voll ganz wunderlichen Eifers ab, die Nacht im Schloß zu bleiben. „Ich muß heim!“ verſicherte er, „ich muß!“

Und er ſtürmte zu Tal.

Der Morgen dämmerte, als er in das Forſthaus trat.

Die Zirblerin hatte Licht in der Küche und backte Kuchen. Das ließ ſie ſich nicht nehmen, waren doch ſo hohe Gäſte im Haus. Da opferte ſie gern eine Nacht. Sie ſtrich dem Friedel voll ſtolzer Genugtuung mit der mehligen Hand über die Wange.

„Ich hab' ſchon g'hört, wie brav du warſt!“ nickte ſie.

„Wo ſchlafen die Damen?“ flüſterte er ſtatt aller Antwort.

„Die Brunei in der blauen Stube — die alte gräfliche Gnad'n nebenan. Zieh' deine Schuh' aus, wenn du die Stieg'n nauffſteigſt, ſie ſind deinen Spektakel nit g'wöhnt!“

„Eine g'ruhſame Nacht, Zirblerin!“

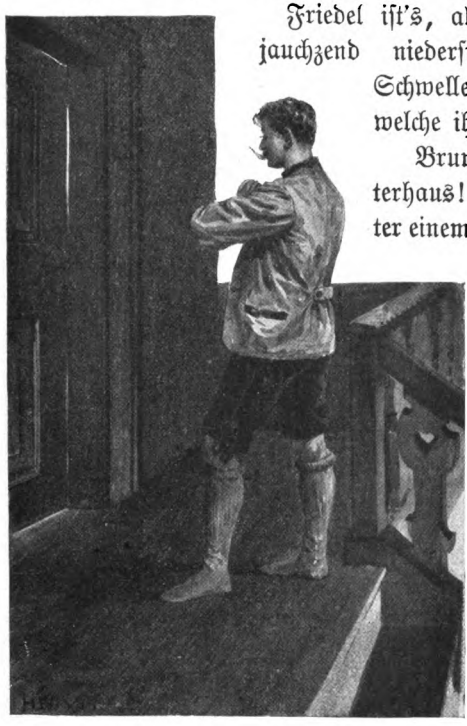
„Warum nit gar! Beim Guglhopf ſchlaft man nit!“ antwortete ſie ein wenig verdrießlich, und der junge Mann ſtieg lautlos die Treppe empor.

Vor der blauen Stube blieb er ſtehen und preßte wie in leidenſchaftlicher Verzückung die Hände gegen die Bruſt.

Lichtſchein fiel durch die feine Türritze.

Schlief ſie noch nicht? Lag ſie in den Kiſſen mit großen, weitoffenen Augen; dachte ſie an ihn?

Wie die Flammen lodern! wie es zuckt und kniſtert um ſie her ... wie er ſie im Arm hält, wie er ſie küßt — küßt — küßt — —



Friedel iſt's, als müſſe er aufjauchzend niederſinken, auch die Schwelle zu küſſen, über welche ihr Fuß geſchritten.

Brunhild in ſeinem Vaterhaus! — Brunhild unter einem Dach mit ihm! — Er ſteht und ſtarrt auf den hellen Lichtſtreif, er ſchlingt die Hände zuſammen, er gräbt die Zähne in die Lippen, und das Blut glüht in ſeinen Adern, als ſei es ſeit jener ſelig-ſüßen Stunde in wabernde Lohe verwandelt. — —

Nachtwache der Liebe! Heilige, ſelige, gebenedeite Sabbatzeit! —

XVII.

Nun iſt er hinaus in die weite Welt
Hat keinen Abſchied genommen;
Du friſcher Spielmann in Wald und Feld,
Du Sonne, die meinen Tag erhellt —
Wann wirſt du mir wiederkommen?

J. V. v. Scheffel.

Brunhild hatte nicht geſchlafen.

Das Haupt in die Kiſſen zurückgelehnt, ſtarrte ſie mit weitoffenen Augen empor zu der weißgetünchten Decke, gegen welche das flackernde Licht rieſige, gezackte Schatten malte.

Ein wunderſam, ſüß verklärendes Leuchten lag auf ihrem ſonſt ſo ſtolzen Antlitz, die Lippen lächelten wie in wonneſamem Traum und die Hände, welche ſich, wie zum Gebet gefaltet, über die Bruſt legten, erbebten wie unter Fieberſchauern.

Und es waren auch die Fieberſchauer einer heißen, gewaltigen, und alles bezwingenden Liebe, welche in ihrem jungen Herzen emporloderte, ebenſo jählings und rettungslos um ſich greifend wie die Feuersbrunſt dieſer Nacht, welche ihren flammendroten Purpurmantel aus-

gebreitet hatte, sieghafter Leidenschaft den Thron zu bauen.

Er hatte sie geküßt!

Inmitten des Verderbens, angesichts des grausigen Todes, umbraust von funkenwirbelnder Glut riß er sie jauchzend in seine Arme, — Lippe brannte auf Lippe, heißer und herzversengender noch wie alle glühende Lohe um sie her, und ihre ganze Seele war in diesem Kuß hinübergeschmolzen in die seine, eine einzige himmelaufschlagende Flamme waren ihre beiden Herzen gewesen und was um sie her dräute und wütete, war vergessen in der namenlosen Liebesseligkeit dieses Augenblicks. —

Dann waren die dunklen Qualmwolken über sie hingerollt, sie wußte kaum noch, wie ihr kühner Retter sie dem Verderben entriß, sie entsann sich nur noch der tiefen, traumhaften Stille nach diesem wilden Kampf um das Leben.

Dunkel und kühl ringsum . . .

Die grelle, blendende Feuersbrunst ist hinter ihnen versunken, wie ein wirrer Traum. Sie wandeln Arm in Arm durch die langen, hallenden Säle und Korridore, — gewundene Stiegen herab, deren morsches Holz unter den Sohlen knirscht, als wolle es zu Staub und Moder zusammensinken, schweigend, traumhaft — allein und weltvergessen. Ihr Haupt ruht an seiner Brust, der starken, heldenhaft-kühnen, welche sich dem Tod entgegengeworfen, furchtlos mit ihm um die Geliebte zu ringen. Sie hört die wilden, leidenschaftlichen Schläge seines

Herzens, ſie fühlt den zitternden Druck ſeines Armes, welcher ſie umſchließt, und um ſie her die tiefe, traumhafte Einſamkeit der Nacht ...

Kein Laut, kein Wort ...

Auf ihrem Mund glühen noch die Küſſe ſüßen Liebesrauſches wie heilige Siegel, welche ſie für ewige Zeit jedem andern Glück verſchließen! —

Brunhild möchte jauchzen und ſchluchzen, mit glückſelig lächelndem Antlitz Tränen namenloſen Wehes weinen ... ſie möchte die Arme ausbreiten, den Geliebten voll allesvergeſſender Inbrunſt und Leidenſchaft an die Bruſt zu drücken zu ewigem Finden und Binden, und ſchlägt dennoch die Hände mit leiſem Klagelaut vor das erbleichende Antlitz. —

Wehe mir! —

Wie ſtill iſt's um ſie her. —

Sein Vaterhaus! —

Unter einem Dache mit ihm!

Horch ... iſt es nicht ſein Schritt, ſein feſter, ſtolzer, eiliger Schritt? —

Drunten flüſtert er ... die Stiege knarrt ... er kommt ... leiſe ... ganz leiſe ... vor ihrer Tür bleibt er ſtehen ... Brunhild preßt die zitternden Hände gegen die Bruſt und wagt kaum zu atmen, aber ihre Lippen lächeln und ihr brennender Blick ſtarrt nach der Tür.

Sie ſieht ihn im Geiſte wieder vor ſich, kühn, verwildert, rauchgeſchwärzt ... ſieht ſeine herrliche Geſtalt

hochaufgerichtet auf den brennenden Trümmern ſtehen, trotzig, löwenkräftig, wuchtig Hieb um Hieb, Schlag um Schlag gegen die Mauer führend, daß die Steinmaſſen herabſauſen . . .

O unvergeßlich ſchönes, gewaltiges Bild! Jauchzender Stolz ſchwellt ihr Herz, das ganze, ungeſtüme, ſchwärmeriſche Entzücken, welches ſie Jugend auf für Siegfried den Helden begeiſterte! Nun iſt er neu auferſtanden, iſt durch die wabernde Lohe zu ihr gedrungen — hat ihr Herz durch ſeinen Kuß erweckt zu einem neuen, zauberhaften Liebesleben voll Wonne und Glück! —

Wahrlich voll Wonne und Glück? —

Wie ein leiſer, banger Seufzer wehte es durch ihren Sinn:

„Ich wollt', er wär' ein Ritter,
Ein Ritter vom goldnen Vließ.
O Lieb, wie biſt du bitter,
O Lieb, wie biſt du ſüß!“ —

Vor ihren Augen nickten die drei roten Steinnelken von Tonis Grab.

Sie hört wieder Friedels ſtolze, ruhige Stimme, als er die Liebe des armen Sennen eine Vermeſſenheit, einen Wahnſinn nannte.

Welch ein Mann, welch ein echter, rechter, ſtolzer und ſelbſtbewußter Mann mag die Liebe ſeines Weibes als Almoſen empfangen? Friedrich Franz Seehofer iſt wohl der letzte, welcher ſeine Augen zu einem Weibe er-

hebt, in deſſen adeliger Sippe er zeitlebens nur ein Eindringling ſein würde.

Und dennoch küßte er ſie! —

Aus Keckheit? Aus Übermut!?

O nein, tauſendmal nein!

Seine Liebe iſt mächtiger geweſen wie ſeine Vernunft. Der drohende Tod, welcher ſchon ſeine blutigrot leuchtenden Fittiche um ſie geſchlagen, hat die engen, kleinlichen Bande und Feſſeln des Lebens geſprengt, hat ſie hoch emporgehoben über die Knechtſchaft menſchlicher Sitten, hat ſie ſekundenlang freigemacht zu ſeligen, ſchwebenden Geiſtern, deren Herzen ineinanderflammten, deren Lippen ſich fanden in jauchzender, ſieghafter Liebe!

Nun iſt die erlöſende Macht des Todes wieder gebrochen, — ſie ſind zurückgeſunken in das Leben, ſie fühlen die Bleigewichte jener närriſchen, tyranniſchen Geſetze und ihre Herzen erzittern unter ſeiner Laſt.

Wie werden ſie einander nun gegenübertreten? Im grellen, nüchternen Tageslicht — an welchem alle Träume voll Poeſie, voll ſüßer, todmutiger Liebe erblaſſen und vergehen? —

Brunhild preßt mit leiſem Wehelaut das erbleichende Antlitz in die Kiſſen und vor ihrer Tür verklingen leiſe die Schritte ...

Es wird ſtill wie zuvor ... das Licht flackert noch einmal empor und verliſcht. Nacht, dunkle Nacht. Fern im Oſten graut der Tag.

Die erſten roſigen Schleier der Hoffnung wehen dem Licht voran wie tröſtende Zuverſicht: Heilige Sonne! Iſt die Nacht auch noch ſo dunkel und ſchwer, einmal ſteigſt du dennoch flammend am Horizont empor, — — — wenn deine Zeit gekommen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die erſte Frage der Gräfin-Mutter galt am nächſten Morgen dem kühnen Retter ihres Kindes.

Aber die Zirblerin zuckte die Achſeln und ſagte: „Ein Flank iſt der Friedel und gibt keine Ruh'. Nit einmal Zeit für ſein Frühſtück nimmt er ſich, ſchon wieder iſt er ins Schloß 'nauf!"

„Sagen Sie es mir aber gleich, wenn er zurückkommt!" bat die Gräfin und lehnte ihr bleiches, müdes Geſicht gegen die hohe Lehne des Großvaterſtuhls, welchen ihr Frau Suſei ſorglich in das Zimmer geſtellt, zurück. Sie war krank, fühlte ſich von all der Aufregung und Angſt ſo elend, daß die Oberförſterin beſorgt den Kopf ſchüttelte und um die Erlaubnis bat nach dem Arzt ſchicken zu dürfen.

„Ich möchte ſo bald wie möglich nach der Reſidenz, liebe Frau Seehofer!" ſchüttelte Theodora das ſchöne Haupt, „der Aufenthalt in Kochenhall iſt mir fürs erſte verleidet. Mein Mann reiſt heute mittag ab, um für uns Quartier zu machen, und wenn ich erſt in eine andere Umgebung komme und neue Eindrücke in mich aufnehme, verliert ſich die Nervoſität wohl am beſten!"

Brunhild war in den Garten hinausgegangen. Eine quälende Unruhe hatte ſie erfaßt. Heiße Sehnſucht nach dem Geliebten, welcher all ihre Gedanken erfüllte und doch wieder eine zitternde Angſt vor dieſem Wiederſehen.

Was wollte ſie ihm ſagen! Höfliche, phraſenhafte Dankesworte, wo jeder Pulsſchlag ihm entgegenbebte, wo jeder Blick ihm ein jauchzendes Geſtändnis ihrer Liebe ſein mußte?

Gleichgültige Dinge ſprechen mit denſelben Lippen, auf welchen noch ſeine Küſſe brannten? —

Oh, daß ſie vergehen möchte in holder Scham, wenn er abermals vor ſie trat, ihre Hand zum Gruß zu faſſen!

Und wie in jäher Angſt vor ſolch neuer Herzensqual flüchtete ſie hinaus in den Garten, welcher im ſtillen, herbſtlich falben Sonnenſchein vor ihr lag.

Die letzten Aſtern und Georginen blühten auf den Beeten, noch flimmernd unter der Laſt der Regentropfen, welche die vergangene Nacht über ſie geſtreut. Kohl und welkblättrige Stangenbohnen ſtanden im Gemüſegarten, gelbe Kürbiſſe lagen wie rieſige Goldklumpen im Laub, und auf den Pflaumenbäumen zankten ſich kreiſchend die Spatzen.

Seitwärts am Waldrand ſtand der Hieſel und ſägte Holz.

Brunhild gedachte daran, was Frau Suſei ihr lachend geſagt, als ſie ihr die Hände gedrückt und mit

leuchtenden Augen von Friedels Tat geſprochen hatte, „Ah, na!“ hatte die Oberförſterin heiter abgewehrt und dabei ihren lieben Dialekt geſprochen. „Was hab' ich mit dem Friedel zu ſchaff'n! Ich bin ja nur ſein Mutterl. Aber der Hieſel, auf den dürft Ihr nit vergeſſ'n, Komteſſe, und dem müßt Ihr ein freundlich's Wört'l ſagen übern Bub'n — das iſt einmal ſchon ſo! Denn der Hieſel ſpielt ſich alleweil auf dem Bübli ſeinen Vater und ſein Mutterl zuſammen 'naus, und alles, was der Friedel macht, das intereſſiert am meiſten den Hieſel. Gelt, Brunei, Ihr vergeßt auf'n Hieſel nit?“

Nein, ſie wollte ihn ganz gewiß nicht vergeſſen, im Gegenteil, wer ſtünde ihrem Herzen jetzt wohl näher wie der brave Alte, welcher ſo mit Leib und Seele, ſo voll närriſcher Liebe an „ſeinem“ Bübli hing.

Sie ſchritt über die blinkende Wieſe zu ihm hinüber, und der Hieſel ſah ſie kommen, ſpuckte ſchnell noch einmal und nahm die Pfeife aus dem Munde.

„Grüß Gott, Fräul'n!“ ſagte er mit fröhlichem Schmunzeln, welches ſeine zuerſt ſo grimme Miene erhellte wie ein Sonnenſtrahl, welcher durch Wolken bricht. „Das g'freut mich aber, daß ich Euch ſo g'ſund und lebend vor mir ſeh'!“

Brunei reichte ihm die Hand. Der Alte drückte das Grünei wieder auf den kahlen Scheitel und ſchlug herzhaft ein. „Und weißt auch, Hieſel, wem ich mein Leben zu danken hab'!?“

Der Angeſprochene bückte ſich und ſägte emſig weiter.

„Glaub' ſchon, daß ich's weiß. Für den Friedel iſt keine G'fahr zu groß. Wenn eine Gais oder eine Kuh ſich verſtieg'n hat, wer hat ſ' z'rückgeholt — der Friedel! Wenn wer in den See g'fall'n iſt, wer hat ihn 'rauszog'n — der Friedel! Wenn ein Feuer auskommt und es brennt alles zuſammen, wer ſpringt noch 'nein — der Friedel!" Und der Sprecher machte eine ganz geringſchätzige Bewegung mit dem Kopfe und fügte hinzu: „Und von wem hat er all die Schneid' — einzig und allein vom Hieſel! Denn ich hab' das Bübli großzog'n und hab ihm ſchon von meiner Bärenhatz' erzählt, wie's noch gar nit auf der Welt war und ſeine Wieg'n noch leer g'ſtanden iſt! Juſtament, ſo iſt's!"

Und der Alte ſägte ſo gewaltig in den dicken Tannenſtamm hinein, daß es raſſelte.

„Dafür ſind wir dir auch alle großen Dank ſchuldig!" nickte Brunhild und ſetzte ſich ſeitwärts auf einen andern gefällten Stamm nieder. „Aber ich mein', du ſiehſt gar nit ſo ſtolz aus, als du eigentlich Grund hätteſt dazu. So recht rabiat ſägſt du in den Baum 'nein, als wenn dir was Schlechtes träumt hätt'!"

„Ich hab' heut' keine Luſt zur Arbeit!" ſchüttelte Hieſel ingrimmig den Kopf. „Und ein Traum? Alleweil vom Friedel träumt mir und ich ſeh' ihn, wie er in der Welt herumkommt, und wie ein Hund, der an ſeinem Hütt'l ang'kett't iſt, muß ich zurückbleib'n! Wir hab'n alleweil zuſammeng'halt'n wie Stahl und Eiſen, er hat nit von mir laſſ'n obwohl ich nur ein armer

Inhäuslerſohn bin! Aber jetzt! Jetzt iſt's aus damit! Wie mich das kränkt, daß mich mein Fuß ſo verſchandelt! Das iſt viel dran ſchuld, wann ich mich einmal mit G'walt über das miſerable Schickſal wegſetz'n tu'! Ihr wißt's ja, was ich mein!?"

„Nein, Hieſel, ich weiß gar nix!" ſchüttelte Brunhild mit beinahe ängſtlichem Aufblick das Haupt. „Warum ſoll's zu End' ſein mit dem Friedel und dir? Das verſteh' ich nit . . ."

Der Alte warf die Säge hitzig nieder und rückte das Grünei erregt aus der Stirn.

Sein grauer Schnauzbart ſträubte ſich über der Lippe, ſo heftig arbeiteten ſeine wetterharten Züge.

„Ihr wißt's noch nit, daß der Friedel auf und davon will?"

Brunhild preßte jählings die Hände gegen das Herz, ihr Antlitz ward noch bleicher ihre Lippen erbebten.

„Kein Sterbenswört'l weiß ich!" ſtieß ſie überraſcht hervor. „Er will fort? — Ei, du mein Herrgott, wohin denn, Hieſel?"

Der Alte humpelte heran und ſetzte ſich in einiger Entfernung neben ihr nieder. Den Stelzfuß von ſich ſtreckend, faltete er die Hände und blickte wehmütig vor ſich hin.

„Das Ruſſiſch, das ihm der Iwan eing'red't hat, hat ihm halt ſo viel g'fall'n. Jetzt halt' ihn nix, er will fort, nach Rußland, will herumvagieren in der Welt

und den Krieg gegen die Türken mitmach'n. Sein Glück kann er da ſchon find'n, aber das Sterb'n iſt halt auch nit weit. Und wenn ſie den Friedel zuſammenſchieß'n ... kein Hahn kräht nach ihm. Ja, wenn ich mit könnt', wenn mein hölzerner Fuß mich nit ſo hindern tät, wenn ich noch ein g'ſunder Kerl wär', ich wollt' ſchon aufpaſſ'n, daß ihm nix g'ſchieht!"

„In den Krieg ... nach Rußland ... gegen die Türken ...?" ſtammelte Brunhild und ſchlug jählings die Hände vor das Antlitz. „Herr des Himmels, davon ahne ich ja gar nichts!"

„Was ſoll er auch zu Euch davon ſprech'n? Sein Schatz ſeid Ihr ja nit, der Friedel hat überhaupt keinen Schatz! Zu mir und dem Seehofer hat er ſich ausg'red't. Jetzt iſt die Zeit da!" Und der Hieſel ſenkte auch das Haupt tief in die Hand und ſtöhnte ſchmerzlich auf: „Ja, wenn er nur einen Schatz hätt'! Der tät ihn wohl daheim halt'n; die Lieb iſt beſſer wie Leim und Kitt, die laßt auch den Wildeſten nit fort — und ich mein', ſo einem Bub'n, wie der Friedel, dem könnt' auch eine Prinzeſſin gut ſein. O du mein, wenn ich ein Dirnei wär', ich lebet und ſterbet einzig für'n Friedel!"

Brunhild atmete tief und ſchwer, wie ein qualvolles Erbeben ging es durch ihre ſchlanke Geſtalt. „Was hilft einem Dirnei all ſeine Lieb', wenn der Friedel ſo eine Lieb' gar nit begehrt?" ſagte ſie leiſe.

„Nit begehrt?" Hieſel ſchüttelte nachdenklich den Kopf.

„Seine Gedank'n mein' ich, ſind in letzter Zeit nit viel bei ihm ſelber g'weſ'n, die hab'n an einem Dirnei g'hangen; und ich glaub', wenn's Dirnei nur ein einziges klein's Wörtl reb'n möcht', daß er dableib'n ſoll, er würd' nit ſo hartherzig ſein wie bei mir, wenn ich ihn drum bitt'! Und jetzt ſag ich nix mehr, aber ich denk' mir's halt!"

Der Alte hob den Kopf, ſein beredter, flehender Blick traf das Antlitz des jungen Mädchens, und Brunhild erglühte bis auf den weißen Nacken hinab und erhob ſich voll Haſt.

Sie reichte dem Waldhüter die Rechte entgegen und Hieſel faßte ſie wie beſchwörend zwiſchen ſeine beiden braunen, ſchwieligen Hände.

„Ich bin's wohl nit, Hieſel, an die der Friedel ſo oft denkt hat", flüſterte ſie halb abgewandt, „und ſein Schatz bin ich auch nit, wie du ſagſt. Aber eine G'ſpielin bin ich ihm ſeit Kindheit auf g'weſen und ich mein', die hat auch ein Wörtl zu reb'n. Zuſammenſchieß'n ſollen die Türken den Friedel nit, am End' find't er ſein Glück auch daheim! Und wenn ich ihm das vorſtell' ... o du mein lieber Herrgott ... hilf du dazu, daß er auf mich hört!"

„Sollt' er nit drauf hören, wenn ihm ſo ein lieb's Dirnei ſelber zuwinkt?" murmelte der Alte wie verklärt, wiſchte mit dem Handrücken über die feuchtgewordenen Augen und humpelte hinter dem haſtig enteilenden jungen Mädchen her, dem Forſthauſe zu.

Die Gräfin hatte ſchon ein paarmal nach dem jungen Seehofer gefragt, aber ſtets ward ihr der Beſcheid, daß er noch nicht wieder vom Schloß zurückgekehrt ſei. Endlich kam Eckbrecht, ſelber die Pferde des offenen Wagens lenkend, um die Damen in das Schloß, deſſen Neubau völlig unverſehrt und bewohnbar geblieben, zurückzuholen.

Gräfin-Mutter nickte zuſtimmend.

„Ja, wir wollen ſogleich mit dem Einpacken beginnen laſſen, und den Schreibtiſch möchte ich perſönlich ordnen! Iſt Friedel noch droben? Erwartet er uns?“

„Er war ſoeben bei Papa, verſchiedene Angelegenheiten mit ihm zu beſprechen, da Papa heute abend ſchon fahren will und Friedel ihn begleiten wird. Selbſtredend wartet er im Schloß auf euch!“

Lebhaftes Rot ſtieg in Brunhilds Wangen, ſie neigte ſich zu der kleinen Suſei herab, das Kind zärtlich zu küſſen, während Gräfin Theodora ſich voll herzlichſter Dankbarkeit von dem Ehepaar Seehofer verabſchiedete.

„Wir ſagen noch nicht endgültig Lebewohl! Wir kommen vor der Abreiſe noch einmal her!“ verſicherte ſie, die Oberförſterin in die Arme ſchließend. „Jetzt drängt es mich, Ihren Sohn zu ſehen — ihm endlich zu ſagen, was man eigentlich mit Worten gar nicht ſagen kann! O liebe, teure Frau Seehofer, was verdanken wir Ihrem mutigen, heldenhaften Sohn!“ und wieder ſtürzten die Tränen über der Sprecherin bleiches

Antlitz und Frau Suſei führte ſie ſorgſam zum Wagen.

„Regen Sie ſich nicht von neuem auf, liebſte Frau Gräfin, denken Sie doch gar nicht mehr zurück, und machen Sie ſich um Himmelswillen keine Gedanken darüber, daß Sie dem Friedel noch danken müßten! Er tat ſeine Pflicht und etwas Selbſtverſtändliches bedarf weder des Lobes noch des Dankes! Behüt' Sie Gott, liebe Gräfin, möchten Sie ſich bald völlig erholen!"

Auch Brunhild ruhte einen Augenblick an dem Herzen der blühend-ſchönen, kraftvollen Frau, welche ſie mit den Augen des Sohnes voll harmloſer Zärtlichkeit anlachte.

„Ihr werd' dem Mutterl gut zureb'n, gelt, Brunei?" flüſterte ſie. „Der Schreck'n iſt ihr in die Glieder g'fahren und da braucht ſie vor allen Dingen Ruh'! O mein, was iſt das für eine Freud', daß Ihr ſelber die Todesangſt ſo tapfer znrückgeſchlag'n habt. Wie ein Röſerl ſchaut Ihr aus, ſo friſch und feſch, recht ein edles Blut, das allem Widerwärtigen Widerſtand leiſt't!"

Und die Sprecherin ſtrich mit der Hand liebevoll über die glühenden Wangen der Komteſſe, und ſprach mit ihr in den teuren Lauten ihres geliebten Dialektes, was alle Sechofers taten, ſobald ihr Herz mitſprach, ſobald ſie es ganz beſonders herzlich und traulich meinten.

Hieſel ſtand ſeitwärts am Wagen und drehte ſein Grünei in der Hand, um es beim Abfahren des Wagens

mit dem obligaten „Behüt' Gott!" und einem Jodler in die Luft zu werfen.

Er zwinkerte der jungen Gräfin verständnisinnig zu und sah verschmitzter aus wie je, freute er sich doch über die Maßen seines guten Einfalls, sich diese Anwaltin genommen zu haben.

Der hielt des Friedels Starrkopf sicher nicht stand, denn seit der Alte das Holzherz hatte schnitzen müssen, wußte er genau, wie es um sein Bübli stand.

Brunhild nickte dem Hiesel zu, und ihre Miene sagte: „Verlaß' dich drauf, jetzt red' ich ein Wörtl mit ihm!" und dabei leuchteten ihre Augen wie verklärt und das schöne Antlitz schien abermals in Rosenglanz getaucht.

„Nit die heilige Veronika und alle Christengerln können schöner sein wie das Dirnei!" murmelte der Waldläufer und schwenkte das Grünei dem Wagen nach. „Wen sie so recht lieb und freundlich anschaut, der kann nit fort, der bleibt am Fleck." Und er atmete hoch auf und strich mit der Hand über den kahlen Schädel. „So ein Bübli — und will allein in den Krieg! Und gar noch in die Türkei 'nunter! Ja, wenn ich mit könnt', wann ich noch marschieren könnt', ich tät schon auf'n Friedel aufpass'n und den Saukerl's den Türken, den Turban 'runterreiß'n! So einen Jux hätt ich mein Lebtag nie wieder, da wär ich der erste dabei! Aber so allein! das Bübli so muttergottesseel'allein? Na, nie nit!"

Und Hieſel ſtülpte energiſch den Filz auf und wandte ſich zur Küche, all ſeine gute Zuverſicht durch ein Glas Enzianbitter zu ſtärken . . .

Kaum, daß eine Viertelſtunde vergangen war, klang des Friedels eiliger, feſter Schritt auf den Flieſen. Hieſel ſprang auf und humpelte über die Schwelle. „Ja, Friedel, biſt du's?!“ rief er, und ſein Blick traf voll forſchender Haſt das ſtrahlende, hochgerötete Antlitz des jungen Mannes.

„Na, wie einer, der Abſchied nimmt, ſiehſt nit aus, mein' ich, ſondern eher wie ganz was anders! So ein Feuer im Blick, d's Klüft'l offen und die Haar' aufg'ſtellt . . ! dir iſt g'wiß der Freudentrunk wegen deiner Heldentat in Kopf g'ſtieg'n', gelt?“

Friedel lachte noch mehr. „Haſt auch ſchon davon g'hört? Ich hab' getan, was ich nit hab' laſſen können — ſonſt weiter nix!“

Hieſel breitete die Arme aus. „Ein ſakriſcher Kerl biſt! So ein Mordsbub', ſo ein Lausbub' . . . ſo ein Staatskerl . . . na komm, ich gib dir 'nen Schmatz!“

Und dem Alten rollten die Tränen heller Freude über die braunen Wangen, er hob die Arme nach ſeinem Bübli und küßte ihm das lachende Geſicht.

Und darüber lachte der Friedel noch mehr, aber er hielt brav ſtill und ſagte nur: „Jetzt glaub' ich ſchon ſelber, daß du ein' Rauſchika haſt, Hieſel! Meiner Seel', ſo hat mich ja noch kein Dirnei abbuſſelt wie du jetzt!“ und damit wiſchte ſich der Sprecher über das

Geſicht, klopfte den Alten zärtlich auf den Rücken und fügte beinahe übermütig hinzu: ‚Mit ſo ein Dutzend Schmätz von dir da hat einer ſchon g'nug; aber ich nimm ja noch nit Abſchied! Laß mich aus, Hieſel, ich hab's eilig, ich muß den Vater noch um eine Gunſt bitt'n!"

„Geh', ich wart'", nickte der Hieſel verſchmitzt und dachte: die Gunſt iſt, daß er daheimbleiben kann! ging

in die Küche zurück und hielt der Zirblerin abermals das Glas hin. „Der Friedel hat von einem Räuſcherl g'red't — das hab' ich noch nit, aber ich möcht' wohl wiſſen, wie ich ausſchau', wenn ich eins hab'!"

„Mach' mir die Pferd' nit ſcheu, wann du nausgehſt!" ſpottete Frau Ambroſia gutmütig und füllte abermals ein Glas. „Heut' iſt ein Glückstag — die ganze Ramaſuri*) von heut' Nacht iſt wieder gutg'macht, und

*) Durcheinander

wenn man nit übern Durſt trinkt, dann iſt's auch nit ſchwer, nüchtern zu bleiben!" — —

Während deſſen hatte Friedel eine eilige, erregte Ausſprache mit ſeinen Eltern und dem Großvater, und der Oberförſter nickte mit hellem Blick und ſchloß den Sohn in die Arme: „Wann ſich alles ſo gut anlaßt, Friedel, dann hat's keine G'fahr — dann glückt's auch! Geh' in Frieden und reiſ' mit Gott!"

Frau Suſei war gefaßt und guten Mutes. „Ich richt' dein Kofferl! Alle Heiligen ſoll'n mit dir ſein, mein herzlieber Bub'! Ich bitt' alle Stund' für dich zum Himmel — dann fehlt dir nix!"

Dann wurden in aller Eile die Pferde angeſpannt, und nach einer halben Stunde ſprang Friedel in den Wagen. Sein Vater begleitete ihn.

Niemand bemerkte es.

Der Hieſel ſägte wieder Holz und die Zirblerin war im Kuhſtall.

„Keinen Abſchied nehmen!" flüſterte Friedel und warf ſich wieder an der Mutter Bruſt. „Ich komm' ja vorher noch einmal zurück!"

Frau Suſei nickte und biß die Zähne zuſammen. Dann zogen die Pferde an und der Wagen rollte zu Tal. —

* *
*

Als Gräfin Theodora in den Schloßhof einfuhr und die Brandstätte mit ihren verkohlten Balken und wüsten Trümmerhaufen vor ihr lag, schluchzte sie abermals laut auf und schlug die Arme so voll zitternder Todesangst um Brunhild, als müsse sie sich angesichts dieser furchtbaren Erinnerungsmale noch einmal vergewissern, daß ihr Kind wahrlich noch am Leben, wahrlich wie durch ein Gotteswunder gerettet war.

Und dann galt ihre erste Frage dem jungen Seehofer. Graf Alexis trat ihr auf der Freitreppe entgegen. „Ist Friedel euch nicht begegnet? Er hat sich vor einer Viertelstunde von mir verabschiedet, um zur Oberförsterei zurückzugehen. Er hoffte, euch unterwegs noch Lebewohl sagen zu können, denn er fährt schon jetzt zur Stadt, wo er noch einige Bestellungen machen und mich auf der Bahn erwarten will!"

Die Gräfin war außer sich. „Ich will und muß ihn aber sehen! Ich will dem Retter meines Kindes danken!"

„Das kannst du in der Residenz, liebstes Herz! Friedel hat mir versprochen, unser Gast zu sein! Morgen werdet ihr aber wohl noch nicht reisen können, eben telegraphiert mir der Hausmeister aus M., daß die Neutapezierung der Zimmer erst morgen beendet und diese vor drei Tagen noch nicht fertig eingerichtet und bewohnbar sein könnte."

Gräfin Theodora neigte das bleiche, nervösbebende Antlitz: „Bitte, beschleunige es, ich kann nicht länger

hier ſein. Wenn wir gepackt haben, reiſe ich, und iſt unſer Haus noch nicht fertig hergerichtet, bleiben wir ein paar Tage in Paſſau.“ —

* *
*

Brunhild bewohnte die kurze Zeit den Salon, welcher neben den Zimmern ihrer Mutter im Neubau gelegen war. Dem reumütigen Nannerl war zwar verziehen worden, daß es ſich nachts heimlich entfernt hatte, doch wurde ihm die Bedienung der Komteſſe nicht wieder anvertraut. Die alte Kammerfrau der Gräfin ſorgte für die beiden Damen und hatte auch ſoeben das Nachtlager für die junge Herrin eigenhändig im Salon bereitet, als Iwan in die Tür trat und ſie für einen Augenblick in die Küche abrief.

Als ſie gegangen, glitt der Alte vorſichtig in das Zimmer, legte etwas auf den Schreibtiſch nieder und huſchte auf leiſen Sohlen zurück. —

Der Graf war abgereiſt, Brunhild ſtand noch in dem Erker und blickte in die Dunkelheit hinaus, die Lichter der Wagenlaternen, welche wie Fünkchen von dem Weg emporleuchteten, zu verfolgen. Und als ſie längſt verſchwunden waren, ſtarrte ſie immer noch hinaus in die ſternloſe Nacht.

Ein namenloſes, unausſprechliches Weh preßte ihr Herz zuſammen.

„Nun iſt er hinaus in die weite Welt —
Hat keinen Abſchied genommen . . .“

Hinaus in Kampf und Streit — hinaus in drohende Gefahren, einem ungewiſſen Schickſal entgegen, auf Leben und Tod! —

„Du Sonne, die meinen Tag erhellt,
Wann wirſt du mir wiederkommen?“ —

Brunhild ſchlägt die Hände vor das bleiche, zuckende Angeſicht.

Kein Lebewohl! — Kein Wort konnte ſie ihm mehr ſagen, mit keinem flehenden Blick ihn zurückhalten, — er iſt hinaus in die weite Welt. —

Und wäre er wohl geblieben, auch wenn ſie ihn darum gebeten hätte? —

Nein, tauſendmal nein! Um ihretwillen ging er ja. Die Liebe hielt ihn nicht, gerade ſie trieb ihn hinaus, voll ſtolzen Sinnes den Weg zum Glück zu ſuchen. —

Er will keine Almoſen, — er will hocherhobenen Hauptes fordern können! —

Warum forderte er nicht jetzt ſchon? — Der Graf hatte ihm die Erfüllung einer jeden Bitte zugeſagt — warum erbat er ſich nicht die Geliebte, ſie, deren junges Leben er dem Tode abgerungen, ſie, die er gerettet hatte, nicht für die Welt mit all ihrer Hoffart und ihrem Stolz, ſondern für ſich, — allein für ſich und ſeine heiße flammende Liebe! —

Liebe! — liebt er ſie wahrlich? —

Ach, warum ging er ohne Abſchied ... ohne ein einziges Zeichen ſeines Gedenkens, ſeiner Treue? —

Brunhild lehnt' das Haupt zurück und ſchließt die Augen wie im Traum.

Noch brennen ſeine Küſſe auf ihren Lippen, — noch flammt ſein jauchzender todesmutiger Blick in dem ihren ...

Das war kein frevles Spiel ... das war heilige Wahrheit angeſichts des Todes ...

Er liebt ſie!

Er ſtürmt hinaus in das Leben, einen einzigen Preis nur, ein einziges Ziel zu erringen, — Brunhild!

Und ſie?

Mit einer ungeſtümen Bewegung breitet ſie die Arme aus, als müſſe aus dem Dunkel und der troſtloſen Öde der Nacht ſieghaft eine Sonne brechen.

Siegfried! — Siegfried! —

Ein leiſes Geräuſch hinter ihr.

Iwan ſteht ehrerbietig auf der Schwelle.

„Ich möchte gnädigſte Gräfin gehorſamſt erinnern, daß die Uhr auf dem Schreibtiſch in dero Salon aufgezogen werden muß.“ —

„Soll ich es tun? — Warum das?“ —

„Frau Gräfin Gnaden haben befohlen, daß Komteſſe in deren nächſter Nähe im Salon ſchlafen ſoll; das Zimmer iſt bereits hergerichtet und der Eintritt für die Dienerſchaft unterſagt.“ —

„Gut; ich werde es nicht vergeſſen.“

Brunhild richtet ſich mechaniſch auf und ſchreitet nach dem Salon, ſie tritt an den Schreibtiſch und entzündet eine Kerze.

Hier ſteht die kleine, goldbronzene Pendule, und da? — Was liegt da? — Ein Brief?! —

Die Hand, welche nach dem weißen Kouvert faßt, bebt.

Es trägt nur mit Bleiſtift geſchrieben die Worte: „An Gräfin Brunhild.“

Friedels große, feſte, charakteriſtiſche Schrift.

Das junge Mädchen ſinkt auf den Seſſel nieder, ihre Augen ſtarren auf die Buchſtaben, kaum vermag ſie den Brief zu öffnen.

Ein kleiner Strauß von getrocknetem Edelweiß. „Behüt' dich Gott!“ ſteht darunter.

Sein letzter Gruß. Sein Lebewohl. — So ging er doch nicht, ohne ihrer zu gedenken.

Die andern Blumen in Feld und Wald ſind tot, der erſte Schnee, welcher im Lichtſchein der Kerze draußen gegen die Fenſter rieſelt, deckt ſie zu mit dem großen, kahlen Bahrtuch der Vergeſſenheit.

Dieſe Edelweißſterne gehen aber nicht unter in langer Winternacht, ſie ſterben und vergehen nicht, ſie bleiben ewig, wie Liebe, die bis zum Tod getreu iſt.

Brunhilds Augen leuchten, ſie preßt die gefalteten Hände gegen die Bruſt, ihr Blick richtet ſich empor zum Himmel.

„Behüt' dich Gott, Friedel!" flüſtert ſie und nochmals leiſe, mit zitternden Lippen wie ein Gebet — „Behüt' dich Gott!" —

XVIII.

Der Hauptmann, er lebe! Er geht uns kühn voran,
Er führt uns gar mutig auf blut'ger Siegesbahn!
Zu Ruhm und Ehr', zu Streit und Kampf hinaus,
Er führt uns auch wieder zurück ins Vaterhaus!

(Altes Soldatenlied

„Wollen Sie das Wagnis in der Tat riskieren, Leutnant Seehofer? — Ich kommandiere Sie nicht dazu, sondern gebe Ihnen nur auf Ihren persönlichen Wunsch die Erlaubnis, mit einer kleinen, freiwilligen Mannschaft das gefährliche Unternehmen zu beginnen. Wie wichtig dieses ist, wissen Sie, wie tollkühn es ist, wissen Sie vielleicht nicht, denn Sie kennen als Deutscher weder den Feind, welchen Sie vor sich haben, noch die Grausamkeit der türkischen Tscherkessen, mit der dieses Volk seine Gefangenen behandelt. Also überlegen Sie Ihr Vorhaben noch einmal reiflich. Wie gesagt, ich kommandiere Sie nicht dazu, weil ich die Ausführung fast für unmöglich, Ihr Leben für direkt geopfert erachte. Wollen Sie indessen gehen — gut; ich lasse Sie gewähren, denn wenn das Wagnis glückt, ist uns ein Dienst von geradezu ungeheurer Wichtigkeit geleistet."

„Ich bitte um die Erlaubnis, den Rekognoszierungsgang unternehmen zu dürfen, Herr Oberſt, und wiederhole, daß ich die feſte Überzeugung habe, glücklich zurückzukommen!"

„Ich bezweifle, daß ſich Ihnen freiwillige Mannſchaft anſchließen wird!" —

„Es haben ſich bereits vier Mann bei mir gemeldet, Herr Oberſt, welche bereit ſind, mich zu begleiten!" —

„Ah ... in der Tat?" — Das rote, narbige Geſicht des ruſſiſchen Offiziers neigte ſich erſtaunt vor, er riß die Augen weit auf: „Sollten Sie ſich nicht irren? — Ich kenne doch die Stimmung im Regiment! Die Soldaten fürchten nicht den Tod auf dem Schlachtfeld, aber die Gefahr, den Türken lebend in die Hände zu fallen, — ſich maſſakrieren zu laſſen, — die fliehen ſie wie Feiglinge! — Der furchtbare Tod der jungen Bulgarenfrau, deren Kopf ein Tſcherkeſſe unſern Vorpoſten zuſchleuderte, hat die Gemüter jüngſthin zu ſehr erregt, — man hat den Eindruck noch nicht überwunden ..."

„Gleichviel, Herr Oberſt, — ich bin meiner Leute gewiß." Der Ruſſe muſterte den Sprecher, welcher ſo kühn und zuverſichtlich, mit erhobenem Haupt vor ihm ſtand, mit langem Blick.

„Ihr Einfluß auf die Mannſchaft iſt allerdings ein ganz außerordentlicher, ſchier wunderbarer, — Tapferkeit und guter Humor ſtecken an, — es ſind die beſten Ausrüſtungsſtücke für einen Feldſoldaten. — Alſo, Sie

ſind der Mannſchaft gewiß; gut, — ich werde mich überzeugen. Den Auftrag, welchen Sie eventuell auszuführen haben, kennen Sie. Überzeugen Sie ſich durch eigene Anſchauung genau von der türkiſchen Stellung, verſuchen Sie, einen vorgeſchobenen Poſten aufzuheben, ſuchen Sie aber jedenfalls ein Gefecht zu vermeiden. Wie denken Sie ſich ihr Vorgehen?"

„Der Weg wird vermutlich weit ſein, Herr Oberſt, ich muß noch bei Tageslicht ſo tief wie möglich in das Gebirge eindringen, um mich der feindlichen Stellung tunlichſt zu nähern. Meine Abſicht iſt es, den feindlichen Flügel der Vorpoſtenſtellung auf irgend welchen Waldpfaden zu umgehen und vom Rücken des Feindes aus meine Beobachtungen zu machen."

„Hm", — der Oberſt wickelte ſich feſter in ſeinen Mantel und ſchüttelte nachdenklich den Kopf —, und das ſoll glücken? Gott erhalte Ihnen dieſe Überzeugung."

Friedels Augen blitzten auf. „Der Verſuch muß gemacht werden, auf alle Fälle, Herr Oberſt! Ich denke ſobald wie möglich abzumarſchieren, ... Brot, eine Flaſche mit Kognak, Fernglas ... Feuerzeug und eine Laterne mit Lichtern, — mehr gebrauche ich nicht. Die Nacht wird kalt werden."

„Marſchieren Sie mit allen Sicherheitsmaßregeln."

„Befehl, Herr Oberſt!"

Der Vorgeſetzte reichte dem — anläßlich des letzten Gefechtes — neuernannten jungen Offizier die Hand.

Er hatte bis jetzt ein schlechtes Französisch mit ihm gesprochen, jetzt fuhr er, lebhaft die dargebotene Hand schüttelnd, in russischer Sprache fort: „Sie haben sich bis jetzt in jeder Weise ausgezeichnet, Seehofer, Sie verdienen es, daß Sie mit heiler Haut heimkommen, es wäre bei Gott schade um Sie. — Ungern sehe ich Sie gehen. Aber die Patrouille ist so überaus wichtig, daß es Verrat an der guten Sache wäre, hielte ich sie aus Vorsicht zurück. C'est la guerre! — Ein Menschenleben gilt da nichts. Also gehen Sie mit Gott; — mein lebhaftes Interesse und meine besten Wünsche sind mit Ihnen — Sie haben mich verstanden? Sie sprechen ja russisch!"

„Befehl, Herr Oberst. Verbindlichsten Dank für das Wohlwollen, welches sie mir stets gezeigt. Ich gehe im festen Glauben an Gottes Gnade, welche mich schützen wird. Sollte es aber beschlossen sein — sollte ich nicht zurückkehren, so bitte ich inständigst darum, meine Angehörigen in möglichst schonender Weise, wenn tunlich ohne die näheren Umstände meines Todes — ich denke an die Grausamkeit des Feindes — zu benachrichtigen!"

Über das wetterharte Gesicht des alten russischen Offiziers zuckte es wie von aufrichtigem Mitgefühl. Noch einmal preßte er wie in kurzem Überlegen die bärtigen Lippen zusammen, dann nickte er hastig. „Ich verspreche es; — Gott schütze Sie."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Die kleine Patrouille war abmarschiert.

Tiefer Ernſt, aber eine wunderſame, zuverſichtliche Entſchloſſenheit lag auf den Geſichtern der waghalſigen jungen Burſchen.

Die äußerſte Vorpoſtenlinie war bald überſchritten, und die Blicke der zurückbleibenden Kameraden folgten der kleinen Schar, wie man Schlachtopfern nachblickt, welche rettungslos dem ſichern Tod entgegengehen. —

Der Oberſt wandte ſich zu ſeinem Adjutanten.

„Begreifen Sie es, daß ſich die Mannſchaft freiwillig gemeldet hat?“

„Von Seehofer — ja! von den andern allerdings nicht, Herr Oberſt!“ —

„Es grenzt an ein Wunder. Nicht allein um des hohen Erfolgs, ſondern um der Tapfern ſelber willen gäb' ich ein Jahr meines Lebens darum, wenn ſie lebend heimkehrten.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Finſtere, unheimliche Nacht.

Höher und höher geht's durch pfadloſe Wildnis ſteil bergan.

Der Sturm heult eiſig daher und treibt einzelne Schneeflocken und ſcharfe Eiskörner den lautlos ſchreitenden Männern ins Geſicht.

Einer ſchreitet in den Fußſtapfen des andern um möglichſt jedes Geräuſch zu vermeiden. Schluchten und Abgründe rechts und links, ſtarre Felſen, bröckelndes Geröll. Ein Fehltritt in der Dunkelheit kann zum Verderben werden.

Aber Friedel verſteht ſich aufs Klettern und Steigen, er taſtet ſich voran als Pfadfinder.

Eine kleine, ſchneebedeckte Wieſe im Schutz einer Felswand.

Erſchöpft wirft man ſich nieder und ruht aus.

Von türkiſchen Poſten iſt noch nichts zu entdecken. Der Mond tritt durch das leichte Schneegewölk und beleuchtet die majeſtätiſche Pracht des Balkans; Friedel erſtieg vorſichtig eine höher ragende Felskuppe.

Auf dieſen Bergen mußten ſich feindliche Befeſtigungen befinden. — Noch eine letzte Anſtrengung, er ſteht droben. Ah, feindliche Biwakfeuer, weithin geſtreut, in großer Zahl — und jetzt Muſik ... feierlich getragen, von einem größeren Muſikkorps ausgeführt — wohl ein Abendgebet. —

Friedel frohlockt.

Alſo richtig eine ſtärkere Truppenmacht.

„Vorwärts!“ flüſtert er, „wir müſſen in nächſter Nähe der Vorpoſten ſein!“

Gleicherzeit ein wunderlich krächzender Ton dicht neben ihnen.

„Pſt ... nicht gerührt ... aufgepaßt!“ —

War das ein Signal des Feindes? Hatte ſie eine Schleichpatrouille bemerkt und wollte ſich auf unverdächtige Weiſe Verſtärkung herbeirufen?

Dicht an die Felſen gedrückt verharren die Männer in lautloſem Schweigen.

Nein, es war nichts. — Über ſie hin ſtrich ein

Nachtvogel mit ſchwerfälligem Flügelſchlag — juſt zu ihren Häuptern ſtößt er noch einmal denſelben Schrei aus ...

Das Gewölk ſteigt höher und verdichtet ſich. Der Mond verſchwindet. Dunkle ſchwarze Nacht.

„Der Weg iſt zu gefahrvoll, wir müſſen neuen Mondſchein abwarten."

Dicht zuſammengedrängt, ohne Feuer, umheult vom Schneeſturm kauern ſich die Männer nieder. Sie zittern vor Kälte, an Schlaf iſt nicht zu denken.

Grauenvolle Stunden ſchleichen dahin.

Endlich, gegen zwei Uhr ſchimmert wieder das fahle Mondlicht durch zerriſſenes Gewölk.

„Vorwärts!"

Und abermals begann die grauſige Wanderung.

Ein paar hundert Schritt.

„Pſt ... ſtill liegen."

Vor ihnen am Waldesſaum ſtand eine Schildwache, müde auf das Gewehr gelehnt, frierend und mit allen Gedanken weit ab in der warmen, ſonnigen Heimat.

In beträchtlicher Entfernung lagen vier Türken an kleinem Wachtfeuer, die Gewehre zuſammengeſtellt, und ſchliefen.

Ein kurzer, ſchier atemloſer Befehl Seehofers.

Lautlos gleiten ſie im Dunkel des Waldesſaumes vorwärts, die Schildwache lehnt gähnend an einem Baum.

Ein Sprung — ein Griff zweier nerviger Fäuſte an die Kehle — ein anderer reißt das Gewehr an ſich —

Ohne einen Laut von ſich zu geben iſt der Türke überwältigt.

Der Schreck, das Entſetzen des Mannes, welcher ſich ſo völlig ſicher geglaubt, iſt grenzenlos, wie gelähmt, unfähig, ſich auch nur zur Wehr zu ſetzen, läßt er ſich mit fortreißen. Im Geſchwindſchritt zurück. Am Wald entlang — der Gefangene taumelt und röchelt, — Kolbenſtöße treiben ihn vorwärts.

Endlich ſtehen ſie. Weit aus dem Bereich der Poſten. Friedel möchte einen hellen Juchzer ausſtoßen, aber er beherrſcht ſich.

„Feſſelt ihn!“

Es geſchieht und nun geht es auf Sturmesſchwingen weiter.

Der Mond leuchtet. Sie finden den Weg leichter wie zuvor, immer wieder bergauf. —

Dann eine kurze Raſt. Man ſtärkt ſich durch Brot und Kognak.

Auch dem Gefangenen reicht Friedel die Flaſche.

Der Unglückliche zittert an allen Gliedern. Er wirft ſich nieder und hebt flehend die Hände.

Ein kurzes türkiſches Wort ſtößt er aus rauher Kehle hervor, es ſoll wohl „Gnade“ heißen.

Friedel klopft ihm tröſtend auf die Schulter und nickte ihm zu, ſein friſches, lachendes Geſicht zeigt wohl

keine Spur jener grauſamen Wildheit, wir der Türke ſie im Antlitz der Seinen kennt.

Zögernd nimmt er die Flaſche und trinkt.

Durch eine beredte Zeichenſprache verſichert ihm Friedel, daß er nichts zu fürchten brauche und der Gefangene ſcheint in dieſer Hoffnung neu aufzuleben.

Abermals geht es vorwärts.

Als die Morgenſonne emporſteigt und das Gebirge mit purpurrotem Licht übergießt, ſtehen ſie auf der Bergeshöhe.

Vor ihnen, im erſten Frühlicht, weit ausgebreitet, dehnte ſich das türkiſche Lager; auf 800 bis kaum 1000 Schritte die türkiſchen Befeſtigungen.

In fieberhafter Eile entwarf Seehofer eine Zeichnung der feindlichen Stellungen, trug die ſtarken Verſchanzungen ein, welche er in weiterer Entfernung erblickte, vermerkte ſo gut es anging die Zahl der Geſchütze, und der Zweck des gefahrvollen Unternehmens war vollſtändig erreicht.

Ein kleines Gehölz deckte den Rückzug.

Der Gefangene machte nicht die mindeſte Miene ſich zu befreien oder den Verräter zu ſpielen.

Mit ſcharfforſchendem Blick hatte er Seehofers Geſicht geprüft uud er ſchien mit dem Reſultat der Beobachtungen ebenſo zufrieden, wie Friedel mit dem ſeinigen.

Ja, es ſchien ſogar, als ob mit der tröſtlichen Zuverſicht eine gewiſſe Freudigkeit über den Soldaten ge-

kommen ſei. Wenn man ihn nicht tötete, was konnte er ſich Beſſeres wünſchen, als Gefangener zu ſein, allen Gefahren, Strapazen uud Entbehrungen, der Kälte nnd dem Hunger entronnen zu ſein? Er ſchritt wacker aus und bereitete keinerlei Schwierigkeiten.

Die Sonne ſtieg höher und ihr ſtrahlendes Licht vermehrte die Gefahren des Rückwegs ganz beträchtlich. Gekommen war die kühne, kleine Patrouille im Schutz der Nacht, gehen mußte ſie im hellen, verräteriſchen Licht des Tages.

Von allen Berghöhen herab, welche die Türken beſetzt hielten, konnte man die kleine Schar ſehen und beobachten, denn Friedels kühnes Wagnis, den Feind zu umſchleichen und ihm in den Rücken zu kommen, war geglückt. Aber gerade dieſer Umſtand begünſtigte nunmehr auch den Heimweg.

Die Türken konnten einen Feind in ihrem Rücken nicht vermuten, denn die Ruſſen, welche ihnen tagelang untätig gegenüberlagen, hätten unmöglich eine ſolche Umgehung unbemerkt bewerkſtelligen können.

Dennoch beobachtete Friedel alle Vorſicht, ließ die Mützen ſeiner Leute umkehren uud mit den wollenen Halsſhawls umwickeln, um auf die Entferung hin die Täuſchung, es ſeien Turbans, zu erwecken. Auch mußte bei beſonders exponierten Punkten der Gefangene aufrecht vor ihnen hergehen, während ſie kriechend, und dadurch ihre Uniformen verbergend, ihm folgten.

Es fiel auch tatſächlich kein einziger Schuß, obwohl

man die türkiſchen Soldaten auf den Wällen genau erkennen konnte.

Mit unbeſchreiblichem Jubel im Herzen ſah man endlich, daß die Gefahr glücklich überwunden war.

Zwar machte der Rückzug über die ſteilen Berge den erſchöpften Männern noch große Schwierigkeiten, aber auch dieſe letzte Anſtrengung ward überwunden, und ſtrahlenden Auges, wie berauſcht von ſtolzer Siegesfreude, zogen die Heldenhaften wieder in das ruſſiſche Lager ein.

Ein unausſprechlicher Jubel empfing ſie.

Alles ſtrömte zu Hauf — brauſendes Hurra erfüllte die Luft.

Wie ungemein Seehofer bei den Kameraden beliebt war, zeigte ſich jetzt, wo er, der Aufgegebene, ſchon Totgeglaubte, friſch und kerngeſund zurückkehrte.

Seine Tat war eine Ehre für das ganze Regiment, durch ihn fühlte ein jeder ſich gehoben und ausgezeichnet.

Sein Gang zum Zelt des Oberſten glich einem Triumphzug.

Oberſt Karſchinoff traute ſeinen Augen nicht, als er in Friedels lachendes Antlitz blickte. Einer erſten Regung herzlichſter Freude folgend, ſchloß er den jungen Offizier in die Arme und beglückwünſchte ihn durch zwei herzhafte echt ruſſiſche Küſſe auf beide Wangen, und dann ſtarrte er auf den Gefangenen und fragte zweifelnd: „Bis an die Vorpoſten — bis in die nächſte Nähe des Feindes gelangten Sie?“ —

„Wir waren im Rücken des Lagers, Herr Oberſt, und weil man uns dort am wenigſten vermutete, hielt es nicht allzuſchwer, eine ahnungsloſe Schildwache zu überrumpeln.“ —

„Im Rücken des Feindes?!“ wiederholten ein paar Stimmen aus dem Kreis der Offiziere: „Tauſend Teufel noch eins, wie iſt denn das möglich?!“

Oberſt Karniſchoff kniff zwinkernd die Augen zuſammen und ſchaute eine Weile ſchweigend in das offene, ehrliche Geſicht ſeines Proteges. Sein Geſicht färbte ſich noch röter wie ſonſt, eine ſichtliche Aufregung erfaßte ihn: „Werden wir ja alles hören, meine Herren!“ — ſtieß er haſtig hervor, wandte ſich dann zu der Mannſchaft, welche Seehofer begleitet hatte, und ſchüttelte ihnen voll warmer Anerkennung die Hände. „Das ſoll euch nicht vergeſſen ſein, Bratuſchkis!“ ſagte er, „eure Namen werden vor dem Kaiſer klingen und der Lohn wird nicht ausbleiben!“

Dann muſterte er den Gefangenen, gab die nötigen Befehle für ſeine Unterbringung und wies einen jungen Offizier an, für die Mannſchaft zu ſorgen. „Die Leute können heute trinken, ſoviel ſie wollen, auf meine Koſten, — hörſt du, Lubinski? Und ein beſonderes Eſſen ſollen ſie haben, und dann laßt ſie ſchlafen! — Und Sie, mein Freund Seehofer, bleiben erſt bei mir und erſtatten genauen Rapport. Die Herren Stabsoffiziere bitte ich, uns zu folgen.“ Er trat in ſein Zelt zurück und die Herren ſchloſſen ſich an.

Friedel berichtete über seine Rekognoszierung in seiner frischen, einfachen Weise, ohne jede Selbstüberhebung, ohne zu vergrößern und aufzubauschen, humorvoll und bescheiden, es allein der Tatsache überlassend, für ihn und sein Verdienst zu sprechen. Voll brennenden Interesses ward seine Aufzeichnung besichtigt, der Oberst befahl, den Gefangenen durch einen Dolmetscher verhören zu lassen, ob seine Aussagen die Beobachtungen Seehofers bestätigen würden.

Da man dem Türken versprach, sein Leben zu schonen, wenn er der Wahrheit gemäß berichten würde, machte weitgehende Mitteilungen, welche sich in jeder Beziehung mit Friedels Berichten deckten. Die Aufregung, die Freude des Obersten waren grenzenlos; er war in der Lage, eine der wichtigsten Meldungen an den Generalstab gelangen zu lassen, und daß dabei die Gnadensonne ihre Strahlen auch auf ihn und das ganze Regiment werfen mußte, war sicher.

Die Ordonnanzoffiziere und Staffetten galoppierten davon, — die Herren, welche Seehofer in das Zelt ihres Vorgesetzten begleitet hatten, zogen sich in gehobenster Stimmung zurück, um für einen gemeinsamen Festtrunk zu sorgen, mit welchem das so schwerwiegende Ereignis gefeiert werden sollte, und die jüngeren Kameraden ergingen sich in Mutmaßungen, welche Auszeichnung nun wohl Seehofers harren würde.

Ein paar mißmutige Stimmen wollten laut werden, daß es gerade ein Deutscher und kein Russe sei, welcher

dieſen Lorbeer erntete, aber ſie verſtummten bald unter der heftigen Gegenrede, welche Seehofer als „Kameraden" erklärte! „Wer ſo viel Sympathie für Rußland und ſeine heilige Sache hat, daß er ſich freiwillig unter ſeine Fahne ſtellt, um Blut und Leben einzuſetzen, der iſt ſo gut wie ein geborener Ruſſe!" rief ein Hauptmann enthuſiaſtiſch. „Glaubt mir, Freunde, wir haben nicht zu viele unter unſeren Landsleuten, die imſtande geweſen wären, unſerm Vaterland den gleichen Dienſt zu erweiſen, viele wären niemals willens geweſen, ihr Leben ſo aufs Spiel zu ſetzen!" —

„Natürlich! — Die Faſanen!" —

„Was kann man wohl anders von ſolchen Goldfaſanen erwarten!"

„Wereſchtſchagin will ja jetzt auf den Kriegsſchauplatz kommen, um Motive für neue Bilder zu ſammeln! Sie ſind ja verwandt mit ihm, Lubinski! Schlagen Sie ihm doch vor, er ſoll mal einen recht ſchmucken, reich dekorierten Goldfaſan als Stilleben malen . . ."

„Ja, ja, und als Gegenſtück dazu einen von uns, ſo ein armes Feldhuhn, — welches Tag und Nacht halb erfroren auf den Erdſchanzen liegt!" —

Ein kurzes, ingrimmiges Gelächter, dann ſagt eine tiefe Baßſtimme: „Seehofer iſt ein ſolches Feldhuhn, er iſt uns allen voran ins Feuer geflogen, und daß er heute zurückkam iſt ein Wunder. Solch ein tapfrer Mann iſt zwar kein Ruſſe, aber er iſt's wert, einer zu heißen. Er ſoll leben!"

„Hurra! Hurra!“ —

„Vorwärts Kinder, — heut wollen wir eins draufgehen laſſen, dem Seehofer zu Ehren, er verdient's!“

Währenddeſſen ſaß Friedel noch im Zelt des Oberſten, an dem kleinen, wackligen Holztiſch, ſeinem Vorgeſetzten gegenüber.

Karniſchoff hatte ihn zurückgehalten, als die Stabsoffiziere gegangen waren.

Er legte vertraulich die Hand auf den Arm des jungen Mannes und zwang ihn auf den Stuhl zurück.

„Bleiben Sie noch, Seehofer, ich möchte noch ein wenig mit Ihnen plaudern. Am liebſten in deutſcher Sprache! Könnte ich es nur, aber ich war ein fauler Schlingel und nützte nicht die Gelegenheit, und nun ſchäme ich mich deſſen, denn wiſſen Sie, junger Freund, meine Mutter war auch eine Deutſche, und darum fließt in meinen Adern auch ein gut Teil Germanenblut. — Ja, ja! Sehen Sie mich nur ſo erſtaunt an, dächte, Sie hätten es mir anmerken können, daß ich Sympathien für die Deutſchen habe! — Ja, es liegt Schneid in ihnen! Tapferkeit ... Mut ... und Pflichtgefühl ... Oh, ich war ſeit jeher ſtolz auf mein deutſches Blut und heute bin ich es ganz beſonders! Aber die Sprache, — die Sprache! Ich war zu faul zum Lernen — und als das Intereſſe kam, da war's zu ſpät, da ſtarb uns die Mutter weg. — Ja, was ich Ihnen ſagen wollte ... ſetzen Sie ſich näher heran ... ganz im Vertrauen, Sie wiſſen, daß ich Ihr Freund bin . . beantworten Sie

Sie mir mal offen und ehrlich eine Frage, wollen Sie?" —

„Selbſtverſtändlich! Jederzeit, Herr Oberſt!"

„Daß Sie die gefährliche Rekognoszierung unternahmen, begreife ich vollkommen, — daß aber vier Mann ſich freiwillig zu Ihrer Begleitung meldeten, — das iſt mir bei der momentanen Depreſſion, welche auf den Gemütern laſtet, geradezu ein Rätſel. — Nun tat mir vorhin einer der Leute eine ſeltſame Äußerung: ‚Wir mußten ja zurückkommen', — ſagte er. — — Woher dieſe Zuverſicht? Haben Sie irgend ein Hilfsmittel angewandt, Seehofer, um den Mut der abergläubiſchen Kerls zu ſtärken? Die Sache intereſſiert mich lebhaft, ich verſpreche Ihnen volle Diskretion — aber ich bitte Sie inſtändigſt — ſagen Sie mir, was Sie mit den Kerls angeſtellt haben!"

Friedel lachte leiſe vor ſich hin.

„Wenn Herr Oberſt gemerkt haben, daß die Sache nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen iſt, ſo hilft mir ja alles Leugnen doch nichts!" ſagte er humorvoll, die Achſeln zuckend. „Ich bitte nur gehorſam, das koſtbare Geheimnis zu hüten, denn ich hoffe, daß es uns noch anderweit gute Dienſte leiſtet!"

„Ah! Alſo richtig!" nickte Karniſchoff, eifrig näherrückend und den Kopf mit dem ſchwarzbuſchigen Haar und Bart zuneigend, „ſprechen Sie!"

„Als ich den Entſchluß faßte, den Feind zu rekognoszieren, ſagte ich mir ſelbſt, daß die Ausführung unfehl-

bar ſcheitern müſſe, weil keiner der Soldaten den Mut haben würde, ſich hülflos in die Hände der Barbaren zu liefern.“ — Friedel hob ſein Haupt, ſein Auge blitzte voll ſchalkhafter Laune: „Da kam ich auf eine gute Idee, — ich rechnete mit dem ſo ſtark ausgeprägten Aberglauben der Mannſchaft. Es war mir zu Ohren gekommen, daß die Leute ſich in vollem Ernſt das Märchen erzählten, General Skobelew, welcher ſich ſo mutig dem feindlichen Feuer ausſetzt, ſei unverwundbar, weil er ein geweihtes Amulett bei ſich trage, welches vor Tod und Verwundung ſchütze. Auf dieſen Aberglauben baute ich meinen Plan. Ich war zufällig noch im Beſitz von vier Frankfurter Talern, welche ich ehedem an der Grenze nicht eingewechſelt bekam, — man hielt ſie wohl für falſch. — Ich nahm mir nun jeden der vier handfeſten Kerls, in welche ich das meiſte Vertrauen ſetzte, beiſeite, gab jedem heimlich ſolch einen Taler und ſagte: ‚Haſt du geſehen, wie ich mich bei dem letzten Gefecht dem Feuer ausſetzte und doch nicht verwundet ward? Ich will dir mein Geheimnis verraten, — ich beſitze dieſelbe Medaille wie Skobelew, — hier dieſelbe! Die ſchöne Frau, welche du darauf ſiehſt, iſt die größte Heilige und Schutzpatronin der Krieger. Sieh, ich habe noch ein ſolch wundertätiges Amulett, das will ich dir geben, wenn du ſchwörſt, keinem Menſchen etwas zu verraten. Trägſt du es, biſt du gleich mir unverwundbar, es kann uns kein Unheil geſchehen. Nun aber höre! Wenn du willſt, daß ich dir dieſes Kleinod gebe,

ſo verſprich mir, daß du mich in das Gebirge begleiteſt, den Feind auszukundſchaften. Wir werden auf jeden Fall unverletzt heimkehren und als Helden gefeiert werden und großen Gewinn davon haben! — Willſt du?' — Und ſie wollten alle viere, und als wir heimkehrten, hat mir jeder mit leuchtenden Augen verſtändnisinnig die Hand gedrückt und geſagt: ‚Wenn du uns wieder brauchſt, Brüderchen, ſag' es, — wir folgen dir überall hin!'" — Der Sprecher lachte fröhlich auf: „Und ich bin überzeugt, daß ſie es tun, und hoffe, Herr Oberſt, die guten Frankfurter Taler, deren ſchönes Frauenbildnis die braven Jungen ſo andächtig betend küßten, werden uns noch manch guten Dienſt leiſten!"

Karniſchoff ſtarrte ſeinen Leutnant einen Augenblick ſprachlos an, dann nickte er ernſthaft mit dem Kopf und der Ausdruck ſtaunender Bewunderung in ſeinem Geſicht verſtärkte ſich.

„Sie ſind ein genialer Menſch, Seehofer, — Sie wiſſen ſich zu helfen und haben Menſchenkenntnis. Solch ein praktiſcher Sinn, ſolche Geiſtesgegenwart ſind ein wahrer Schatz, ſie leiſten oft mehr, wie die hervorragendſten Kenntniſſe, daß haben Sie ſoeben bewieſen!" — Und dann lachte er auch mit tiefer Stimme vor ſich hin: „Skobelewmünzen! Der Gedanke iſt ja herrlich! Damit ließe ſich viel machen ... hm ... warum aber gaben Sie es den Leuten einzeln, — heimlich ... und verpflichteten ſie zum Schweigen?"

„Um den Glauben an die Amuletts nicht zu gefährden

Falls wir angegriffen worden wären und einer von uns fiel, durfte der andere nicht ahnen, daß jener auch eine Weihmünze bei ſich getragen habe, ſonſt wäre ja die Zuverſicht erſchüttert geweſen, und kein Menſch iſt unbrauchbarer und haltloſer wie ein ſolcher, welcher den Boden unter den Füßen wanken fühlt; getäuſchter Glauben entnervt einen Menſchen ebenſo, wie betrogene Liebe!" —

„Sehr richtig ... vortrefflich ... ich ſehe, Sie überlegen, bevor Sie handeln. Das iſt viel wert. Und das Geheimnis muß ſelbſtredend in den Augen der Leute gewahrt werden, — aber Skobelew, hm, Skobelow ſelber muß es erfahren. Er iſt eitel ... es wird ihm ſchmeicheln, wenn er indirekt bei Ihrer Patrouille geholfen hat, — Sie wiſſen ja, es gibt Menſchen, welche ſich gern in jeden Erfolg teilen. Hm ... er iſt den Deutſchen nicht ſonderlich gewogen, wenn Sie ihm aber ein bißchen Ruhm abgeben, wenn Sie Skobelewamuletts verteilen — das wird ihn doch für Sie einnehmen! — Und nun Gott befohlen, mein lieber, junger Held! Wir wollen das Ereignis nachher zuſammen feiern — und ich denke, der kaiſerliche Dank bleibt nicht aus." —

— — — — — — — — — — — — — — —

Mit Jubel und Geſang hatte man den Gefeierten in ſein Zelt begleitet, — die Nachtluft ſtrich kalt daher und kühlte die weinerhitzten Geſichter. Noch ein kurzes, ſchwerzüngiges Lallen hin und her und bald lagen die jungen Kameraden, welche das Zelt mit Friedel teilten, in tiefem Schlaf.

Seehofer aber trat noch einmal hinaus in die ſtille, klare Winternacht und ſein Blick ſchweifte empor zu den weißglänzenden Bergrieſen des Balkans. Da wähnte er die geliebten bayeriſchen Alpen, die traute Heimat zu ſchauen, er hob die gefalteten Hände zum Himmel, er dankte ſeinem Herrn und Gott, daß er mit ihm geweſen in den Stunden der Gefahr, und dann breitete er die Arme voll heißer, inniger Sehnſucht aus und flüſterte: „Ja, ich habe ein Amulett, welches mich ſegnet und ſchützt, — deine Gebete, teure Mutter! — deine Liebe, o Brunhild!“ —

XIX.

Ich leb', ich weiß nicht, wie lang,
Ich ſterb', ich weiß nicht wann,
Ich fahr', ich weiß nicht wohin —
Mich wundert, daß ich ſo fröhlich bin!

(Franz Hirſch, aus:
Vagantenſang und Schwerterklang.)

Der Schnee wirbelte in dichten Flocken, frühzeitige Dunkelheit deckte das kriegeriſche Bild, Nachtfeuer flackerten und ſchwelten im Kampf gegen die Feuchtigkeit, vermummte, froſtſtarrende Geſtalten ſchlichen hin und her.

Kein Lachen und fröhliches Lärmen wie ſonſt, ein tiefer Ernſt, eine gewiſſe niederdrückende Stille laſtete über dem Lager, nur das Klirren der Waffen, das ſturmverwehte Anrufen einer Ronde ward von Zeit zu Zeit laut.

Feſt in den Mantel gewickelt ſtampfte Seehofer durch den knirſchenden Schnee ſeinem Zelte zu. Er hatte zwar geſtern erſt in die Heimat geſchrieben, aber es drängte ihn, auch heute mit den Gedanken bei ſeinen Lieben zu ſein, — auch der Hieſel ſollte einmal einen direkten Gruß erhalten.

Die Lage der Ruſſen war ernſt, — man konnte nicht wiſſen, was der nächſte Tag brachte, und das Schlimmſte von allem war die deprimierte Stimmung, welche bei den äußerſt erſchöpften, durch Kälte und Entbehrungen ſtark mitgenommenen Truppen herrſchte. Friedels guter Humor hatte ſchon oft Wunder gewirkt und die müden Lebensgeiſter friſch angefeuert, ſo daß Karniſchoff ihm oft anerkennend die Hand drückte und ſagte: „Recht ſo, Seehofer, jagen Sie die verdammte Niedergeſchlagenheit zum Teufel! Ein guter Witz iſt jetzt mehr wert, wie ein Sack voll Dukaten!“

Aber heute wollte auch gar nichts ſo recht verfangen, ſelbſt im Marketenderzelt herrſchte die ſchwüle Stille wie ringsum im Lager.

Trübſelig ſtarrten die Herren in die Punſchgläſer, ein Geſpräch wollte nicht recht in Gang kommen, ſelbſt der Spielteufel, der in letzter Zeit ſeine Krallen in ſo manches Herz geſchlagen, hatte ſeine Macht über die müden, ſtumpfſinnigen Geſtalten verloren.

Ja, wenn man da einmal eingreifen könnte!

Aber wie? —

Auch der ſonſt elaſtiſche Geiſt erlahmt unter ſolchem Druck.

Nachdenklich trat Friedel in ſein Zelt.

Leer, ſtill, dunkel und bitterkalt.

Er zündete Licht an.

Der helle Schein flammt auf und beleuchtet das Kreuz auf ſeiner Bruſt.

Der erſte Orden! —

Die Augen des jungen Mannes leuchten auf, ſo oft ſein Blick ihn ſtreift.

Ein Orden! und . . . wie Karniſchoff ihm verheißungsvoll zugeblinzt hat — wohl bald ſeine Verſetzung in ein Garderegiment, — ja, vielleicht abermals eine Beförderung . . .

Das friſche, glückſelige Lachen liegt wieder auf Friedels Geſicht.

Ja, es geht ſchneller hier, wie daheim, und wenn er den Feldzug glücklich durchmacht, wenn er noch weiter Gelegenheit findet, ſich auszuzeichnen . . .

Aber was iſt das?

Sein Blick fällt auf einen kleinen, ledernen Feldkoffer, welcher inmitten des Zeltes ſteht. — Mit Kreide iſt ein großes S. darauf gemalt, ſo wie er ſein Kofferchen auch zu zeichnen pflegt.

Erſtaunt tritt er näher und muſtert das fremde Gepäckſtück.

Das Schloß iſt zerbrochen, ein Strick, mehrfach geſchlungen, verſchließt den Koffer.

Mechaniſch neigt ſich Seehofer, ſtreift den Strick ab und öffnet, um zu ſehen, ob er vielleicht eine für ihn beſtimmte Sendung vor ſich hat. —

Doch nein . . . was iſt das? Eine Generalsuniform, nicht gerade Paradenummer, aber doch mit allen Abzeichen verſehen, liegt vor ihm in dem ſchmalen Gefach.

Wie kommt die hierher?

Sicher iſt eine Verwechslung vorgekommen; das gleichartige Kreide-S hat wohl die Soldaten irregeführt und man hat das herrenloſe Gut einfach bei ihm abgelagert.

S. — wer führt von den Generalen dieſe Initiale? — Skobelew! —

Friedel lachte hell auf. Der Spaß iſt ja einen Taler wert, daß man ihm einen verlorenen Koffer Skobelews als Kuckucksei in das Neſt legt.

Der General kann ſich unmöglich in der Nähe befinden, man hat allerdings keine neueren Nachrichten über ſeine Diviſion, aber fraglos liegt viel, ſehr viel Eis und Schnee zwiſchen ihr und dieſem ſo ſehr weit vorgeſchobenen Poſten!

Ein toller, übermütiger Gedanke blitzt durch Friedels Hirn.

Der Verkehrston der jüngeren Offiziere älteren Kameraden gegenüber iſt hier ja ſowieſo ganz anders, als wie in der deutſchen Armee, und die ungebundene, zügelloſe Freiheit des Kriegslebens hat die Sitten vollends gelockert; ein kleiner Scherz iſt wohl geſtattet, — ohne Frage, man hat nie mehr Sehnſucht nach gutem Humor gehabt, wie gerade jetzt.

Alſo vorwärts! Es ſoll einmal wieder gelacht werden in dem Marketenderzelt.

Wenn die Mannſchaften die Offiziere lachen hören, ſo wächſt ihre Zuverſicht, und gute Zuverſicht macht Mut, und der friſche, fröhliche Soldatenmut erficht den Sieg!

Mit einem wahren Wetterleuchten kecken Übermuts in den Augen, macht Friedel Toilette.

Die Kälte fühlt er plötzlich nicht mehr, das Herz ſchlägt zu warm unter dem eiſigen Rock, welchen er überſtreift.

Potz Wetter! Er nimmt ſich gut aus, als General, ein hübſches, verlockendes Zukunftsbild, ſchade nur, daß er ſich nicht vor einem großen Spiegel daran weiden kann!

Nun alſo iſt er Skobelew!

Ja ... Donnerwetter ... aber die Hauptſache!

Der General hat einen blonden Vollbart ... das weiß jeder ... wenn ihn auch die wenigſten der hier anweſenden Herren perſönlich kennen, den Bart würden ſie ſchnell vermiſſen und Freund Seehofer ſofort erkennen.

Was tun?

Und plötzlich lacht Friedel abermals hell auf und ſtürmt nach ſeinem eigenen Gepäck in der Zeltecke. Er wühlt eifrig in den Sachen herum und zieht mit leiſem, freudigem Pfiff durch die Zähne einen langen, etwas wüſt zerzauſten, rötlichblonden Bart hervor.

„Hurra!“ lacht er vor ſich hin, „der Hieſel hat doch alleweil recht, mir ſchlaget ſo leicht nix fehl! — Als hätt ich eine Ahnung gehabt, damals den Bart von dem Teufelskerl, dem Deſerteur, welcher ſich als Doktor verkleidet durch die Vorpoſten drücken wollte, aufzuheben!“ An General Skobelew hat er dabei freilich nicht gedacht, ſondern nur an einen kleinen Faſtnachtsſcherz, aber nun kommt er ihm doppelt gelegen! So gut es geht, ſchnei-

det Friedel den Bart in die richtige Façon, die kleine Schere ſeines Nähbeſtecks iſt ſtumpf und roſtig geworden, er muß tüchtig drauf losſäbeln, aber ſo ein bischen „ruppig“ wirkt grade ſehr echt, und als er den üppigen Haarwuchs um Kinn und Wangen befeſtigt, iſt er entzückt, welch ein ganz fremdes, nicht zu erkennendes Bild ſein kleiner Raſierſpiegel zurückwirft.

Ja, nun iſt er wirklich Skobelew!

Der Adjutant fehlt allerdings, aber gleichviel, ein General kann auch die Marotte haben, ohne Begleitung ſpazieren zu gehen!

Fiebernd vor Heiterkeit und Wagemut ſtampft er gravitätiſch durch Sturm und Wetter zurück. In dem

Marketenderzelt ſind meiſt noch die jüngeren Kameraden verſammelt; man hat ſich, von Langeweile gepeinigt, doch zu einem Spiele zuſammengeſetzt, aber die Stimmung fehlt, — flau und ſtill, — und die Öllampe brennt trübe, kaum den dicken Tabaksqualm durchdringend, von der Decke herab.

Und mitten in die ſchwüle, ernſte Nachdenklichkeit tritt General Skobelew.

Die Wirkung iſt eine unbeſchreibliche!

Zuerſt ſcheinen die Herren vom Starrkrampf befallen, dann eine große, freudig erſchreckte Verwirrung, ein faſſungsloſes Durcheinander, welchem der General voll herzgewinnender Freundlichkeit ein Ende bereitet.

„Bleiben Sie ſitzen, meine Herren! Ich erſuche Sie, ſich in nichts durch meine Anweſenheit ſtören zu laſſen! Den Oberſt holen? — Kein Gedanke! Es iſt mir lieb, einmal ganz ungezwungen mit Ihnen plaudern zu können. Aus dieſem Grunde komme ich allein und überraſchend; die Stabsoffiziere werde ich ſpäter ſehen. Und nun ein Glas Punſch, meine Herren, wir wollen Ihr vortreffliches Regiment leben laſſen, deſſen letzte Verdienſte mich perſönlich hierher gelockt haben, mich von deren Wahrheit zu überzeugen!“ —

Die Herren wiſſen gar nicht, wie ihnen geſchieht, die Aufregung iſt grenzenlos, man ſteht anfänglich noch völlig unter dem Bann der Überraſchung, des hohen Reſpekts, der Außergewöhnlichkeit der Situation, — aber die geradezu bezaubernde Leutſeligkeit des Generals läßt

das Eis bald ſchmelzen. Er ſelber animiert ſeine jungen Kameraden, heiter und guter Dinge zu ſein, friſch und frei von der Leber zu reden — ihm von den letzten Ereigniſſen zu erzählen. — „Iſt Leutnant Seehofer eigentlich zugegen? Nein?! — Schade, bin beſonders geſpannt darauf, ihn kennen zu lernen, hat ſich ganz fabelhaft ausgezeichnet ... vorzügliche Leiſtung ... ein hervorragend ſchneidiger Soldat! — Ihn holen? O bewahre! bei dieſem Wetter!! Hat Zeit, werde ihn ſchon zu ſehen bekommen! — Trinken Sie, meine Herren — das erſte Hoch dem Kaiſer ...“

Friedel ſpielt ſeine Rolle vortrefflich und das trübe Dämmerlicht, der wogende Zigarrenqualm tun das ihre, die kleine Poſſe zu unterſtützen.

Man trinkt mehr und mehr, die Stimmung wird immer ungezwungener, Skobelew ſelbſt animiert die Herren zu zwangloſeſter Heiterkeit, die Köpfe erhitzen ſich mehr und mehr, man ſpricht ſchließlich ſo frei und frank von der Leber weg wie ſonſt auch.

Ein Fähnrich, welcher beſonders dem Wein zugeſprochen hatte, kann ſchließlich ſeine Zunge nicht mehr bemeiſtern.

Er beklagt ſich bitterlich über das ſchlechte Avancement; wie wartet er nun ſchon ſeit Wochen auf die Epaulettes — und ſie ſind noch immer nicht da!“ —

Der General lacht und klopft ihn auf die Schulter. „Ich ernenne Sie hiermit zum Leutnant, Kleiner!“ ſagt er huldvoll, in franzöſiſcher Sprache, welche er der ruſ-

ſiſchen öfters vorzieht. „Wollte es allerdings erſt morgen bei der Parole mitteilen — aber da ich Ihre Sehnſucht ſehe ... entre nous soit dit ...“

Ein jubelndes Hallo!

Alle Gläſer heben ſich zu ſtürmiſcher Ovation, und der Fähnrich macht Miene ſich in übergrößter Weinſeligkeit an die Bruſt des hohen Gönners zu werfen. „Pardon, Exzellenz — iſt es unbeſcheiden zu fragen ... halten zu Gnaden, Exzellenz ... ſtehen noch mehr Veränderungen im Regiment bevor?“ fragte ein ſchon alter Premier voll fiebernder Spannung, und alle Köpfe drängen näher, mit flehenden, ſchmeichelnden Blicken den Geſtrengen zu beſchwören.

„Nun ... wenn es Sie ſo ſehr intereſſiert ...“ lächelt Skobelew und ſtreicht den Bart, „ich freue mich, verſchiedene, ſehr angenehme Nachrichten mitzubringen ...“

Abermals ein kurzer brauſender Jubel — und dann teilt Exzellenz im Vertrauen mit, — natürlich iſt der Premier zum Hauptmann befördert ... und hier der Hauptmann Selchikow iſt in das Regiment Sſemenowski, das zweite Garderegiment, verſetzt. —

Ein rauſchender, ſtürmiſcher Jubel erhob ſich bei jeder neuen Überraſchung, die hundert Georgenkreuze für die Mannſchaften erregten auch allgemeine Befriedigung, plötzlich aber hob einer der Herren den Kopf und ſagte ſehr vernehmlich durch das allgemeine Stimmengewirr: „Und was wird mit Seehofer, Exzellenz?“

Der General blickte einen Augenblick in ſein dampfendes Glas, dann ſtrich er den Bart und ſagte: „Seehofer habe ich zu meinem Stab kommandiert, er ſoll mein Adjudant werden!“ —

Abermals großer ſtürmiſcher Jubel, plötzlich aber erhob ſich Skobelew, zog ſeine Uhr und blickte einen Augenblick darauf nieder: „Der ſechſte Januar iſt bald vorüber, meine Herren. Sie wiſſen, daß das Feſt der heiligen drei Könige mit allerhand Scherz und Karnevalsfreude gefeiert wird, — auch wir haben es heute getan. Nun noch eines, — die Ernennungen, welche ich Ihnen ſoeben mitteilte, müſſen ſelbſtredend Geheimnis bleiben, bis Se. Majeſtät der Kaiſer ſie durch das Kabinett öffentlich bekannt gibt, — das ſehen Sie ein meine Herren?“

„Vollkommen, Exzellenz!“

„Na, Kinder, dann wartet alſo in Geduld, bis es ſo weit iſt!“ Friedel rief es lachend, mit unverſtellter Stimme, nahm mit höflicher Verneigung den Bart ab und warf ſich ungeſtüm an die Bruſt des Fähnrichs: „Nur getroſt, Kleiner! Majeſtät heißt bald gut, was Skobelew vorſpuken ließ.“ —

Als ſei die ganze Tafelrunde zur Salzſäule erſtarrt, ſaßen die Herren, dann aber, als ſie ſich von ihrer grenzenloſen Überraſchuug erholten, brach ein wahrer Höllenlärm aus.

Wieherndes, unauslöſchliches Gelächter aller jener, welche zuvor nicht durch ein glänzendes Avancement des

Pſeudo-Generals überraſcht worden waren, erſtickten die leiſen „Ah! und Oh's"! der Enttäuſchten, das zornige Aufbrauſen und entrüſtete Grollen der Gefoppten; das Gelächter behielt den Sieg und auch die Ärgerlichſten machten ſchließlich gute Miene zum böſen Spiel.

Wer hätte dem liebenswürdigen Humor Seehofers gegenüber unempfindlich bleiben können. Ein wahrer Hexenſabbath ſchien in dem ehedem ſo ſtillen, langweiligen Zelt entfeſſelt, der ſchallte hinaus in die ſtille Nacht und lockte die Neugierigen herzu, und wer in den Strom der Fröhlichen geriet, mußte darin mitſchwimmen.

Die älteren Kameraden fanden ſich ein, der falſche Skobelew wurde unter jubelndem Hallo des näheren beſichtigt, übermütig geſchwenkt und geſchüttelt, und Friedel konnte ſich des Schwarms kaum noch erwehren, faßte mit kräftigen Fäuſten zu und wirbelte rechts und links die Bedränger zur Seite: „Auf Wiederſehen!" lachte er und flüchtete mit mächtigen Sprüngen in die ſtille Nacht hinaus, in ſeinem Zelt alle erborgte Würde wieder abzulegen.

Gottlob! Die Stimmung war wieder da, und da der junge Offizier zuvor aus Scherz die Mitternachtsſtunde verkündet hatte, in Wahrheit der Zeiger aber noch nicht die neunte Stunde zeigte, blieb der animierte Kreis noch beim Punſch verſammelt, die ſo ſeltene, fidele Stimmung auszukoſten.

Auch Seehofer hatte verſprochen, wiederzukommen, und richtig nach kaum zehn Minuten öffnete ſich die

Tür, und, den Schnee von den hohen Stiefeln schüttelnd und den Mantel zurückwerfend, stand General Skobelew zum zweitenmal auf der Schwelle.

„Hurra! Da ist er ja wieder!! — Na Skobelewchen, diesmal kommen wir wohl zum Avancement dran?"

Brüllendes Gelächter.

Der General steht aufs höchste betroffen und starrt die Herren an, als verstehe er nicht recht; — der Fähnrich aber wirft sich ihm voll grimmer Lustigkeit entgegen und ruft: „Na, und diesmal werde ich hoffentlich gleich zum Kapitän gemacht, nicht wahr? Verdient habe ich es reichlich und auf ein bißchen mehr oder weniger kann es Ihnen doch faktisch nicht ankommen, Exzellenz!"

„Und ich möchte lieber in das Regiment Preobraschenski, Exzellenz!" johlte der alte Hauptmann, „wenn schon, denn schon! Nr 1 ist noch besser wie Nr. 2. und wenn Exzellenz nun mal etwas für mich tun wollen dann auch gleich ordentlich!"

Abermals eine stürmische Lachsalve.

„Seht doch, was der Kerl für ein famoses Gesicht macht! Jetzt ist die Maske übrigens besser, Seehofer, der Bart ist besser arrangiert, so wie er dem schönsten der Generäle zukommt . . ."

„Und noch mehr Orden haben Sie diesmal angelegt — potz Wetter! Das nenne ich eine Waschleine!!"

Der alte Premier faßte nach den Orden und strich klingend darüber hin: „Si jeune — et si bien décoré!" rief er voll Pathos.

Der General war einen Schritt zurückgewichen. „Meine Herren ... ich begreife nicht ..."

Abermals eine toſende Heiterkeit.

„Aha, jetzt hat er auch noch das Organ etwas verändert. Sehr gut, Seehofer, ſo paßt ſich's beſſer für den eleganten Skobelew, der Bierbaß von vorhin war nicht recht!!" —

„Und nun kommen Sie, Generälchen! Setzen Sie ſich an unſere grüne Seite und laſſen Sie auch die andern ein bißchen avancieren! Wenn's auch nur Ulk iſt — es hört ſich ſo nett an!"

„Ja, los damit! — Hinſetzen, Skobelew — und nun in der Tonart weiter wie vorhin!"

In den Augen des Generals wetterleuchtete es von aufflackerndem Verſtehen. Der Humor zuckte um ſeine Lippen, er ging auf den Witz ein.

Lachend ſetzte er ſich nieder, und der Tabaksqualm verſchleierte ſein friſches Geſicht, es den weingetrübten Augen der angezechten Offiziere noch mehr erſchwerend, die einzelnen Züge genau zu erkennen. Er legte die Arme gemütlich auf den Tiſch und blickte amüſiert im Kreiſe umher.

„Was ſoll ich nun alſo tun wie vorhin?!"

„Na — uns befördern! Gnade walten laſſen! Vorhin haben Sie den Fähnrich zum Leutnant gemacht, Lubinski ins zweite Garderegiment verſetzt, den alten Knaben da zum Hauptmann gemacht —"

„Famos! Hurra! Skobelew ſoll leben!!"

„Und Seehofer ... haha! Ja, den infamen Kerl haben Sie am meiſten protegiert, Exzellenz ..."

„Seehofer?! Was tat ich mit dem?!"

„Nun hör' einer den Hallunken an!" — der Hauptmann ſchlug dem General kordial auf den Rücken — „ſonſt denkt der brave Mann an ſich zuletzt — aber diesmal ſind Sie ſich kein Stiefvater geweſen, Exzellenz Seehofer!"

„Haha! Zu Skobelews Adjutanten hat ſich der Schwerenöter gemacht, ſich ſelber in den Stab kommandiert! ..."

„Na — er muß es doch am beſten wiſſen, was ſich für ihn ſchickt!" —

„Verſteht ſich! Da paßt er auch hin! Na, Proſt Seehofer, wollen auf den Adjutanten anſtoßen!"

„Und auf das erſte Garderegiment!"

Der Fähnrich umhalſte ihn von rückwärts: „Ach und auf den Leutnant, — Väterchen! Weißt ja, wie ſehr ich nach dieſer Würde lechze!"

„So! und dieſe Avancements habe ich tatſächlich publiziert?" — Die Stimme des Generals erbebte vor innerem Gelächter, aber die jubelnde Antwort der feuchtfröhlichen Runde blieb diesmal aus, alle ſtarren wie gebannt nach der Tür, in welcher mit fröhlichem Zuruf Friedels hohe, markige Geſtalt erſchien.

„Seehofer!!" —

Einen Augenblick tiefe Stille.

Dann fragte eine Baßſtimme langſam: „Na, wer

hat ſich denn jetzt den Witz gemacht, als Skobelew zu erſcheinen? Donnerwetter ja, — die Überraſchungen des heiligen Drei-Königstags hören ja gar nicht auf! Nun ſoll's mich nicht wundern, wenn noch die drei Weiſen aus dem Morgenlande perſönlich auftreten!"

„Heda! Bart runter! Entlarvt den Pſeudo-Skobelew!"

„Da kommen ſchon die Weiſen aus dem Morgenland. Achtung! Präſentiert!"

Drei in Mäntel gehüllte Geſtalten waren abermals in der Zelttür erſchienen, — die Pelze ſchlagen zurück — „Na nu! alle Donner . . ."

Und dann abermals eine Grabesſtille.

In ihrer blitzenden Uniform ſtehen zwei Generalſtabsoffiziere vor der erſtarrten Tiſchrunde, geleitet von Oberſt Karniſchoff, welcher haſtig, mit allen Zeichen großer Devotion, auf den General zueilt.

„Exzellenz? — Exzellenz?!" — Das Wort rauſchte wie ein Windſtoß von Mund zu Mund, die Herren recken ſich hoch, raffen ſich zuſammen . . . ſie ſind plötzlich nüchtern geworden, und als der eiſige Luftzug, welcher durch die Tür hereinſtößt, den Tabaksqualm lichtet, da ſehen ſie das ruhige, lächelnde Geſicht des Generals, und begreifen es ſelber nicht, daß ſie dieſe Züge mit Seehofers ſo unvollkommener Maske verwechſeln konnten.

Der Fähnrich hat das Gefühl, als wanke der Boden unter ſeinen Füßen, er krampft die Hände um die Stuhllehne und ſchließt momentan die Augen, als wolle er

das Furchtbare, welches nun rettungslos über ihn hereinbrechen muß, nicht sehen. Skobelew aber reicht dem Oberst voll harmlosester Liebenswürdigkeit die Hand und schüttelt sie lebhaft. Auf seinem schönen Gesicht zuckt es wie von verhaltenem, homerischem Gelächter, und die Generalstabsoffiziere, welche ihn kennen, wissen, daß er in diesem Augenblick vortrefflicher Laune ist.

„Ich habe mich — wie Sie sehen — auch in der Dunkelheit hierher gefunden!" sagt er verbindlich, „und was das Auge nicht leistete, ersetzte das Ohr. Ich ging der hörbaren Fröhlichkeit nach, welche in diesem Zelte herrschte, denn ich liebe es, wenn ein Feldsoldat auch unter denkbar ungünstigen Verhältnissen seinen guten Humor behält. Wie ich bemerkte, hatte es einer der jungen Kameraden" — sein Blick streifte Seehofer — „trefflich verstanden, für Stimmung zu sorgen, und einen solch gemütlichen und fidelen Empfang, wie er mir hier zu teil wurde, habe ich zuvor noch nicht erlebt!" —

Die Herren wechselten voll tiefster Verlegenheit ein paar recht besorgte Blicke, denn sie waren sich fürerst noch im Zweifel, ob ihr hoher Vorgesetzter wahrlich so nachsichtig, oder nur voll beißender Ironie sprach, der Oberst aber, welcher dem General völlig ahnungslos gegenüberstand, lächelte geschmeichelt und hocherfreut, und weil er den Blick seiner Exzellenz beobachtete, klappte er die Hacken zusammen und stimmte eifrig zu.

„Gewiß hat Leutnant Seehofer wieder den Zauberstab seiner guten Laune geschwungen, und freue ich mich,

daß auch Exzellenz ſich einen Augenblick daran erheitern konnten. Darf ich jedoch gehorſamſt melden, daß mein Zelt ausgerüſtet iſt, einen ſo hohen und verehrten Gaſt aufzunehmen! Wollen Exzellenz geruhen mir zu folgen."

„Gern, mein lieber Karniſchoff. Die jungen Herren hier werden mich gewiß gern beurlauben, denn mit ſolcher Machtvollkommenheit, wie ſie ſich den General Skobelew denken, bin ich heute leider nicht von dem Kabinett ausgerüſtet. Darf ich bitten, mir die Herren noch einmal einzeln vorzuſtellen?"

„Das iſt noch nicht geſchehen?" ſtammelte der Oberſt aufs höchſte betroffen, und die fidele Tafelrunde ſah abermals aus, als wolle jeden einzelnen der Herren der Schlag rühren.

„Nein" — lächelte Skobelew voll Humor, „wir hatten ſo unſere eigene Art, uns bekannt zu machen, bei welcher die Namen keine Rolle ſpielten. Aber trotzdem ſind wir in der kurzen Zeit recht intim bekannt geworden, — ich weiß ſogar ſchon von etlichen Herren die geheimſten Herzenswünſche, nicht war, mein lieber Fähnrich? Wir ſtehen auf ganz vertrautem Fuß zuſammen!"

Der junge Menſch knickte zuſammen wie ein Taſchenmeſſer, der Oberſt aber, welcher die Situation überhaupt nicht begriff, beeilte ſich, das Verſäumte nachzuholen. Die Namen klangen vor den Ohren des Geſtrengen und die Herren neigten die Häupter ſo tief wie die armen

Sünder, nur die lachenden Augen Seehofers blitzten dem General furchtlos entgegen; Skobelew ſchaute ihn einen Moment feſt und durchdringend an und reichte ihm dann die Hand mit kurzem Druck.

„Ich komme, mir ein paar Skobelewmünzen bei Ihnen zu holen!“ ſagte er voll Humor, und man ſah es ihm an, daß ſeine Eitelkeit mit dieſer neuen Münzſorte recht zufrieden war; „ſtehen ſie hoch im Kurs?“

„So hoch, Exzellenz, wie der Name, welchen ſie tragen!“ antwortete Friedel gewandt, „möchten ſie ſich im ganzen Heer derſelben Popularität erfreuen, wie dieſer!“

„Ah — Sie verſtehen zu antworten. Ihre Zunge ſcheint ebenſo ſicher zu ſein, wie Ihre Füße bei Patrouillen und Rekognoszierungen. Doch darüber nachher.“ — Der Sprecher nickte ihm ſehr wohlwollend zu und wandte ſich zu den Herren, deren Namen der Oberſt bereits nannte.

„Ah — der Kapitän, welcher das erſte Garderegiment dem zweiten noch vorzieht, — hm ... guter Geſchmack“ — ſcherzte er mit verräteriſchem Zucken um die Lippen. „Nun, was nicht iſt, kann ja noch einmal werden, und der Übergang über den Balkan gibt wohl Gelegenheit, ſich die Litzen zu verdienen!“

Abermals ſchritt der Sprecher, freundlich nickend, weiter, und als er die ſämtlichen Herren begrüßt, wandte er ſich zu dem Oberſt zurück.

„So, nun wollen wir uns noch zu einer kurzen Be-

ſprechung in Ihr Zelt zurückziehen, lieber Karniſchoff; die Stabsoffiziere erwarten uns? — Gut. — Wollen Sie die Freundlichkeit haben, ſich uns anzuſchließen, Leutnant Seehofer, wir bedürfen Ihrer ganz beſonders. Guten Abend, meine Herren, es hat mich ſehr gefreut, zu erfahren, welch eine gute und hohe Meinung Sie von dem Grafen Skobelew haben. So ‚allmächtig‘ — und ‚ſchön‘ und ‚elegant‘ wie Sie glauben, iſt er wohl nicht, aber wohlwollend iſt er, und kein Spielverderber, — und geht gern auf einen guten Scherz ein! — Au revoir, messieurs!“

Die Zelttür hatte ſich hinter den Herren geſchloſſen, und auf die tiefe Ruhe, welche dumpf und ſchwer über der ehedem ſo ausgelaſſenen Punſchrunde gelaſtet, folgte der unausbleibliche Sturm.

„Kinder — er war bei Gott guter Laune!“ rief der Kapitän mit hochrotem Kopf, „gebt acht, er macht all die Ernennungen Seehofers wahr!“

„Man ſah es ihm ja an, wie er ſich die einzelnen merkte!“

„Hurra — das gibt etwas! Das iſt ein Glückstag heute!“

„Aber es hätte auch einen verdammten Reinfall geben können!“

„Weiß der Teufel, dem Seehofer glückt doch alles!“ —

„Gebt acht — er muß jetzt dem General noch perſönlich über ſeine Rekognoszierung berichten!“

„Natürlich, deswegen iſt er ſicher ſelber hier heraus-

gekommen! Hörtet ihr denn nicht, daß er von dem Balkanübergang sprach? — Da sind ja Seehofers Auskundschaftungen von höchster Wichtigkeit!" —

„Ich habe es aus ganz zuverlässiger Quelle!" — flüsterte der Premier. „Man plant im Hauptquartier, für den bevorstehenden Übergang über den Balkan eine Heeresabteilung durch den Hainkiöi-Paß zu schicken. Seehofer hält das für ganz verfehlt, und wenn sie auf ihn hören, lassen sie diese Idee fallen. Seehofer ist ja aus den Alpen gebürtig, der weiß mit allen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten eines solchen Winterübergangs zu rechnen. In dem Kerl steckt überhaupt ein geborener Generalstäbler! Hat für alles den richtigen, naturgemäßen Instinkt! Solltet mal hören, wie er nach seiner letzten Rekognoszierung — der Oberst hat ihn doch nochmal ins Gebirge geschickt! — sich über die Sache aussprach! Hat sich sofort seinen Plan über den Schipka-Paß zurecht gelegt, natürlich kühn und waghalsig wie alles bei ihm — aber sicher von Erfolg!"

„Wenn er nur jetzt bei Skobelew damit herausrückt!"

„Das tut er sicher! Der geniert sich vor dem Teufel nicht, na, und fragen wird ihn der General schon genug, da findet sich Gelegenheit!"

„Wenn Skobelew eine gute Rolle in seinem Plan zuerteilt bekommt, von welcher er sich Lorbeeren verspricht, dann kann solch kleine Ursache schon große Wirkungen haben!"

„Soviel ich mich erinnere, meinte Seehofer, Skobelew

ſolle den Paß weſtlich — Fürſt Mirski ihn öſtlich umgehen und zu gleicher Zeit mit Radetzki angreifen.“

„Na — ſo viel iſt gewiß, wenn Seehofer das Glück heut' abend beim Schopf faßt, ſitzt er in der Wolle!“

— — — — —

Und Friedel, welcher in ſeiner praktiſchen Veranlagung nie eine günſtige Gelegenheit unausgenutzt vorübergehen ließ, ſchmiedete auch jetzt das Eiſen, welches ihm ſein gutes Glück ſo heiß im Feuer des Zufalls geglüht hatte.

Skobelew erkannte ſeine Begabung, war von der friſchen, liebenswürdigen Perſönlichkeit ſofort eingenommen und wußte, daß es nur für ihn ſelber vorteilhaft ſein konnte, dieſen kühnen, unternehmenden Geiſt an ſich zu feſſeln.

„General Skobelew hat Sie, wie ich höre, zu ſeinem

Stab kommandiert, Leutnant Seehofer!" ſagte er voll Humor, als er dem jungen Offizier die Hand zum Lebewohl drückte, „und ich entſinne mich noch keines Falles, daß der General einen ſeiner Befehle rückgängig gemacht hat, — alſo auf Wiederſehen." —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch nicht fünf Tage waren vergangen, als aus dem Marketenderzelt ein nicht endenwollender Jubel die kalte Winternacht durchhallte.

General Skobelew hatte Wort gehalten und voll liebenswürdiger Laune all die Avancements, welche Seehofer voll Übermut in ſeinem Namen phantaſiert hatte, wahr gemacht. —

Nun rückte der Fähnrich als Leutnant der furchtbaren Campagne um den Schipka-Paß entgegen, und das ſtrahlende Entzücken über dieſe verhältnismäßig ſo ſchnelle Beförderung leuchtete ihm aus den Augen, ſelbſt in den Stunden namenloſeſter Entbehrungen und Anſtrengungen.

Ja, ſeine Kameraden behaupteten voll Rührung: „Als man den jüngſten Offizier am Schipka auf Vorpoſten erfroren aufgefunden, habe er das Antlitz noch im Tode lächelnd gegen das Abzeichen auf der Schulter geneigt." —

Seehofer machte im Stabe Skobelews die ſchwere, ſo namenlos blutige Zeit am Schipka mit, abermals von Glück und Erfolg begünſtigt.

Es gelang ihm wiederum, ſich auszuzeichnen, ſich die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten zu erwerben, und als er in Kaſanlik einzog, war es tatſächlich als Adjutant ſeines Generals.

XX.

Ich hatt' einen Kameraden —
Einen beſſern find'ſt du nit —
Die Trommel ſchlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Soldatenlied.

Seehofer war bei all ſeinen Regimentskameraden ſehr beliebt geweſen, er verſtand es, ihnen ſich in geſchickter Weiſe anzupaſſen, lebte anſcheinend genau in ihrer Art mit, ohne jedoch im mindeſten in die Laſter des Trunks oder Spiels zu verfallen, wie leider ſo viele Offiziere, welche ſchon von Natur übel beanlagt, in der Langweile und Zügelloſigkeit des Lagerlebens vollends verwilderten.

Friedel trank und ſpielte mit ihnen, aber niemals über Maß und Ziel, er behielt ſtets Gewalt über ſich und wußte genau, wenn es Zeit war, aufzuhören.

Auch war er zu taktvoll und klug, um ſich durch ſchulmeiſternde Moral verhaßt zu machen, und begnügte ſich damit, ſeinen guten Einfluß ſo unbemerkt wie möglich geltend zu machen.

Am ſchwerſten ward es ihm, einen gewiſſen Hang zur Unſauberkeit, welcher ſelbſt bei den höheren Offizieren mit der Zeit auszuarten drohte, an den Kameraden, welche mit ihm das Zelt teilten, zu ertragen, und ſo ſehr wie man ihn anſtaunte, daß er ſelbſt jetzt, in dieſer wüſten Zeit des Landsknechtsleben, noch Zeit fand, ſeinem äußeren Menſchen eine gewiſſe Sorgfalt angedeihen zu laſſen, ſo ſehr ſtaunte er ſeinerſeits wieder die nachläſſigen Herren an, die nicht nur innerlich, ſondern auch äußerlich verbummelten und keine Energie mehr beſaßen, um ſich die feine Glaſur zu erhalten, welche ſonſt ihren äußeren Menſchen zierte.

So hatte er trotz des täglichen, freundſchaftlichen Verkehrs mit den Herren ſich an keinen derſelben intimer angeſchloſſen, und es ſchien beinahe, als ob er nach dem Feldzug Rußland wieder verlaſſen ſolle, ohne eine einzige dauernde Beziehung angeknüpft zu haben.

Doch auch in dieſem Falle wob das Schickſal heimlich ſeine Fäden.

Als Seehofer, etliche Tage bevor der Übergang über den Balkan begann, in den Stab Skobelews übergeſiedelt war, fiel ihm ein junger Ordonnanzoffizier, Fürſt G., auf, welcher in ſeinem ganzen Weſen und Sein einen ungeheuren Kontraſt zu den verwahrloſten Geſtalten bot, welche er ſoeben verlaſſen, und an welchen auch in der Umgebung des Generals kein Mangel war.

Anfänglich deuchte ihm das blaſſe, kränkliche Geſicht des jungen Mannes, mit dem etwas finſtern, beinahe

ſchwermütigen Ausdruck in den dunklen Augen nicht ſehr ſympathiſch.

Er war überzeugt, in Fürſt G. einen jener „Faſanen" vor ſich zu haben, welche ihre goldgeſtickte, ordengeſpickte Uniform im großen Hauptquartier geſchont und in voller Eleganz erhalten, während die Kameraden der Linienregimenter ihre Waffenröcke im Pulverdampf der Schlachtfelder preisgeben und verbrauchen mußten.

Und ſolch ein vielverſpotteter Faſan, welchen Wereſchtſchagin tatſächlich ſpäter zum Motiv für ſein Gemälde benutzt, war auch Dimitri G., ein beſonderer Günſtling des Großfürſten, welcher von einer auserwählten Stellung in die andere geſchoben ward, und erſichtlich wenig Paſſion für den bitteren Ernſt des Kriegslebens zur Schau trug.

Man hatte ihn bisher gewiſſermaßen nur als Staffage gebraucht, er hatte an der Seite hoher Gönner einen „Spazierritt" nach Bulgarien gemacht und ſchlürfte behaglich ſeinen Sekt, während draußen auf dem blutgetränkten Feld der Ehre die Geſchütze donnerten und der Tod ſeine furchtbare Ernte hielt.

Man hatte ſich umſomehr gewundert, daß dieſer zierliche, elegante junge Herr juſt in der kritiſchen Zeit des kühnſten aller Vormärſche als Ordonnanzoffizier zu einem General kommandiert wurde, welcher wenig Rückſicht auf ſeine Untergebenen nahm.

Etliche behaupteten, es ſeien Differenzen vorgekommen, andere wollten wiſſen, der junge Fürſt habe ſelber voll

ungeſtümer Energie verlangt, ſein tatenloſes Leben mit einem etwas inhaltsreicheren zu vertauſchen.

Mit Beſtimmtheit aber wußte niemand darüber Auskunft zu geben.

Fürſt Dimitri war ſtill, finſter, in ſich gekehrt und wortkarg, und ſchien außerdem in der Tat leidend, was es begreiflich machte, daß Skobelew den jungen Mann mit auffallender Nachſicht behandelte und ihn ſchließlich zurückbehielt und ſchonte. Schon am erſten Abend hatte der verſchleierte Blick G.s oft wie in ſinnendem Staunen an der herkuliſch kraftvollen Geſtalt Seehofers gehaftet. Es war wohl zum erſtenmal, daß er freiwillig ein Geſpräch anknüpfte, als er neben den neuangelangten Kameraden trat und voll ſichtlichen Intereſſes nach deſſen beiden Rekognoszierungsgängen, von welchen er bereits gehört hatte, fragte.

Und dieſem erſten Geſpräch folgten mehrere, und Fürſt Dimitri, welcher ſonſt ſo wortkarg vor ſich hingebrütet, ſchien plötzlich ein beſonderes Intereſſe an dem deutſchen Kameraden zu nehmen und ſich dieſem in ſtets auffälligerer Weiſe anzuſchließen.

Es war bitterkalt, der Aufſtieg im Gebirge durch Schnee- und Eismaſſen namenlos beſchwerlich, zu Tode erſchöpft, halb erſtarrt vor Kälte kauerte Dimitri neben dem Wachtfeuer, ſich die ſteifen Glieder zu wärmen.

Mit unverhohlenem Staunen ſtarrte er auf Seehofer, welcher wohlgemut auf- und niederſtampfte, ſich zu erwärmen, und ſogar noch die Laune hatte, einen

gefrorenen Zwieback mit der Bemerkung zu kauen: „Donnerwetter, was würde ſo ein armer Wüſtenpilger jetzt um ſolch eine Portion Gefrorenes geben? — Scheußlicher Gedanke, lebendigen Leibes von der Sonne gebraten zu werden, da lobe ich mir die angenehme Kühle hier oben, — vierundzwanzig Grad unter Null ſind weniger, wie vierzig im Schatten drüben!“

„Es muß ſchön ſein, wenn man derart gelaſſen über eine ſolche Kälte ſcherzen kann!“ murmelte Dimitri. „Ich glaube, Seehofer, Sie fürchten ſelbſt den Teufel in der Hölle nicht!“

„Den am wenigſten, denn ich bin im Himmel gut angeſchrieben.“

„Das muß wahr ſein. Was gäb' ich darum, könnt' ich es Ihnen gleichtun. In den Krieg gehören nur geſunde Menſchen, kein ſolch elendes Gewürm wie ich bin!“

Das klang wie ein Aufſtöhnen tiefer Erbitterung, und Friedel trat voll teilnehmenden Ernſtes näher.

„Das Zelt iſt ſoeben aufgeſchlagen, Fürſt, — kommen Sie, es ſchützt zur Nacht wenigſtens vor dem Schneeſturm.“

Er nahm den jungen Mann unter den Arm und führte ihn unter das froſtſtarre Segeltuch, nahm die Pferdedecke, welche er ſich ſelbſt noch zum Schutz gegen die Kälte um die Schultern geſchlagen hatte, und breitete ſie über das Stroh.

„Nun noch einen tüchtigen Schluck aus der Feld-

flaſche, dann wird es Ihnen ſchon behaglicher werden, Fürſt!"

Der Fürſt umſchloß ſeine Hand mit feſtem Druck. „Es war ein Wahnſinn, daß ich eingetreten bin — und doch — —! Setzen Sie ſich zu mir, laſſen Sie uns plaudern, Seehofer, mir iſt, als müßte ich mich noch einmal ausſprechen."

„Sie haben ſich freiwillig gemeldet?" fragte Friedel überraſcht. „Das iſt allerdings erſtaunlich, denn Sie ſind nicht eiſenfeſt genug, um eine ſolche Campagne auf die Dauer zu ertragen! Warum taten Sie es, Fürſt und warum kehren Sie jetzt nicht zurück?"

Dimitri huſtete hart auf und blickte düſter vor ſich nieder.

„Wiſſen Sie, was Liebe iſt, Seehofer?" fragte er leiſe. Friedel preßte ſtatt einer Antwort ſeine Hand feſter in der ſeinen und ein tiefer Atemzog hob ſeine Bruſt.

„Können Sie es begreifen, daß die Liebe einen Mann hinaus in den Krieg treiben kann?"

Da lächelte Seehofer wunderlich. „Das weiß niemand beſſer wie ich."

Dimitri ſchien nicht über den Sinn dieſer Antwort nachzudenken, er trank abermals einen Schluck Kognak und ſchauerte leicht zuſammen.

„Die Weiber ſind wunderlich, unberechenbar. Ich beſitze eine Braut daheim, Seehofer, ſchön, leidenſchaftlich, glühend und ſtolz wie keine zweite.

Als der Krieg ausbrach, entflammte ſie in Begeiſterung, am liebſten wäre ſie wohl ſelbſt in die Reihen der Tapfern geeilt, denn Katjuſcha Michailowna, das Täubchen, ſchien zur Löwin geworden, ſeit die Kriegstrompeten ſchmetterten! Sie verſchwor ſich, nur einen Mann zu heiraten, welcher ihr den Lorbeer aus blutiger Türkenſchlacht in die Myrte flechten könne.

Meine Mutter war außer ſich über dieſes Anſinnen. Sie flehte und beſchwor das erregte Mädchen, ſie machte auf meine zarte Geſundheit aufmerkſam ...

Katjuſcha aber warf das Haupt ſtolz in den Nacken und antwortete: „Gut, ſo behalte ihn hinter dem Ofen, — aber gib ihm auch den Ring zurück, — einen Schwächling, — einen Feigling heirate ich nicht!“

Am andern Tage reiſte ich zum Heere ab. — Oh, mit welch einer leidenſchaftlichen, ſtolzen Begeiſterung küßte ſie mich — um dieſer Küſſe willen glaubte ich auch das Furchtbarſte ertragen zu können.“

Dimitri ſchwieg einen Augenblick tief aufſeufzend, Friedel aber faltete unwillkürlich die Brauen und ein Gefühl grimmer Erbitterung gegen das ſtolze, herzloſe Weib ſchnürte ihm die Kehle zuſammen.

„Katjuſcha ſchickte mich in den Tod, und ich ging; das kann nur ein Menſch begreifen, welcher ebenſo wahnſinnig, ſo über alle Maßen liebt, wie ich dieſes zauberſchöne Weib liebe!“ fuhr er beinahe flüſternd fort und ſein Auge ſtrahlte auf in heißem Entzücken. „Meine Mutter zürnte mir zuerſt, dann wandte ſie ſich an den

Großfürſt, welchem ſie als Freundin nahe ſteht, — und wußte ihn für ihre Pläne zu gewinnen. Ich war auf dem Kriegsſchauplatz, ja! — aber wie! — In den Marketenderzelten wachſen keine Lorbeeren. Und Katjuſcha wußte das auch. Ihre erſt ſo liebeglühenden, begeiſterten Briefe wurden ſichtlich kühler — und zuletzt ... vor drei Wochen etwa bekam ich nur ein kleines Bild in einem Briefumſchlag" — — Dimitri ſchlug die geballte Hand aufſtöhnend gegen die Stirn und biß momentan wie in Scham und Empörung die Zähne zuſammen, „einen Faſan, Seehofer, — wiſſen Sie, was das beſagen will?! — — Wenige Minuten ſpäter ſtand ich vor dem Großfürſt — ich forderte meine Verſetzung ... ich ... oh — Sie wiſſen ja, daß ich es auch erreichte, hier zu ſein."

Friedel hob das Haupt, ſein Auge blitzte: „Narrheit, daß Sie es taten!" ſtieß er hitzig hervor und wollte mit erregter Stimme fortfahren, als der junge Ruſſe mit trübem Lächeln die Hand auf ſeinen Arm legte: „Ich weiß, was Sie ſagen wollen! Tun Sie es nicht. — Wenn Sie Katjuſcha kennen würden ... wenn Sie wüßten, wie die Liebe den Menſchen toll macht! — Glauben Sie nicht, Seehofer, daß ich den Tod fürchte; auf dem Feld der Ehre für ſeine Liebe verbluten, iſt ſchön, davor zittere ich nicht, aber eine andere Möglichkeit iſt mir furchtbar, unerträglich; — verwundet in die Hände der Feinde zu fallen, ihrer Grauſamkeit, ihren qualvollen Martern erliegen zu müſſen! — Das iſt ein Gedanke,

der mich wahnſinnig machen könnte! — Sie fürchten dies nicht, Seehofer, das weiß ich, Sie haben es ja bewieſen, daß Sie eiſerne Nerven haben! Die meinen ſind kaput, verbraucht, — dem Schmerz gegenüber bin ich ein Feigling."

Der Sprecher richtete ſich plötzlich auf und faßte voll leidenſchaftlicher Erregung die Hände des Kameraden.

„Seehofer — ich weiß nicht, wie es kommt, aber vom erſten Augenblick an, wo ich Sie wie einen Siegesgott furchtlos und kraftvoll vor mir ſtehen ſah, da war es mir, als ob alle Heiligen Sie extra für mich — allein für mich in Skobelews Lager geſchickt hätten!

— — Sie wagen, was kein anderer wagt! — Sie halten das Wort —, welches Sie gegeben haben, — Seehofer, ich habe eine Bitte, eine inſtändige, flehende Bitte an Sie, wir ſtehen vor einem furchtbaren Kampf, die Höhen von Schipka werden triefen von Blut und die Schlacht wird erbitterter, fanatiſcher ſein wie je. Ich habe auch die dumpfe, traurige Vorahnung, daß ich fallen werde. Unſere Stellung wird uns nicht allzuweit im Kampfgewühl trennen. Sehen Sie, daß ich falle, Seehofer, erweiſen Sie mir die einzige Barmherzigkeit, die größte Wohltat, welche mir werden kann, und jagen Sie mir eine Kugel in den Kopf! Töten Sie mich, laſſen Sie mich nicht hülflos und verwundet liegen, liefern Sie mich nicht in die Hände des grauſamſten aller Feinde! Seehofer . . . haben Sie mich gehört? — Wollen Sie mir Ihr Wort geben, dieſen großen,

ſeligen Troſt angeſichts eines blutigen Morgenrots? — Ich weiß es, kein anderer wie Sie wird ſein Wort halten, denn Sie wagen ſich furchtlos auch in die Reihen des Feindes, falls Sie mich dort ſinken ſehen, — Sie werden mich ſuchen und finden — Sie allein! — Seehofer — geloben Sie es mir?!"

Voll flehender Dringlichkeit ſtreckte ihm der Sprecher beide Hände entgegen und Friedel umſchloß dieſelben mit feſtem, ehrlichem Druck.

„Wenn ich ſelber noch am Leben und geſund bin, werde ich für Sie ſorgen, Fürſt!" ſagte er herzlich „Gebe Gott, daß Sie meiner Hülfe gar nicht bedürfen, — ſollte es aber doch der Fall ſein, ſo gelobe ich Ihnen, daß ich keine Gefahr ſcheuen werde, um zu Ihnen zu dringen!"

Ein tiefer Atemzug hob die Bruſt Dimitris, ſeine dunklen, finſtern Augen leuchteten auf.

Einer jähen Regung folgend, warf er ſich an Seehofers Bruſt: „Ich danke Ihnen, Freund! Gott ſegne Sie für den Troſt, welchen Sie mir geben!" —

— — — — So hatte Friedel ſein Wort gegeben und er löſte es auch ein, ſogar unter den ſchwierigſten Verhältniſſen.

Es war am zweiten Schlachttag bei Schipka.

Skobelews verzögertes Eingreifen hatte die Lage der verbündeten Ruſſen unter Fürſt Mirski ſehr ernſt geſtaltet.

Unter wahnſinnigem Allahrufen und dröhnendem

Kanonendonner drängten die Türken vor, den Angriff gegen Mirski abbrechend, um ſich mit aller Wucht dem neuen Gegner Skobelew entgegenzuwerfen.

Die Ordonnanzen jagten in wilder Haſt davon, die Verſtändigung zwiſchen den beiden Heerführern zu bewerkſtelligen und auch Fürſt Dimitri ſprengte auf ſeinem wilden, kleinen Koſakengaul von dannen, Seehofers Blick folgte momentan der Richtung, welche er nahm, dann mußte er ſeine ganze Aufmerkſamkeit der eignen Lage zuwenden.

Ein wütender, verzweifelter Kampf tobte, dann verſtummte allmählich das türkiſche Feuer, man ſah in der Linie des Feindes weiße Fahnen und Tücher als Zeichen der Übergabe wehen.

Der Jubel auf ruſſiſcher Seite war grenzenlos, man umarmte, küßte, bekreuzigte ſich.

Auch Skobelew, deſſen ſchönes Geſicht in ſtolzer Siegesfreude leuchtete, begrüßte die ſich um ihn ſammelnden Offiziere ſeines Stabes mit herzhaftem Händedruck, umarmte dieſen und jenen und fragte nach einigen noch fehlenden Herren ...

Da zuckte Seehofer zuſammen.

„Fürſt Dimitri?!“ rief er laut.

Keine Antwort. Wo bleibt er? —

„Iſt er nicht von der Mirskiſchen Heeresabteilung zurückgekommen?“

Niemand wußte es.

Das Feuer war nach jener Gegend beſonders heftig

geweſen, die Granaten beſtrichen die ganze Linie. Skobelew ſchien beunruhigt. Er hatte dem Großfürſten verſprochen, den jungen Offizier möglichſt zu ſchonen, ihn nach Kräften zurückzuhalten.

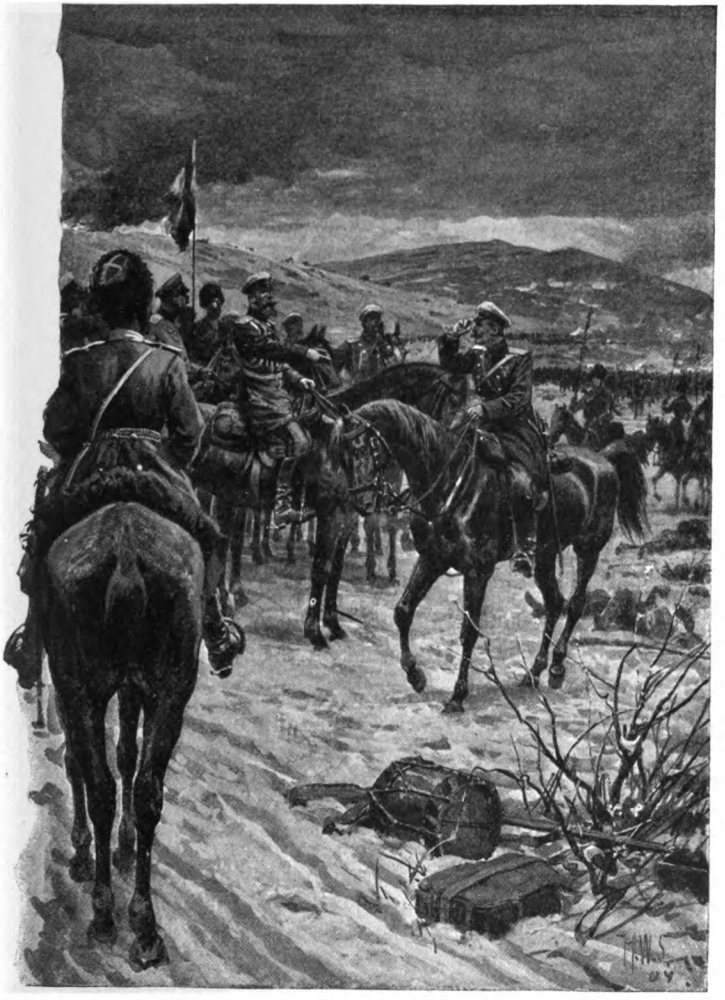
So blickte er ſehr wohlwollend auf, als Seehofer die Hand an die Mütze legte und um die Erlaubnis bat, den Vermißten aufſuchen zu dürfen.

„Das Feuer iſt noch nicht eingeſtellt, Seehofer, Sie exponieren ſich jetzt ohne Not; warten Sie erſt die völlige Übergabe und den Rückzug der Türken ab! Nachher iſt immer noch Zeit, zu ſuchen!“

„Ich fürchte, Exzellenz, daß die hereinbrechende Dunkelheit den Erfolg in Frage ſtellen dürfte; die feindlichen Kugeln werden nicht mehr allzulange pfeifen; — ich wiederhole gehorſamſt meine Bitte!“

Der General ſah den Sprecher einen Augenblick ſcharf an; er ſelber kannte keine Gefahr und er ſchätzte daher auch bei andern Mut und Kaltblütigkeit. Lächelnd reichte er ihm die Hand: „Reiten Sie! Was ſollte Ihnen auch paſſieren? Sie tragen ja eine Skobelewmünze bei ſich!“ ſcherzte er, wie er gern dieſer amüſanten Tatſache Erwähnung tat, namentlich bei fremdländiſchen Berichterſtattern, welche er mit Vorliebe auszeichnete, und ihnen „Stoff“ gab, damit ſein Ruhm nach Möglichkeit verbreitet wurde. „Bringen Sie ihn lebend zurück!“ rief er noch einmal, als Friedel nur von einer Stabsordonnanz gefolgt, davonſprengte.

Es war in der Tat ein übles Reiten.



Von den türkischen Verschanzungen herunter pfiffen die Kugeln, denen die beiden vereinzelten Reiter ein treffliches Ziel boten, — eine Granate zischte über ihnen hin, daß die Pferde momentan auf die Knie brachen, — aber sie schlug weit entfernt ein und war glücklicherweise die letzte, welche an diesem Tage verschossen ward.

Seehofers scharfer Blick schweifte suchend umher, unter den Knäueln der Leichen nach der leichtkenntlichen Husaren-Uniform des Fürsten ausschauend. Welch einen Vorteil gewährte diese bei dem Suchen! Hätte Friedel in das Antlitz eines jeden einzelnen schauen müssen, welcher hier im Schnee verblutete, er wäre wohl durch Tage hindurch nicht mit solch trauriger Arbeit fertig geworden. Der nachfolgende Kosak beobachtete währenddessen die türkischen Verwundeten, denn es war vorgekommen, daß solche noch mit Aufbietung letzter Kraft auf vorüberreitende Russen schossen.

Einmal sprengte er auch jählings herzu, einem alten Soldaten mit langwallendem Bart die Lanze in den Leib zu rennen.

Gleichzeitig krachte der Schuß aus dessen Revolver, glücklicherweise ohne Seehofer zu treffen.

Friedels Blick traf den Alten, welcher zuckend hintenüber sank. Eine schöne, ehrwürdige Erscheinung, wie man ihr auf biblischen Gemälden begegnet.

Der Koran lag aufgeschlagen auf seinen Beinen, deren Füße von einer Granate zerschmettert schienen. „Allah — il Allah . . .“ — —

Voll ſorgender Haſt hielt Seehofer Umſchau nach dem Freund, das Terrain war weit, Schnee und Eis erſchwerten das Reiten, die Dämmerung drohte früh hereinzubrechen.

Da endlich! dort ... abſeits am felſigen Hügel ... ſchimmerte da nicht der farbige Uniformsrock unter dem aufgeriſſenen Mantel? —

„Das iſt er, Herr!“ ruft auch der Koſak.

„Vorwärts!“

Die Pferde greifen aus und mit leiſem Jubellaut hält Seehofer einen Augenblick ſpäter neben dem Fürſten.

„Freund! ... Bruder!“ ringt es ſich gurgelnd von deſſen Lippen, „du kommſt! Gott ſei gelobt!“ —

Wie ſieht er aus! — Blutlachen färben um ihn her den Schnee. Das Pferd liegt erſchoſſen noch halb auf ſeinem Bein.

Friedel deucht es, die Schatten des Todes wehen ſchon über das marmorbleiche Antlitz.

Behutſam ſchaffen ſie das Pferd zur Seite und richten den Schwerverwundeten empor. Sie träufeln ihm Kognak auf die Lippen, ſie heben ihn auf Seehofers ſtarkes Pferd empor.

Dimitri iſt wunderbarerweiſe nicht bewußtlos, das namenloſe Grauen vor dem Verloren- und Verlaſſenſein ſcheint ſeine Lebensgeiſter aufs äußerſte angeſpannt zu haben.

„Schnell fort!“ murmelte er — „die feindliche Reiterei bricht hier durch ... ſiehſt du da unten? — Türkiſche Tſcherkeſſen!!“

Auch Friedel sieht die Gefahr.

Er schwingt sich empor, gibt dem Pferd die Sporen und jagt in wilder Hast davon.

Schon braust und klirrt es heran.

In rasender Flucht jagt eine Abteilung Tscherkessen heran, den freien Raum, welcher zwischen dem Mirski- und Skobelewschen Korps liegt, durchbrechend, um die Straße nach Kasanlik einzuschlagen.

Sie sehen die Reiter und geben Feuer, — die Kugeln pfeifen um sie her, — Seehofer zuckt momentan zusammen und der Fürst stöhnt leise auf unter den Qualen, welche ihm das Galoppieren bereitet.

Ein kleiner Teil der Tscherkessen zweigt sich ab und scheint die Verfolgung aufnehmen zu wollen, — ein Fehltritt des Pferdes, — eine Kugel, welche Seehofer niederzwingt, und sie sind verloren.

Kurze Minuten entsetzlicher Aufregung, ein Ritt auf Leben und Tod. —

Da knattern plötzlich Hufe vor ihnen, um den Hügel herum sprengt eine Abteilung Kosaken . . . und die Tscherkessen reißen ihre Gäule zurück, feuern noch einmal auf den Feind und jagen in toller Flucht den Kameraden nach.

Der Schnee stäubt auf, — noch ein paar Minuten, dann ist die wilde furchtbare Schar hinter dem Gehölz verschwunden.

Friedel atmet tief und stoppt sein Pferd.

„Gott sei Lob und Dank!“ ringt es sich wie ein Gebet von seinen Lippen.

H.W.S.

Dimitri umkrampft seinen Hals.

„Die Tscherkessen ritten über den Platz, wo ich lag — wärst du zehn Minuten später gekommen, hätten sie mich massakriert!“ flüsterte er mit großer Anstrengung und ein Schauer des Entsetzens geht durch ihn hin, — „wie danke ich dir!“

Und dann ein tiefer Seufzer, sein Haupt sinkt zurück, er ist bewußtlos. —

Seehofer bringt den Schwerverletzten zurück, er sorgt für sofortige Hilfe.

Skobelew ist nicht mehr zu sehen, er hat mit seinen Herren den denkwürdigen Ritt über das Schlachtfeld unternommen.

Aber ein anderer hoher Offizier, von dem General beauftragt, unterstützt Seehofer in seinen Bemühungen, den Todkranken sogleich nach Kasanlik in das beste Lazarett zu überführen.

„Sie bluten ja selber, mein wackrer Freund!“ sagt der Oberst plötzlich und weist auf Seehofers Hand, über welche das Blut sickert.

„Ein Streifschuß an der Schulter! es ist nicht von Bedeutung!“ wehrt Friedel ab, aber er streift gehorsam den Rock ab, um sich von einem Militärarzt die erste Hülfe leisten zu lassen.

„Ich möchte mich bei Exzellenz zurückmelden!“ sagte er lachend. „Glauben Sie, wegen solch einer Lappalie ginge ich ins Lazarett?“ —

Und er läßt sich die Uniform, so gut es geht, wieder

überſtreifen, wirft den Mantel darüber und ſetzt ſich zu Pferd, dem General zu folgen.

Skobelew war ſichtlich zufrieden, als er die kurze Meldung des jungen Offiziers, daß er den Fürſten aufgefunden und ſich dieſer bereits unter ärztlicher Obhut befinde, entgegennahm.

Er dankte ihm durch einen feſten Händedruck und erkundigte ſich nach der Verwundung.

„Viel Arbeit werden wir wohl nun nicht mehr haben, denn der Krieg dürfte nun in ſeiner Hauptſache beendet ſein, aber ich hoffe, daß Sie der ruſſiſchen Armee, in welcher Sie ſich ſo tapfer auszeichneten, auch fernerhin treu bleiben.“

So ritt Friedel noch in Kaſanlik mit ein, — doch ſchon in der Nacht begann ſein Arm zu ſchwellen und ſah am nächſtfolgenden Tag ſo bedenklich aus, daß die Überführung Seehofers in ein Lazarett dennoch notwendig wurde.

Auf ſeinen Wunſch ward er ein Zimmergenoſſe des jungen Fürſten, welcher in hitzigem Wundfieber lag und den Ärzten zu großer Beſorgnis Anlaß gab.

Hätten das lebhafte Intereſſe des Großfürſten und der Einfluß Skobelews nicht das ihre getan, der zu Tode Verwundete hätte wohl fraglos das Schickſal ungezählter Kameraden geteilt, welche lediglich an mangelnder Pflege und geeigneter ärztlicher Behandlung zu Grunde gingen.

Dimitris Körper war durch verſchiedene Granat-

ſplitter furchtbar zugerichtet und mit tiefem, aufrichtigem Beileid hörte Seehofer, daß ſein unglücklicher junger Freund, falls er wahrlich geneſen ſollte, doch zeitlebens ein Krüppel bleiben werde. Die Lazarettverhältniſſe waren ſehr unerquicklich, und Friedel wartete voll Ungeduld auf die Heilung ſeines Armes, welche zwar gut von ſtatten ging, aber dennoch ihre Zeit beanſpruchte.

Briefe der alten Fürſtin G., welcher die ſchwere Verwundung des Sohnes mitgeteilt war, hatten den Großfürſt wohl veranlaßt ſich perſönlich nach ſeinem Schützling umzuſehen.

Dimitri war bei Bewußtſein, er hatte mit ſtrahlendem Lächeln Friedel an ſeiner Seite erkannt und den lebhaften Wunſch ausgeſprochen, ihn ſo viel wie möglich um ſich zu ſehen, — auch in jener Stunde, als der Großfürſt überraſchend bei dem Kranken eintrat, ſaß Friedel am Bett des Freundes.

Er zog ſich bei dem Erſcheinen des hohen Herrn ſofort diskret zurück, ward aber nach kurzer Zeit ſchon wieder in das Zimmer gerufen und vom Großfürſten in huldvollſter Weiſe begrüßt.

„Fürſt G. teilt mir ſoeben mit, in welch heldenhafter Weiſe Sie ihm das Leben retteten, mein junger Freund!“ ſagte er, voll wohlgefälligen Intereſſes die ſchöne, ſtattliche Erſcheinung Seehofers muſternd und ihm freundlich die Schultern klopfend, „das ſoll Ihnen nicht vergeſſen ſein. Ich hoffe noch alle Einzelheiten über Ihren Ritt zu hören. Dimitri deutete mir an, daß

Sie ſich auch zuvor ſchon durch kühne Rekognoszierungen ausgezeichnet haben; ich gratuliere Ihnen dazu und werde mich bei Graf Skobelew des näheren erkundigen."

„Nun iſt dein Glück gemacht!" flüſtert der junge Fürſt voll tiefſter Dankbarkeit in dem umflorten Blick, „nun wird man an maßgebender Stelle erfahren, was du geleiſtet haſt!"

Seehofers ſchönes Geſicht erglühte, ſein Blick richtete ſich wie in ſeliger Träumerei in die Ferne.

„Ich kam ja hierher, um das Glück zu ſuchen! Es wäre Torheit, wollte ich nicht die Arme ausbreiten und es zu eigen nehmen, wenn es zu mir kommt. Ich danke dir für die Freundlichkeit, meiner bei dem Großfürſten gedacht zu haben, Dimitri, — du weißt ja ſelber, was das für einen armen Teufel wie mich beſagen will!" —

Und der Sprecher lachte dazu mit ſo ſtrahlenden Augen, als ſei er nicht ein armer Teufel, ſondern der glücklichſte Mann auf der ganzen Erde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ſchien in der Tat, als ob die Furien des Krieges ſich in den blutigen Tagen am Schipka ausgetobt hätten.

Man ſprach ſchon allgemein vom Frieden und die Truppen richteten ſich zum Abmarſch nach Adrianopel. Fürſt Dimitri war ſo weit in der Beſſerung vorgeſchritten, daß die Ärzte ſelber ſeine Überführung in die Heimat befürworteten, und bei dem letzten Beſuch des

Großfürſten ſprach auch der Verwundete ſelbſt den lebhaften Wunſch aus, in ſeinem Vaterland geſund gepflegt zu werden. Falls ihm Seehofer als Begleiter beigegeben werde, würde es eine große Beruhigung für ihn ſein. Nichts war wohl dem hohen Herrn leichter, als den Wunſch des jungen Fürſten, dem er in der Tat ganz beſonders wohl geneigt ſchien, zu erfüllen; Skobelew beurlaubte ſeinen Adjutanten, um den Fürſten G. nach ſeinem väterlichen Schloſſe, welches günſtigerweiſe nicht allzu entfernt von der bulgariſchen Grenze lag, zu bringen, die eigene Verwundung daſelbſt ebenfalls auszukurieren und ſich nach vollſtändiger Geneſung abermals bei ſeinem Chef zu melden. —

Schon der nächſte Verwundeten-Transport führte die beiden Freunde von dannen.

Fürſt Dimitri bedurfte der ſorgfältigen Behandlung, welche ihm, dank ſeiner vortrefflichen Empfehlungen, auch überall wurde, und Seehofer wachte wie ein Vater über ſeinem Schutzbefohlenen und beklagte ſeine Verwundung nur aus dem einzigen Grunde, weil ſie ihn unfähig machte, den Kranken perſönlich zu heben und zu tragen, wie dies wohl ſein Wunſch geweſen. — Fürſt Dimitri war in der Tat ſein Freund geworden. —

XXI.

Schmäle, tobe, lieber Junge!
Ach, Zerline will mit Freuden
Wie ein Lämmchen will ſie leiden,
Nur vergeben ſollſt du ihr!

Don Juan.

Eine Schweſter vom roten Kreuz half den noch immer Schwerkranken nach dem für ihn requirierten Coupé erſter Klaſſe transportieren.

Sie war eine auffallend ſchöne Erſcheinung, und man hatte Seehofer ſchon im Lazarett erzählt, daß ihr Schickſal einem wahren Roman gleiche. Ehemals Schauſpielerin an einer Operettenbühne, galt ſie für eine der leichteſten Lebedamen in Petersburg, welcher die geſamte Herrenwelt zu Füßen lag.

Die ſchöne Wera wühlte in Gold und Brillanten und ihre Anbeter waren bereit, ihr jeden, auch den extravaganteſten Wunſch zu erfüllen.

Da ſah ſie eines Tages einen jungen Couliſſenſchieber, einen zigeunerhaften, finſtern, trotzigen Burſchen, vor deſſen böſen Augen ſich die andern Mädchen fürchteten.

Und es kam über ſie wie ein Fieber, wie ein Wahnwitz, welcher unzurechnungsfähig macht. Sie verliebte

ſich in den wilden, unheimlichen Geſellen, zum erſtenmal im Leben empfand ſie ſelber eine Leidenſchaft, welche ſie voll und ganz beherrſchte.

Palſchick zuckte die Achſeln und lachte über ſie.

„Vor ſo einer ſoll mich Gott bewahren!“ ſagte er voll ſcharfen Hohnes, „ſelbſt zum Prügeln iſt ſie mir zu ſchlecht!“

Die ſchöne Wera warb vergeblich, warf umſonſt Geld und flehende Worte, je unſinniger ſie ſich in ihren Wahn verrannte, deſto ſtörriſcher und hohnvoller ſtieß ſie der ſo heiß Begehrte zurück.

In einer ſehr heftigen Szene ſoll er ſie ſo gewaltſam von ſich geſtoßen haben, daß ſie ſtürzte und ſich nicht unerheblich verletzte.

„Ich bin nur ein armer Hirt aus der Steppe!“ hatte er funkelnden Auges gerufen, „aber für eine Dirne bin ich tauſendmal zu gut.“ Und dann hatte er ſie mit Schmähungen überſchüttet und ihr verſichert: „Seine Liebſte ſolle fromm und rein ſein wie ein Engel im Himmel, — Teufel ſei er für ſich ſelbſt genug!“

Eine tiefe, qualvolle Zerknirſchung überkam die ſchöne Sünderin, und der wunderliche „keuſche Joſef“ erhielt ein eigenartiges Gegenſtück — die „büßende Magdalena.“

Palſchik hatte ſeine Stellung am Theater, welche er als Notbehelf angenommen, verlaſſen, um ſeiner glühenden Verehrerin ſtolz den Rücken zu kehren, und die ſchöne, leichtlebige Wera ging in ſich, ſchloß mit ihrer Vergangenheit ab und ward Samariterin.

Sie begab ſich als Schweſter vom roten Kreuz mit auf den Kriegsſchauplatz, um über ihren geliebten Palſchik, welcher freiwillig bei den Koſaken eingetreten war, voll bebender Angſt zu wachen.

Das ſeltene Liebespaar war ſelbſtverſtändlich bekannt und erfreute ſich des Intereſſes einflußreicher Perſonen, — ein früherer Anbeter der ſchönen Wera hatte es ihr ſogar verſprochen, daß ſie mit der Pflege des hartherzigen Palſchiks betraut werden ſolle, falls er verwundet würde.

Noch aber galoppierte er keck und ſtolz auf ſeinem ſtruppigen, kleinen Roß einher, und wenn man ihm von der Diakoniſſin Wera ſprach, ward ſein Blick noch böſer denn ſonſt und er ſagte geringſchätzig:

„Bah, die? — Selbſt Weihwaſſer wäſcht keinen Mohren weiß!“ —

Schweſter Wera aber tat ſtill und bleich wie ein ſchönes Marmorbild ihre ſchwere Pflicht, und ſie hat auch Fürſt Dimitri gepflegt und mit niedergeſchlagenen Augen Seehofers Arm verbunden.

Jetzt hilft ſie bei der Überführung des erſteren.

Friedel iſt vorangeeilt und hat die Tür des ihm bezeichneten Coupés geöffnet.

Betroffen weicht er zurück.

Ein abſcheulicher Geruch dringt ihm entgegen, große Blutlachen färben den Teppich, die Polſter ſind befleckt, und zerriſſene, ſehr unſaubere Bandagen liegen umher und verbreiten einen unerträglichen Geſtank.

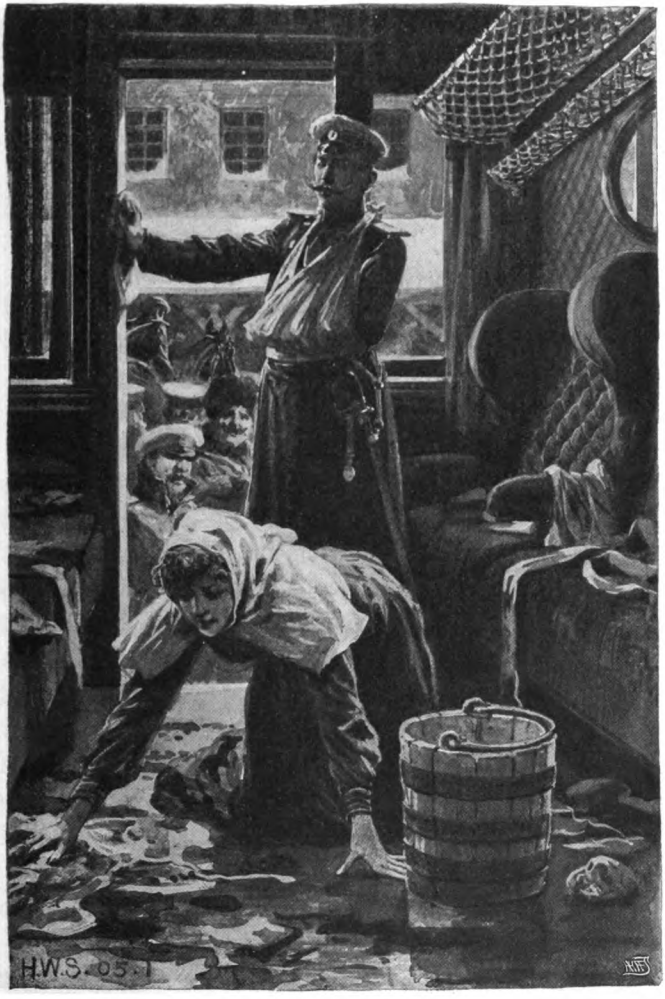
Der Schaffner zuckt gleichgültig die Achseln. „Der Wagen kommt direkt von Petersburg zurück. Man hat einem höheren Offizier das Bein darin amputiert — über dem Knie, — es war wohl schon brandig geworden. Wer hat wohl in diesen Tagen Zeit dazu, alles sauber zu halten!?“ —

„Schwester Wera, sehen Sie sich diesen Raum an! Wie ist es möglich, daß wir den Fürsten da hinein betten?!“

Die Schwester antwortet nicht, sie wendet sich hastig zurück und faßt einen der gefüllten Tränkeimer, welche für Pferdetransporte seitlich auf dem Bahnsteig bereitgestellt sind, — kaum vermag sie mit ihren durchsichtig zarten Händen das schwere Gefäß zu heben, und doch wehrt sie voll freundlichen Ernstes ab, als Friedel mit seinem gesunden Arm zugreifen will.

Und dann — nach schnellem, ratlosem Umherblicken reißt sie ihre derbe Leinenschürze ab, kniet in dem Coupé nieder und beginnt voll fliegender Eile Blut und Eiter aufzuwaschen, die zerstreuten Bandagen zu sammeln und den angehäuften Schmutz aus den Ecken herauszuspülen.

Seehofer reißt die Fenster auf und schwenkt sein Taschentuch, um den Luftzug zu beschleunigen, und dabei blickt er voll Teilnahme auf das schöne, bleiche Mädchen nieder, welches so still und demütig seine ekle Arbeit verrichtet. Draußen hasten und drängen Soldaten aller Waffengattungen vorüber, Verwundete werden


H.W.S. 05.1

geführt oder getragen, Laſten geſchleppt, Transporte abgeholt.

Friedel hat gleichgültig über das bewegte Bild hinweggeblickt, nach der Tragbahre des Fürſten auszuſchauen, da fällt ihm plötzlich ein Koſak auf, welcher mitten im eiligen Gang innehält und auf die knieende, ſo eifrig ſcheuernde und waſchende Schweſter blickt.

Sein braunes, kühnes Geſicht mit dem dunklen, ſtarken Schnurrbart bekommt etwas Starres, die düſter blitzenden Augen nehmen einen ſchier drohenden Ausdruck an, wie bei einem Menſchen, welcher glaubt, daß ſein Nächſter ihn betrügen und hinters Licht führen will.

Es zuckt wie Spott und Trotz um die Lippen und doch ſteht er und ſtarrt die unerwartete Erſcheinung an.

Iſt es Palſchik? —

Friedel tut, als ſähe er ihn nicht.

Er ſteigt aus dem Coupé und tritt neben einen Eiſenbahnbeamten, welcher hinter dem Koſak ſteht und ebenfalls nach dem Coupé ſchaut.

„Sehen Sie Schweſter Wera!“ ſagt Seehofer ſehr laut in ruſſiſcher Sprache, „kein Engel iſt ſo demütig und fromm wie ſie! Wahrlich, ſie hat in dieſer ſchweren Zeit das Himmelreich verdient!“

Der Koſak wendet das Haupt, ſein Blick flammt auf, als wolle er den Sprecher erwürgen ... aber Seehofer ſieht ihn gar nicht an, er plaudert harmlos weiter und ſpricht von dem Fürſten, für welchen das Coupé geſäubert werde. —

Mit einer leidenſchaftlichen Bewegung wirft der Soldat ein Bündel, welches er trägt, über die Schulter und ſchreitet weiter.

Aber nach wenigen Schritten ſchon, halb verſteckt hinter einer Säule, bleibt er ſtehen und blickt dennoch zurück

Friedel beobachtet ihn verſtohlen ...

Wie es zuckt und arbeitet in dem Geſicht, welches ſich ſo ſcharf und kühn von dem hellen Hintergrund abhebt, wie aus Bronze gegoſſen!

Und dieſen Mann nennen die andern ein Rätſel?

Friedel lächelt.

Welch eine wilde, ungeſtüme Liebesleidenſchaft glüht aus dieſen Augen — und welch ein mißtrauiſcher Stolz kämpft gegen dieſelbe an! — Der Stolz des einſamen, weltfremden Steppenhirten, welcher die Sünde noch bei ihrem nackten Namen nennt, welcher es wohl begreift, daß man einem Geliebten ſchrankenlos angehören — aber doch nicht allen gefallen kann! Der ſpröde Stolz des Mannes, welcher die extravagante Neigung jener Vielgefeierten, Vielverwöhnten nicht begriff und eine Falle dahinter vermutete. Warum wendet ſich ein Weib, welches über Fürſten gebietet, plötzlich ihm, dem Armen, Namenloſen, Niedern zu?

Soll er Wera Osmanow zum Weibe nehmen, weil andere ihrer überdrüſſig geworden ſind? —

Niemals, und wenn er ſie liebte bis zum Wahnwitz! —

Und er liebt ſie, — aber er ſchämt ſich dieſer Liebe auf ſeine Art.

Und nun? — Beginnt er doch noch an Engel zu glauben?

Friedel hat keine Zeit mehr, den wunderſamen Roman, welcher ſich — vielleicht in ſeinen Schlußkapiteln — hier vor ſeinen Augen abſpielt, weiter zu verfolgen, die Träger mit der Bahre Dimitris erſcheinen, es pfeift und die Bahnhofsbeamten drängen zur Eile.

Wera hat in der Tat ihr mühſames Werk vollendet. Sie hebt den ſchweren Eimer auf den Perron zurück und wendet ſich haſtig zu dem Verwundeten.

Ihr Antlitz iſt ſo blaß und ruhig wie ſtets.

Voll milder Sorge ordnet ſie noch einmal die Kiſſen unter dem Haupt des Kranken und tritt dann beiſeite, es den Männern überlaſſend, die Bahre emporzuheben und in den Wagen zu ſchieben.

Sie will abermals nach dem Eimer faſſen, um ihn aus dem Weg zu räumen, da zuckt ſie zuſammen und preßt mit leiſem Laut der Überraſchung die Hände gegen die Bruſt. Glühende Röte färbt Stirn und Wangen.

Neben ihr ſteht der Koſak, faßt mit derber Fauſt den Eimer und fragt rauh: „Wohin?“

Und dabei blitzen ſie ſeine Augen ſo zornig und feindſelig an, als möchte er das junge Mädchen am liebſten vernichten, und um die Lippen zuckt es juſt ſo verächtlich wie früher, . . . wenn er ſagte: „Bah! die?!“ —

Sie kann nicht antworten, ſie deutet ſtumm mit der Hand zurück.

Da wendet er ſich kurz um und ſchleppt den Eimer davon.

Wera aber muß in das Coupé ſteigen, dem Schwerverwundeten die letzten Hülfeleiſtungen angedeihen zu laſſen.

Seehofer ſieht, wie ihre Hände zittern, wie ſie ſich vergeblich müht, ihrer Aufregung Herr zu werden.

Dann müſſen ſie Abſchied nehmen.

„Leben Sie wohl, Schweſter Wera!“ lächelt er, „wir laſſen das Glück bei Ihnen zurück, — möchten Sie es recht bald für immer finden!“

Sie blickt beinahe erſchreckt zu ihm auf und errötet in ihrer Verwirrung noch tiefer, auch reicht ſie den Herren nicht die Hand, ſondern ſie wendet ſich haſtig zum Perron zurück.

Noch einmal beſchreibt ſie das Zeichen des Kreuzes über dem Kranken.

„Gott behüte Sie!“ ſagt ſie leiſe, — „leben Sie wohl!“ Und dann ſteht ſie drunten auf dem Perron, die ſchlanke Geſtalt von dem ſchlichten Nonnengewand umweht, nnd wartet auf den Abgang des Zuges.

In einiger Entfernung lehnt Palſchik an der Mauer und wendet keinen Blick von ihr. —

Seine Augen glühen wie bei einem Trunkenen, ſein Atem geht ſchwer, — Seehofer wähnt, es müſſe ein wilder Schrei von ſeinen Lippen brechen, er müſſe ſich

auf die zarte, bebende Mädchengeſtalt werfen, ſie an ſich zu reißen in einem Ausbruch fanatiſcher Leidenſchaft . . .

Wenn nicht jetzt — dann bald.

Friedel ſtreicht langſam mit der Hand über die Stirn. Entweder er entführt und heiratet — oder er tötet ſie! — — deſſen iſt er gewiß. —

Der Zug jagt hinaus in den dämmerigen Wintertag, — Schneewolken hängen grau am Himmel und Fürſt Dimitri ſchließt erſchöpft die Augen.

Er drückt noch einmal dankbar, mit unbeſchreiblich wohligem Aufſeufzen die Hand Seehofers, welcher neben ihm ſitzt und die kühle Rechte auf die Stirn des Freundes legt.

„Nun geht es heim!“ ſagt er leiſe. — „Morgen früh ſchließt dich deine Mutter in die Arme, ſie fährt uns bis G. entgegen.“

Dimitri lächelt wie verklärt.

„Katjuſcha Michailowna erwartet mich daheim“, — flüſtert er, „o Frederik, welch ein Wiederſehen wird das ſein!“

„Träume davon!“ nickt Seehofer mit weicher Stimme, „verſuche zu ſchlafen, damit die gute Wirkung des Pulvers nicht vergeht. Das Morphium ſoll deine Schmerzen lindern, damit deine Mutter dich recht wohl vorfindet! Liegſt du bequem?“

Der Kranke macht eine zuſtimmende Bewegung, die Lider ſinken ſchwer über die dunklen, tief umſchatteten Augen, und nach wenigen Minuten heben leiſe, noch immer röchelnde Atemzüge die durchſchoſſene Bruſt.

Ein unbeſchreiblich wehes Glück überkommt Friedel, als ſein Blick über die Geſtalt des Unglücklichen ſchweift, bei dem das eine Bein zu einem unförmigen Klumpen bandagiert es auch dem Laien verrät, daß der junge Fürſt es nie im Leben wieder in voller Rüſtigkeit gebrauchen kann.

Die verwundete Lunge gibt den Ärzten auch die ernſteſten Beſorgniſſe für die Zukunft, und die einzige Hoffnung iſt es wohl, daß der Kranke in der milden Luft ſeiner ſehr ſüdlich gelegenen Beſitzungen am erſten geneſen könne.

Aber auch im günſtigſten Falle wird Dimitri, der ſchon ehedem Schwächliche, ein beklagenswerter, verkrüppelter Mann bleiben, unfähig, je wieder ein Pferd zu beſteigen oder voll friſcher Lebensfreudigkeit ſeine Jugend zu genießen wie andere Altersgenoſſen. Seine Kraft iſt gebrochen, — wie ein Schatten wird er dahinſiechen, durch lange Jahre vielleicht eines troſtloſen Daſeins einem erlöſenden Tode entgegen! —

Und Gräfin Katjuſcha Michailowna, die reiche, verwöhnte Erbin, die ſo leidenſchaftlich Beanlagte, was wird ſie bei dem Anblick eines Mannes ſagen, welchen ſie ſelber in das Elend hineinhetzte!? —

Friedel ſeufzt tief auf.

Die Liebe macht blind, — — ach, daß dem armen, verliebten Dimitri doch nie, niemals die Augen aufgehen möchten über jene Kalte, Herzloſe, welche es ihm einzig durch ihre faszinierende Schönheit angetan hat, wie mit einem Zauberſpuk! —

Alles, was Seehofer von der Braut des Fürſten gehört, hat ihm nicht gefallen. —

Sein ruhig und klar blickender Geiſt hat ſich, durch keine Äußerlichkeiten geblendet, ein Bild von ihr geſchaffen, welches wohl fraglos ſehr richtig iſt.

Hat ſie ihren Verlobten jemals geliebt? —

Wohl mag es ſtolze, patriotiſche Weiber geben, welche dem Geliebten ſelber das Schwert in die Hand drücken, ihn bewaffnen, um als Retter des Vaterlands zu heiligem Kampf hinauszuziehen, Weiber, welche ihre Gatten, Söhne und Verlobten dahingeben, weil die Not ſie fordert!

Während eines letzten Aufgebots in Tirol, — oder während der Befreiungskriege, war wohl ſolch ein Opfer heilige Pflicht, denn da war jeder Arm, welcher eine Waffe führen konnte, notwendig, — Gräfin Katjuſcha aber folgte nicht dem zwingenden Hülferuf eines hartbedrängten Vaterlandes, ſie ſchickte einen Mann, welchen man weder brauchte noch forderte, in den mörderiſchen Kampf hinaus, lediglich damit ihre Eitelkeit, ihr Ehrgeiz triumphieren konnten! Sie wußte, daß der junge Fürſt den furchtbaren Strapazen eines ſolchen Feldzuges nicht gewachſen war, ſie mußte ſich ſelber ſagen, daß er ſchon an ſeiner Geſundheit gefährdet war, wenn er das ruheloſe, aufreibende Lagerleben mitmachte, dennoch genügte ihr der gute Wille ihres Sklaven nicht, voll Spott und beißender Ironie trieb ſie ihn in den Kugelregen der feindlichen Geſchütze hinaus.

Der Faſan! —

Nein, ſo eine kalte Herzloſigkeit hatte nichts mit der Liebe gemein.

Gräfin Katjuſcha Michailowna riß ſich nicht blutenden Herzens von dem Bräutigam los, dem Höchſten und Heiligſten ihren ſchweren Tribut zu zahlen, — ſie opferte ihn nur unnütz und zwecklos, ſie überlieferte den Kranken ſeinem traurigen Schickſal!

Was wird ſie ſagen, wenn ſie den Unglücklichen heimkehren ſieht?

Wird ſie nun auch den ſtolzen, edlen Mut haben, die Folgen ihrer Tat auf ſich zu nehmen und den armen Krüppel zu lieben, doppelt treu und innig, um ſeiner blutenden Wunden willen?

Seehofer ſeufzt auf und ſein Blick ruht voll tiefſter Wehmut auf dem glückverklärten Antlitz des bleichen Schläfers: „Gott gebe es, Freund Dimitri! Welch ein elendes Werk hätte ich vollbracht, dich am Leben zu erhalten, welches dir tauſendmal mehr Qual und Marter bringen würde, wie der Tod unter den Fäuſten des grauſamſten Tſcherkeſſen!“

Der Zug raſt durch Nebel und Sturm, die Zeit ſchleppt ſich langſam wie ein wegmüdes Weib dahin.

Zeitungen waren nicht aufzutreiben, darum greift Friedel in die Bruſttaſche und entnimmt ihr die beſte Lektüre, welche es für ihn gibt, den letzten Brief von daheim!

Er kennt ihn ſchon auswendig, aber lieſt ihn den-

noch wieder und immer wieder, und ſein Herz erbebt in zärtlicher Rührung, wenn er die teuren Schriftzüge der Eltern und Geſchwiſter erblickt.

Eine traurige Nachricht hat das Schreiben gebracht. Der Vater iſt nun doch, trotz all ſeiner gegenteiligen Wünſche, zum Forſtmeiſter ernannt und in eine größere Stadt verſetzt worden.

Für die Erziehung der Buben iſt es ja vorteilhaft und gut, aber der Abſchied von dem geliebten, ſtillen Alpental iſt für alle bitter ſchwer.

Die Zirblerin hat ſich unter Ach und Weh dennoch entſchloſſen, die geliebte Herrſchaft zu begleiten, und iſt es immerhin ein Troſt, wenn auch ein ſchwacher, für ſie, daß die neue Wohnung weit von der Stadt im Grünen liegt und die Ausſicht auf das Hochgebirge gewährt.

So ſieht ſie wenigſtens ihre teuren Alpen noch, wenn auch nur aus weiter Ferne, aber ſie kann die Heimat doch noch mit den Blicken erreichen, und das iſt für die Sehnſucht ſchon eine gar heilſame und lindernde Arznei.

Der Großvater fügt ſich ſeufzend in das Unvermeidliche, aber der Hieſel führt ſich wie ein Unſinniger auf, trägt das Grünei voll grimmer Raufluſt auf Krakehl und ſchimpft ſo furchtbar, wie eben nur ein Bayer ſchimpfen kann, auf die Weltordnung im allgemeinen und alle hohen und niedern Forſtbehörden im ſpeziellen.

Er nimmt die Verſetzung ſeines Brotherrn als perſönliche Beleidigung und hat es voll rebelliſchen Stolzes abgelehnt, unter dem neuen Oberförſter ſein Gnadenbrot

im Forſthaus weiter zu eſſen. Er hat „aufbegehrt“ und der grünen Farbe die Freundſchaft gekündigt.

Zum Roſeli auf das Gieshüblerslehn will er ziehen und das iſt eine ganz geſcheidte Idee.

Weil nämlich im letzten Sommer mehr denn je die Touriſten in

das Tal gekommen ſind, hat ein unternehmender Reſidenzler für das erſte Frühjahr den Bau eines großen Hotels im Dorf drunten geplant.

Dann ſoll Geld und Leben in unſere einſamen Berge kommen.

Das Roſeli, deſſen Mann, der Waſtl, doch nicht mehr mit der Geſundheit recht auskommt und die Arbeit in Feld und Wald nicht mehr ſchaffen kann, hat nun den ſchlauen Einfall gehabt, in dem Gieshüblerhof eine Schänke zu errichten.

Die ſchöne Lage an der Klamm iſt ſehr geeignet dafür, die Touriſten ſprachen im letzten Sommer ſchon immer vor und verlangten Speiſe und Trank, und das Roſeli iſt flink und ſauber und verſteht ſich trefflich auf die Wirtin.

Ihre Dirneis ſind auch groß genug, die Gäſte zu bedienen, und der Hieſel, welcher ſo ſchön die Zither ſpielt, ſoll mit dem Waſtl die Muſik machen, wenn die Gäſte heimkehren oder eins tanzen wollen. Der Hieſel iſt Feuer und Flamme für dieſen ſchönen Beruf und übt ſich alleweil auf der Zupfgeigen, daß es eine Luſt iſt. — Der Alte iſt rüſtiger wie je, er iſt neulich ſogar noch mit in den Wald gehumpelt und hat ſich auf Anſtand geſetzt, und der Vater hat ihn ſchießen laſſen, um ihm noch mal eine Freude zu machen.

Das Wildern wird er ſich ja wohl nicht angewöhnen dabei, dazu gemahnt ihn ſein Bein zu ſehr als Denkzettel, aber vor dem Trinken haben wir alle Angſt, in

einer Schänk' iſt die Gelegenheit zu verführeriſch, und der Hieſel iſt eine fidele Haut und liebt einen ſtarken Tropfen.

Wenn ihn der Kranawitter nicht ins Gras wirft, hat es wohl noch gute Wege mit ihm, er iſt ein „eiſerner" und trotzt den Jahren, und wir hoffen alle, daß ſein ſehnlicher Wunſch noch in Erfüllung geht und er ſein „liebes Bübli" noch einmal in die Arme ſchließen kann.

Daß du abgereiſt biſt, ſo heimlich, bei Nacht und Nebel, ohne ihm ein „B'hüt Gott" zu ſagen, hat ihn ehemals gar zu bitter beleidigt, wenn er daran denkt, mault er noch immer und ſagt: „Na, ich mein', ein' ‚Grüß Gott' wird er mir ſeinerzeit doch ſag'n, wo er mir ein' ‚B'hüt Gott' nit vergunnt hat."

Niemand im Hauſe war aufgeregter, wenn ein Brief von dir kam, als wie der Hieſel, und daß du einmal ſogar ſelber an ihr direkt geſchrieben haſt, war wohl die größte Freude, welche ihm zeitlebens widerfahren iſt. Er hat geweint wie ein Kind.

In Gedanken iſt er faſt immer bei dir, ſogar im Traum.

Da hat er neulich nachts das ganze Haus durch ein Geſchrei alarmiert, und als wir alle entſetzt auf die Stiege eilen, ſteckt der Sepp, welcher bei ihm ſchläft, lachend den Kopf aus der Tür und ſagt: „Gebt's nur eine Ruh', 's iſt gar nix! Der Hieſel hat alleweil g'träumt und aufg'ſchrien: ‚die Sautürken! die Maleſiz-türken. Auf den Friedel woll'n ſ' einhau'n! Und hat

noch weiter g'ſchimpft, daß ſeine Bettſtatt g'wackelt hat. Wie er wach geworden, hat er ſich dann geſchämt, aber ſo leis vor ſich hin hat er doch den ganzen Tag räſonniert: „die Sautürken"!

Und ſo betet er auch alle Abend vor dem heiligen Hieronymus, ohne viele Umſtände und viele Worte, aber recht aus Herzensgrund: „Ich bitt' dich ſchön, liebes heiliges Mannerl, behüt' uns den Friedel und hau' den Malefiztürken die Hoſen voll, daß ſie gleich von Konſtantinopel bis ins Fegfeuer flieg'n!"

Daß du Offizier geworden und gar einen Orden bekommen haſt, macht ihn „viel ſtolz", aber er hat nur dazu genickt und geſagt, „daß der Lausbub'" — es war gerade an einem Tage, wo er wegen des Abſchieds maulte — „ein Ehrenzeichen nimmt, wenn er's erwiſchen kann, das glaub' ich gern. So einer iſt der Friedel allzeit g'weſen. Die Milch hat er nit begehrt, aber das Obers davon, das hat er abg'ſchleckt." Nun kennſt du des Hieſels Meinung von dir, und der muß es ja wiſſen.

Die Zirblerin iſt viel abſtändiger wie der Alte. Es hat ſich in letzter Zeit oft ein Hüftweh bei ihr eingeſtellt, und die Augen laſſen auch nach, ohne Brille geht's nicht mehr. Sie läßt dir ſagen: „Ein Sack' voll türkiſcher Goldmünz' möchteſt du heimbringen und den Gräflichen das Schloß abkaufen, damit wir alle hineinziehen könnten — ſonſt freute ſie der ganze Krieg nimmer!"

Hoch hinaus mit dir hat ſie ja immer gewollt, und

daß der Graf nicht dein Göd geworden, hat ſie allzeit gegiftet; das Suſei iſt vollends ihr Herzpinkerl, mit dem hat ſie es nun gar toll im Sinn und verlangt, daß ein Engel vom Himmel fällt, um ſolch ein Dirnei mal zu freien.

Von Thums hören wir wenig — und wenn wir erſt mal hier fort ſind — was nun in vier Wochen der Fall ſein wird — dann werden wir uns wohl kaum im Leben mit ihnen wiederſehen.

Brunhild ſchrieb ein paarmal und bat um Nachricht, wie es dir ginge.

Ihr Brief war lieb und voll Teilnahme, er klang gar nicht nach Höflichkeit und Redensarten, ſondern verriet ehrliche Angſt und Sorge um dich. Die ganze Familie iſt ja voll überſtrömender Dankbarkeit und vergißt es dir wohl nie, was du für die Komteſſe getan haſt.

Weil wir damals ſelber ſo lange Zeit ohne Nachricht von dir waren, konnte ich wenig von dir berichten, nur die Tatſache, daß du ſehr ſchnell zum Offizier avanciert ſeiſt. Willſt du nicht ſelber mal an den Grafen oder an Eckbrecht ſchreiben und von deinem Orden erzählen, und daß du gar zum Stab kommandiert und Adjutant des Generals geworden biſt! Es würde ſie gewiß freuen!

Ich habe jetzt während des Umzugs gar keine Zeit zum Briefſchreiben, du aber, mein lieber Herzensbub, haſt wohl in dem Lazarett Langeweile genug.

Ach, wie danken wir alle unſerm lieben Herrgott, daß er dich ſo gnädig behütet hat, daß alles ſo gut abgelaufen iſt! Wie habe ich vor ihm auf den Knien gelegen und ihm für mein Kind gedankt, als deine kurzen Zeilen nach dem furchtbaren Kampf am Schipka zu uns kamen. Es gibt wohl keine ſchlimmere Folter für ein Mutterherz, als ſolche Todesangſt um ihren Sohn zu leiden. Gott ſegne dich dafür, daß du jetzt ſo oft ſchreibſt, das beweiſt am beſten, daß du wahrlich auf dem Wege der Geneſung biſt. Wann wirſt du denn nun zurückkehren? Der Krieg ſcheint, Gott Lob und Dank, ſo gut wie beendet zu ſein. Vater ſchien es nicht ganz nach dem Herzen zu ſein, daß du vorläufig noch in ruſſiſchen Dienſten bleiben willſt, er meint, ein deutſcher Mann gehört in ſein deutſches Vaterland, und nachdem du dich in dieſem Krieg ſo brav benommen, wird man auch hier ſchon einen guten Platz für dich finden. Ich bin jedoch der Anſicht, daß man dir auch in dieſem Punkt freie Hand laſſen muß, denn wenn du in der ruſſiſchen Armee ſchneller fortkommſt, wäre es ein Unſinn, die ſchwer erkämpften Vorteile aufzugeben. Für eine Reiſe nach Deutſchland wird dein Urlaub wohl ſtets ausreichen, ſodaß wir unſern Herzensbub' von Zeit zu Zeit wiederſehen können! Alles was du über den armen Fürſten Dimitri ſchreibſt, iſt mir tief zu Herzen gegangen. Gebe Gott dem ſo ſchwer Verwundeten baldige Geneſung! Ich ſchließe ihn voll herzlicher Aufrichtigkeit in meine Gebete ein, denn du weißt, mein

Friedel, daß auch einer Mutter alle die in Liebe nahe=ſtehen, welche dem Herzen ihres Sohnes teuer ſind! Und nun lebe wohl, mein heißgeliebtes Kind! Gieb bald wieder Nachricht und vergiß auch nicht an Thums zu ſchreiben. .."

Friedel ließ tiefatmend den Brief ſinken: „An Thums ſollte er ſchreiben?" — Mit bebender Hand öffnet er die Brieftaſche und nimmt die welken Blüten, welche ſie birgt, heraus. Voll unausſprechlicher Sehnſucht preßt er die Lippen auf die welken drei Steinnelken, welche Brun=hild einſt an der Bruſt getragen, und welche ihn begleitet hatten in Kampf und Gefahr, gleich einem heiligen Schild der Liebe ſein Herz deckend; da durchſchauerte ihn wieder die fiebernde Leidenſchaft, die ihn überkam, als er ſie im Arm hielt, inmitten der lodernden Glut, als ihre Herzen in jauchzendem Entzücken ineinanderſtrömten, — und als ſeine Lippen auf den ihren brannten!

Damals war er ein kühn Verwegener, der nichts zu eigen hatte als das ungeſtüme, himmelhoch jauchzende Herz in der Bruſt, — jetzt iſt er ein Mann, deſſen Haupt den blutigen Lorbeer des Sieges, deſſen Bruſt ein Kreuz der Ehre trägt, jetzt hat er ſich aus eigner Kraft eine Stellung in der Welt errungen und jetzt kann er heimkehren und ſtolzen Mutes die Arme ausbreiten in jauchzendem Geſtändnis: „Ich liebte dich geſtern, ich liebe dich heut' — und werde dich lieben in Ewigkeit!" —

Seehofer atmet tief auf — ſein Auge leuchtet — er möchte die Arme heben, jenes Gnadenbild ſeiner Phan=taſie glühend zu umfaſſen ...

Da weht es wie kühle, graue Nebel vor ihm nieder. Die erhobene Hand ſinkt herab, ein leiſer Seufzer hebt ſeine Bruſt, — aber durch alles Weh hindurch ſpielt dennoch ein Lächeln um ſeine Lippen und die Zuverſicht glänzt auf ſeiner Stirn.

Nein, noch iſt es nicht an der Zeit, heimzukehren, noch hat er ſein Ziel nicht erreicht.

Zwiſchen ihm und der Geliebten gähnt noch immer eine Kluft, welche Lorbeer und Kreuzlein nicht ausfüllen.

Noch hat er kein Recht, um eine Gräfin Thum zu werben.

Wird es ihm jemals werden? —

Friedel preßt momentan die Lippen zuſammen und ſtarrt gedankenvoll vor ſich nieder, — dann hebt er plötzlich das Haupt friſch und freudig in den Nacken und wirft die braunen Haarwellen aus der Stirn, als müſſe er törichte Gedanken von ſich abſchütteln.

Hat ſein Stern ihm nicht hell geleuchtet bisher? Warum ſoll er plötzlich an ſeinem guten Glück irre werden? —

Hat nicht Siegfried aus lohender Glut Brunhilde getragen, ſich ſelber zu eigen? —

Brunhild! — du wonniges Weib!

Da legt ſich eine Hand ſchwer auf das Knie des Träumers.

Mit weitoffenen, wachen Augen blickt Fürſt Dimitri zu ihm auf.

„Was haſt du ſoeben gedacht, Freund?“

Seehofer wähnt, das Blut ſchieße ihm in die Wangen. „Seh' ich ſo nachdenklich aus?“ — „Dein Antlitz ſpiegelte dein Herz“ — fährt der Verwundete leiſe fort, „und zeigte mir, daß dieſes Herz mit

seinen heimlichsten und seligsten Gedanken mir noch fremd ist! Darf das sein zwischen Freunden, welche ihren Treuebund mit Blut besiegelt haben?" —

Friedel hat nie gern über sich und seine Verhältnisse gesprochen, es ist ihm unsympathisch, seine heiligsten und tiefinnersten Gedanken kund zu tun. So versucht er der Frage auszuweichen und schüttelt lachend den Kopf.

„Welch eine Einbildung! Du sollst übrigens keine physiognomischen Studien jetzt machen, sondern schlafen, stundenlang schlafen, womöglich durchschlafen bis G.!"

Dimitri macht mit der Hand eine schwerfällige, verneinende Bewegung; wieder liegt auf seinem abgezehrten Antlitz der stille Glanz seligen Behagens, welches selbst die Schmerzen vergessen läßt.

„Ich habe ja über eine Stunde wohl geruht und sogar lebhaft geträumt, nun fühle ich mich wohl und habe das Verlangen, ein wenig zu plaudern. Das Schicksal hat uns wundersam zusammengeführt, Frederik, du hast mit Einsatz deines Lebens das meine gerettet, — ja noch mehr, du hast mich vor dem entsetzlichsten Tode bewahrt. — Was wäre ohne dich geschehen! — Du weißt, wie mich der Gedanke an solch ein Ende gepeinigt hat. — Nun stehst du mir nahe wie ein Bruder, ich habe keinen besseren, lieberen Freund auf der Welt, als wie dich. Und doch weiß ich noch so wenig von dir, deiner Familie und derjenigen, an welche du eben so sehnsuchtsvoll und entzückt gedacht! — Du schüttelst

den Kopf! Du willſt mich nicht teilnehmen laſſen an deinem Leid und deiner Freude? Warum nicht? Bin ich dir ſo gleichgültig und fremd geblieben?"

Es lag ein ſo trauriger Ausdruck in den dunklen, tiefumflorten Augen, und die Stimme des Fürſten, welcher leis und mit kurzen Pauſen geſprochen hatte, klang ſo vorwurfsvoll, daß Friedel ſich voll aufwallenden Empfindens über ihn neigte und die Hand auf die Stirn des Sprechers legte.

„Wie lieb du mir geworden biſt, Dimitri, beweiſe ich dir doch am beſten dadurch, daß ich dich heimbegleite, daß mir dein Wohl und Wehe mehr am Herzen liegt wie alles andere Was ſoll ich dir aber von mir erzählen? Meine Eltern kennſt du dem Namen und den Bildern nach und auch von meiner Heimat in den geliebten Bergen erzählte ich dir; wenn du erſt wieder geſund biſt, mußt du ſie mit eigenen Augen ſchauen. Meine Schickſale ſind zu wenig intereſſant, und bieten zu wenig, um viel Worte darüber zu verlieren. Aber wenn du trotzdem von den einfachen, ſchlichten Menſchen, welche mir nahe ſtehen, hören willſt, ſo leſe ich dir am beſten einmal den Brief meiner Mutter vor; du ſprichſt und verſtehſt ja deutſch genug, dein längerer Aufenthalt in Wiesbaden und Baden-Baden hat gute Früchte getragen! Willſt du, daß ich leſe?"

„Wenn es nicht indiskret iſt, würde es mir eine große Freude ſein!"

Friedel entfaltete wohlgemut den Brief, es war ihm

lieb, daß er das Intereſſe des jungen Mannes auf dieſe Weiſe auf harmloſere Dinge leiten konnte. Das Leben in der Oberförſterei ſchien Dimitri ſehr zu intereſſieren, und Hieſel und die Zirblerin deuchten ihm ſo originell und amüſant, daß er gar nicht genug fragen und nach ihnen forſchen konnte.

Das war dem Fürſten neu und feſſelte ihn ſehr, und ſo ſprach und las Friedel eifrig weiter, bis er auch an den Bericht über die gräfliche Familie gelangte und die Stelle las, in welcher von Brunhilds beſorgtem Brief berichtet ward.

Seehofer wollte flüchtig darüber hinwegleſen, der Verwundete aber horchte hoch auf und ſchien von Kochenhall und ſeinen Bewohnern noch viel mehr wiſſen zu wollen wie von Hieſel und der Zirblerin.

Friedel erzählte ausführlich von dem gräflichen Ehepaar und ſeinem guten, ſo überfleißigen Eckbrecht, und Dimitris Blick hing immer forſchender an ſeinen Zügen. Ihm war es, als halte er endlich den Schlüſſel zu dem ſtolz verſchloſſenen Herzen des Freundes in der Hand. —

XXII.

Ich wollt er wär ein Ritter,
Ein Ritter vom goldenen Vließ . . .
O Lieb, wie biſt du bitter,
O Lieb' wie biſt du ſüß! —

J. V. v. Scheffel.

„Wer iſt Brunhild?“

Friedel ſah auf den Brief nieder und bemühte ſich äußerſt harmlos auszuſehen.

„Erzählte ich dir noch nicht von ihr? — Sie iſt die einzige Tochter des Grafen Thum, Eckbrechts Schweſter, meine Jugendgeſpielin!“

„Wie alt?“

Nun — wohl drei und einhalb Jahr jünger als ich.“

„Und wie ſieht ſie aus? Beſchreibe ſie auch.“

Da begann Seehofer zuerſt ganz gleichgültig, wie groß und ſchlank, wie echt brunhildenhaft ſtolz ihre Geſtalt ſei, wie das lange, wallende Goldhaar einem Königsmantel gleiche und ihn als Knaben ſchon entzückt habe, — wie tiefblau und dunkel umrahmt die großen, leuchtenden Augen blicken, — wie ſie in der reizenden flotten Tracht ſeiner Berge noch ſchöner und trauter

ausgeſehen habe, wie in den eleganten Reſidenz-toiletten ...

Und ‚wes das Herz voll iſt, des geht der Mund über', er ſchilderte immer lebhafter, er gedachte ihrer Streifzüge durch Wald und Feld, jener Gewitterſtunden in der Sennhütte und ſeine Augen ſtrahlten in verräteriſchem Entzücken, ſeine Bruſt atmete ſchneller und ſeine Stimme bekam einen fremden Klang innigſter Weichheit und leidenſchaftlichſter Zartheit.

Dimitri hörte ſchweigend zu; aber ſein Blick beobachtete immer ſchärfer, ſein Mund lächelte immer verſtändnisvoller.

„Und was haſt du Brunhild angetan, daß ſie dir alle ſo dankbar ſind?" fragte er beharrlich weiter.

Da zögerte Friedel und heiße, flammende Glut ſchoß ihm plötzlich in die Wangen.

„Es war eine Feuersbrunſt in Kochenhall, ich half retten."

„Du retteteſt Brunhild!"

„Wenn du es ſo nennen willſt!"

„O erzähl' davon, das intereſſiert mich ganz beſonders!"

Und wieder wollte Seehofer mit flüchtigen Worten das Geſchehene abtun, und wieder übermannte ihn die Erinnerung, das Entzücken, von dieſer Stunde ſprechen zu dürfen.

Da flutete es empor, was ſo lange geheim im Herzen verborgen lag, die ganze Seligkeit jenes Augen-

blicks in lodernder Glut flammte aus ſeinen Augen und die Erregung bebte durch jedes ſeiner Worte und die Hand, welche das Briefblatt hielt, zitterte wie im Fieber.

Dimitri ſchaute in das ſchöne, heißgerötete Antlitz, und er faßte die Hand des Sprechers und drückte ſie leiſe.

„Wenn das alles ein Roman wäre, Frederik, müßteſt du nun die ſchöne Gräfin heiraten!“ ſagte er leichthin. „Hier bei uns zu Lande wäre eine andere Löſung gar nicht möglich!“

Da flog es wie jähe, bleiche Schatten über das erregte Antlitz des jungen Offiziers.

Er neigte das Haupt und blickte auf die Spitze ſeines Stiefels nieder.

Einen Augenblick herrſchte Schweigen, dann ſchüttelte er langſam den Kopf und ſagte ruhig: „Es iſt aber kein Roman, obwohl manches meiner letzten Schickſale romanhaft genug erſcheinen mag. Nirgends iſt die ſtrenge Sitte erbarmungsloſer gegen verliebte Herzen, wie in den Hof- und Adelskreiſen. Eine Gräfin Thum *kann* keinen bürgerlichen Offizier heiraten, und tät' ſie es doch, wäre es ein Skandal und weder für ſie — noch für mich ein Glück. Almoſen geben und Almoſen nehmen, gibt ſelbſt der heißeſten und ſüßeſten Liebe einen bittern Beigeſchmack.“

Dimitri ſah einen Augenblick ſehr betroffen aus. Er riß die Augen weit auf: „Wenn du aber von Adel wäreſt?“ —

Friedel lächelte und zwang ſich gewaltſam zu ſeiner gewohnten Heiterkeit: „Ja, wenn! dieſes böſe wenn! Ein adliger Freier dürfte ſelbſtredend in Kochenhall anklopfen, da ich aber keiner bin, laſſe ich es ſein. Nun aber höre weiter, der Brief iſt noch nicht zu Ende, und da du ſtets ſo viel Sympathie für die Art und Weiſe meiner Mutter hatteſt, und die Liebe der deutſchen Mutter ſo wunderbar innig, groß und ſtark nannteſt, wird es dir Freude machen, das Gott-dankbare Entzücken zu hören, mit welchem mein Mutterl von den Friedensausſichten ſchreibt.“

„Bitte lies?“ murmelte der Verwundete, aber er lag mit auffallend unruhigem Blick und ſchien nur ganz zerſtreut zuzuhören.

Seine Finger zupften aufgeregt an der wollenen Decke, welche über ſein Lager gebreitet war, und die Gedanken hinter ſeiner Stirn ſchienen momentan zu ſtürmen, ehe ſie ſich beruhigten. Es war, als ſei dem jungen Fürſten plötzlich ein ſehr guter, rettender Gedanke gekommen; wie ein verklärendes Leuchten ging es über ſein farbloſes Geſicht.

Er drehte den Kopf zur Seite und hörte noch die Schlußworte des Briefes mit an.

„Ja, ich will deine Mutter — deine Berge und Gräfin Brunhild noch kennen lernen!“ lächelte er, „wenn ich meine Hochzeitsreiſe mache. Katjuſcha liebt Deutſchland auch; ſie hat als Kind viele Jahre im Hauſe ihres Oheims, des ruſſiſchen Botſchafters in Berlin, gelebt,

ſie wird gewiß einverſtanden ſein, wenn wir über Deutſchland nach Italien fahren. Wäre es nur erſt ſo weit! Aber glaube mir, daheim werde ich viel ſchneller geſunden, wie hier in dem furchtbaren Lazarett."

Wieder ſpielte das glückliche Lächeln um ſeine Lippen und die roſigſten Bilder umgaukelten ihn, er hielt Seehofers Hand feſt in der ſeinen. „Wir werden beide glücklich ſein!" murmelte er, und Friedel nickte zuſtimmend, mit den „beiden" waren doch Katjuſcha und er, der arme Kranke, gemeint.

„Bitte erinnere mich daran, daß Mama ſogleich auf dem Bahnhof in G. ein paar Zeilen an den Großfürſten ſchreiben muß, — er wollte Nachricht haben, wie die Reiſe abgelaufen ſei." Wieder trat ein Ausdruck der Unruhe in ſein Geſicht. „Es muß ſofort geſchehen — es erlaubt keine Verzögerung hörſt du, Frederik? Sofort."

„Beunruhige dich nicht, es geſchieht. Und nun verſuche wieder eine Weile zu ruhen; wir haben viel geſprochen und du biſt erregt dadurch. — Liegſt du noch gut oder bedarfſt du einer Hilfeleiſtung?"

„Das Luftkiſſen unter dem rechten Fuß ſcheint ſich etwas verſchoben zu haben — aber auf der nächſten Station kommt ja wieder der Wärter."

„Ich will verſuchen . . . zwar ein wenig ungeſchickt . . . aber ich denke, es geht."

„Du gebrauchſt deinen Arm zu viel, — ſollſt ihn doch noch in der Binde tragen!" —

„Lediglich um über meinen Urlaub zu täuſchen!“ lachte Seehofer. „Außer einer begreiflichen Schwäche und Unbeholfenheit iſt keine Erinnerung mehr an den freundlichen Tſcherkeſſengruß geblieben. So; iſt es jetzt in Ordnung?“ —

„Ich danke dir tauſendmal; vortrefflich!“

„Haſt du Durſt? Darf ich dir eine Erfriſchung reichen?“

„Nein, — nur die Kälte iſt unangenehm. Man ſcheint ſchlecht oder gar nicht geheizt zu haben.“

„Gegen die Biwaks am Balkan kommt mir unſer Salon wie ein Brutkaſten vor!“ ſcherzte Friedel, heimlich die Decke von ſeinen Knien nehmend und ſie noch über den Freund breitend, „der Lazarettgehülfe hat ſicher noch Decken oder Mäntel bei ſich, falls du aber noch frierſt, ſage es, bitte, dann gebe ich dir noch einen Mantel. Ich bin ſehr abgehärtet und die kurze Zeit bis zur Station entbehre ich ihn durchaus nicht.“

„O nein! Dieſe zweite Decke genügt vollkommen!“ verſicherte der Fürſt mit dankbarem Händedruck und ſchloß ermattet die Augen. „Nun liege ich vortrefflich und werde wieder ſchlafen können.“

Die Dunkelheit war hereingebrochen, aber an das Lampenanzünden dachte niemand in dieſer lauten, unruhigen Zeit. Man mußte Gott danken, wenn man überhaupt ein Unterkommen in den überfüllten Transportzügen fand.

Friedel blickte beſorgt in das ſtille, bleiche Geſicht

des Freundes, welches ſich geſpenſtiſch aus der Dunkelheit abhob, wenn der grelle Schein eines vorüberhuſchenden Signallichtes es traf.

Es war unbeſchreiblich riskiert, den Kranken bei dieſer Witterung, unter derart primitiven Verhältniſſen zu befördern, und die Ärzte hatten wohl gewiſſenlos gehandelt, den noch immer Schwerkranken weiter zu ſchicken, aber was galt in dieſen Zeiten ein Menſchenleben? —

Man ſchob weiter, was unbequem war, und war kein Platz für neue, blutende Ankömmlinge da, ſo ſchaffte man ihn, — auf welche Weiſe? — Wer denkt darüber noch nach! —

Wie wird nun erſt der Transport des Armen nach dem entfernt liegenden Gut ausfallen?

Die Fürſtin hatte geſchrieben, es ſei alles aufs beſte vorbereitet und auch ein Arzt ſei zum dauernden Aufenthalt auf dem Schloſſe anweſend, — gebe Gott, daß er nicht allzu traurige Arbeit an dem Patienten bekommt. —

Es iſt ſtill und dunkel, der Wagen rattert, und ein Windſtoß pfeift ab und zu um die Fenſter, Friedel aber zieht den Mantel feſter um ſich her und ſchließt die Augen, um von den lieben, ſonnigen Bildern der Heimat zu träumen. —

Die Erinnerung iſt wachgerüttelt und läßt ſich nicht wieder einſchläfern, heißer denn je glüht die Sehnſucht in ſeinem Herzen, und die Worte, welche er ebenſo mutig und gefaßt dem Fürſten antwortete: „Ein adliger Freier

darf wohl anklopfen in Kochenhall — ich aber bin es nicht!" — die klingen ihm jetzt wie Totenglocken durchs Herz. —

Oh, wenn Dimitri ahnte, welche Wunde er unbewußt in der Bruſt des Freundes aufgeriſſen hatte!

Während des Lärmens und Treibens des Tages gibt es wenig Zeit zum Nachdenken, da fliehen die ſtillen Geiſter der Erinnerung das Sonnenlicht und laſſen ſich ſiegreich hinwegſcheuchen durch Scherz und Heiterkeit, wenn aber die Dämmerung ihre Flügel ausbreitet und graue Schleier über die bunten Bilder des Tages deckt, wenn es ſo ruhig und einſam wird, daß man ſein eigenes Herz ſchlagen hört, dann ſteigt es herauf das bleiche, ſchmerzverklärte Weib, das Heimweh, — und es ſetzt ſich neben den Träumer, ſtrickt ſchluchzend die Arme um ihn und weint ihm Tränen, heiße brennende Tränen auf das Herz.

Dann wird auch der Stärkſte ſchwach und der Held ein Feigling, und der Luſtigſte von allen ein trauriger Mann.

So ſtützte auch Friedel die Stirn in die Hand und durchlitt das ſüße Weh, und eine tiefe Entmutigung bemächtigte ſich ſeiner.

Der Krieg war ſo gut wie beendet. Was hatte er ihm gebracht?

Glück, ſehr viel märchenhaftes Glück, das leidenſchaftliche Phantaſie ihm vorgeſpiegelt.

Er hatte viel erreicht und doch nicht das, wonach ſein Herz voll heißer Sehnſucht begehrte.

Er war Offizier, er hatte ſich ausgezeichnet — und doch — wie fern ſteht er noch ſeinem Ziel!

Vielleicht erreicht er es nach Jahren, — dann, wenn es zu ſpät iſt, um ſeiner froh zu werden.

Ich wollt' ich wär' ein Ritter —
Ein Ritter vom goldenen Vließ,
O Lieb, wie biſt du ſo bitter —
O Lieb, wie biſt du ſüß! —

Friedel ſeufzte tief auf. Wie deuchte ihm plötzlich das Entſagen ſo ſchwer. —

Früher hatte er nie mit der Möglichkeit gerechnet, Brunhild als Weib heimführen zu können, da war er glücklich und zufrieden geweſen in dem Bewußtſein, ſie zu lieben und auch ihr nicht völlig gleichgültig zu ſein.

Der ſüße, ideale Traum ſeiner Liebe dünkte ihm ſchon Glücks genug.

Seit der Stunde aber, wo er ſie im Arm gehalten und geküßt, war es anders geworden.

Da brach die flammende Glut, welche um ſie her loderte, ihm in Herz und Bruſt und entzündete ein verzehrendes Feuer, welches alle Ruhe, alle heitere Entſagung zu Tode brannte.

Die Aufregung des Krieges hat die Glut noch geſchürt, die kühne trotzige Entſchloſſenheit, ſich das Glück zu erkämpfen, hat ihn vorwärts getrieben wie in einem Rauſch der Zuverſicht, — nun iſt der Donner der Kanonen verſtummt, was zu erringen war, erreicht, und

da er es nun abmißt, an der ſchwindelnden Höhe des Glücks, da zeigt es ſich, daß es noch viel zu wenig iſt.

Zu wenig! Für immer?

Nein, er muß vorwärts, er muß auf der beſchrittenen Bahn weiter.

Hat er nicht eine bevorzugte Stellung, hat er nicht Konnexionen gewonnen?

Man wird ihm vorwärts helfen, und wer weiß, in Jahren vielleicht — in langen Jahren erhält auch er den Ritterſchlag —. —

Was aber iſt in ſolch langen Jahren aus Brunhild geworden?

Das Weib eines andern. —

Und abermals ringt ſich halb unbewußt, ein ſchwerer Seufzer über Seehofers Lippen und in ſtummer Qual preßt er die Hände vor das Antlitz.

Er iſt ja allein und unbeobachtet, — die Dunkelheit vertieft ſich mehr und mehr und Fürſt Dimitri ſchläft.

Er ſchläft?

O nein. Durch die langen, dunklen Wimpern ſchweift ſein Blick verſtohlen zu dem gedankenverlorenen Freund hinüber und das Verlangen, in ſeiner Seele zu leſen, ſchärft ſeinen Blick.

Hätte er vorher noch zweifeln können, jetzt iſt er ſeiner Sache vollkommen gewiß.

Und dieſe Gewißheit verſetzt ihn in eine unſagbar freudige Erregung.

Nun weiß er, wodurch er dem Freund für ſein gerettetes Leben danken kann.

Hoffentlich iſt es noch nicht zu ſpät.

Im Lazarett hatte er dem Großfürſten mit begeiſterten Worten von der kühnen, opfermutigen Tat Seehofers geſprochen, und den hohen Herrn inſtändigſt gebeten, dieſe durch eine beſondere Auszeichnung zu belohnen. Es koſtete dem Großfürſten ja nur ein paar Worte, um ſie zu veranlaſſen.

Der hohe Herr hatte auch bereitwilligſt ſein Verſprechen gegeben, umſomehr, als Seehofer ihm perſönlich einen ſehr ſympathiſchen Eindruck gemacht, und auch Skobelew ſich in anerkennendſter Weiſe über ihn geäußert hatte.

Dimitri hatte dem Großfürſten direkt den Wunſch ausgeſprochen, daß man ſeinen Lebensretter für die Verleihung eines goldenen Ehrenſäbels vorſchlagen möchte und dieſer Gedanke fand den vollen Beifall ſeines Protektors.

Jetzt plötzlich ſah der Verwundete ein, daß er etwas ganz Falſches für den Freund erbeten hatte.

So, wie er jetzt, nach dem kurzen, mehr geahnten wie tatſächlichen Einblick in Seehofers Herz, die Lage der Dinge überſchauen konnte, war dem jungen Mann mit dem Ehrenſäbel wenig geholfen.

Sein Glück bedurfte anderer Art.

Und dieſer Irrtum mußte baldmöglichſt geklärt werden.

Daß der Großfürſt ihm auch darin willfahren werde, ſchien ihm außer Zweifel.

Seine Mutter mußte ſofort ſchreiben, — ſofort. Er wird ihr in G. diktieren.

Welch eine Überraſchung für den guten Frederik! Wie wird er beſeligt ſein!

Fürſt Dimitri lächelt bei dieſen Gedanken wie verklärt.

So kann er doch in etwas wenigſtens die brennende Dankbarkeit ſeines Herzens betätigen, und der Wunſch, einem Mann welcher ihm die größte Wohltat auf Erden erwieſen, zu danken, zu nützen, ihm zu vergelten, der erfüllte den Verwundeten bei Tag und Nacht.

Stunden und aber Stunden ſind verſtrichen.

Der Lazarettgehilfe iſt bei jeder Station gekommen, des Kranken zu warten, ſeine Bandagen nachzuſehen, ſeine Lage bequem zu geſtalten.

Die Nacht wich dem jungen Morgen, trüb und regneriſch ſtieg er empor, aber ſchon ließ ſich ein Wechſel der Temperatur angenehm bemerken.

Wärmere Lüfte wehten, eine Frühlingsahnung ging durch die Welt. —

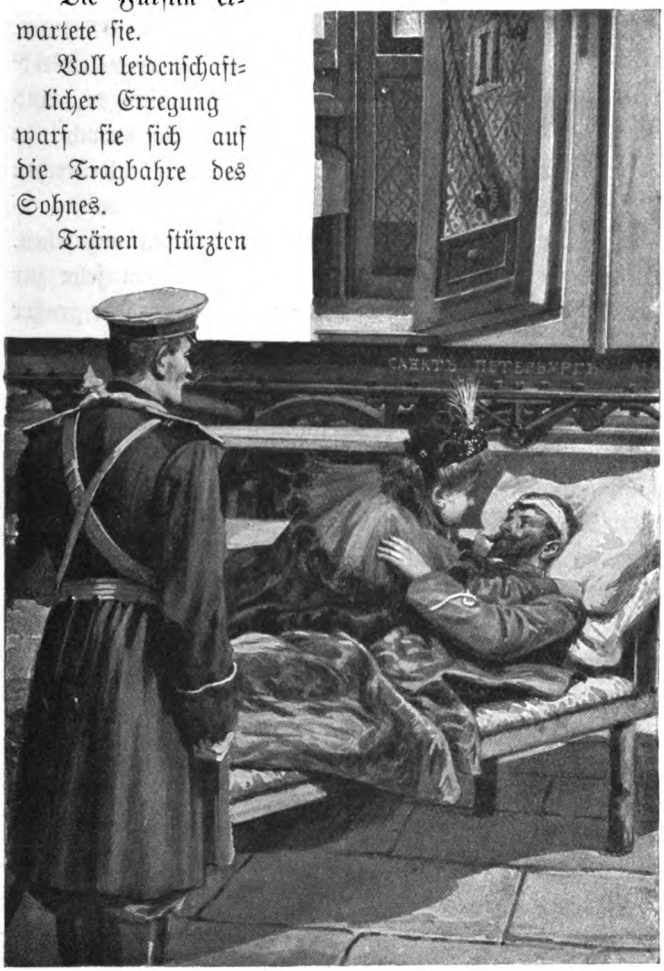
Und raſtlos weiter brauſte der Zug, immer dem milderen Süden entgegen.

Fürſt Dimitri ſchien doch ſehr erſchöpft von der langen Fahrt und Seehofer dankte Gott, als endlich die Endſtation ihrer Reiſe, G. mit ſeinen leuchtenden Kuppeltürmen und Minaretts vor ihnen auftauchte.

Die Fürſtin erwartete ſie.

Voll leidenſchaftlicher Erregung warf ſie ſich auf die Tragbahre des Sohnes.

Tränen ſtürzten



aus ihren Augen, ihr Schmerz äußerte sich sehr laut und heftig.

„O mon pauvre garçon! Mon pauvre chéri!“ jammerte sie zwischen Küssen und Liebkosungen, und Friedel sah ein, daß er diesen Gefühlsausbruch unmöglich durch eine wohlgemeinte Warnung unterbrechen konnte.

Er fand Zeit, die Fürstin des näheren anzusehen. Trotzdem ihre hohe, imposante Gestalt schon sehr zur Fülle neigte, trug ihr Antlitz dennoch Spuren sehr großer Schönheit.

Der Sohn ähnelte ihr fraglos, aber seltsamerweise wirkte das, was den Zügen der Mutter einen so eigenartigen Reiz verlieh, in dem Gesicht des Mannes weichlich und beinahe unschön.

Die dunklen Augen der Fürstin mit dem verschleierten, etwas schwermütigen Blick schauten aus dem Antlitz ihres Sohnes finster und müde, und das weiche Oval und der sehr kleine Mund der Mutter gaben dem Gesicht ihres Stammhalters einen charakterlosen, mädchenhaften Ausdruck, welcher nicht zu dem düstern Blick und der energischen Nase paßte.

Fürst Dimitri gewann beim Sprechen, seiner Mutter stand ein ernstes, statuenhaftes Schweigen besser, — Dimitri verschönte ein freundliches Lächeln, während das Dolorosa-Antlitz der Fürstin den Eindruck machte, als müsse jedes Lächeln unnatürlich darin aussehen.

Friedel sah auf den ersten Blick, daß die schon

alte Frau keine Mittel verschmähte, ihre Schönheit zu unterstützen.

Wangen und Lippen zeigten die zarte Färbung des Pariser Rouge und der Puder lag so dick auf, daß er sicher die kleinen Runen und Fältchen auf der Haut ausglich.

Eine sehr kostbare, elegante Toilette, herrlicher Pelz und eine funkelnde Brillantagraffe, welche den Tuff von Strauß- und Reiherfedern auf dem schwarzen Kapothütchen festhielt, taten das ihre, die Erscheinung der schönen Frau zu einer höchst eleganten, wenn auch nicht ausgesprochen vornehmen zu machen, und Seehofer erinnerte sich plötzlich all der kleinen Indiskretionen, welche man ihm ehemals bei seiner ersten Bekanntschaft mit Dimitri in das Ohr geraunt hatte. Man wollte wissen, daß die Fürstin die Chronique scandaleuse in Petersburg eine Zeitlang reichlich mit Stoff versehen hatte.

Sie erregte durch ihre eigenartige Schönheit Aufsehen, als ein reicher Bankier sie in Odessa — man wußte nicht recht, als was — kennen gelernt und als Gattin heimgeführt hatte, um sie der Petersburger Gesellschaft im Theater, Konzert und Zirkus zu präsentieren. Die gesamte Herrenwelt lag ihr zu Füßen und huldigte ihr, und man war teils erstaunt, teils enttäuscht, eine so tugendhafte und unnahbare Frau in ihr kennen zu lernen.

Da machte sie eines Tages auf einem Wohltätigkeitsbazar die Bekanntschaft eines hohen Herrn, und

man ſagte, daß von dieſem Augenblick an der Roman begann.

Was an der Geſchichte wahr geweſen, — was die Welt hinzufabuliert hatte — —?

Jedenfalls war der Skandal fertig, und es erſchien nur wie eine höchſt willkommene Löſung des Konfliktes, als der Bankier auf einer Reiſe nach Paris an einem ſchweren Nervenleiden erkrankte und ſtarb.

Madame R. war ſeine Erbin, und ihre Schönheit im Verein mit ihrem Reichtum bewog wohl den alten Fürſten G., ihr die Hand zum Bunde zu reichen, — es gab freilich auch indiskrete Schwätzer, welche behaupteten, die Ehe ſei von dem hohen Freund der ſchönen Frau zuſtande gebracht worden, um ihr den Fürſtentitel und eine Stellung in der Geſellſchaft zu ſichern.

Was daran Wahrheit, was Dichtung war, erfuhr man auch jetzt nicht mit Beſtimmtheit.

Fürſt G. war ſeinem Sohne ein zärtlicher Vater und die ſehr heruntergewirtſchafteten Güter im ſüdlichen Rußland wurden mit dem Geld der Gemahlin entlaſtet und in ihren alten Glanz zurückverſetzt.

Fürſtin Maria ſpielte jahrelang eine hervorragende Rolle in Petersburg, ihr hoher Gönner ſchenkte ihr nach wie vor ſeine Freundſchaft, und die Verhältniſſe änderten ſich auch in keiner Weiſe, als die ſchöne Frau zum zweitenmal Witwe ward und den Trauerkrepp mit viel Anmut und Gefaßtheit zu tragen verſtand. —

Anlaß zu irgend welchem Gerede gab die Fürſtin

nicht wieder, sie verstand es, ihre Würde zu wahren und den Sohn trefflich zu erziehen.

Ihn in jeder Weise mit hervorragenden Persönlichkeiten zu liieren und ihm das Wohlwollen seiner hohen Gönner zu erhalten, war Zweck und Inhalt ihres Lebens geworden.

Fürst Dimitri war wie ein echtes, rechtes Glückskind im Sonnenglanz des Lebens emporgewachsen, und hätte seine etwas schwache Gesundheit nicht einen leichten Schatten auf sein Glück geworfen, würde dieses in der Tat nichts zu wünschen übrig gelassen haben.

Auch der russisch-türkische Krieg hätte seinen Glanz nicht trüben können, wenn nicht Gräfin Katjuscha Michailowna voll fanatischen Ehrgeizes die Lose des jungen Mannes gemischt hätte. —

Fürstin Maria unterbrach den Gedankengang Seehofers, — beide Hände ihm entgegenstreckend, wandte sie sich ihm zu, ihn voll etwas sentimentaler Innigkeit, leise schluchzend, als heldenmütigen Retter ihres Sohnes zu begrüßen.

Friedel küßte chevaleresk die volle, weiche Hand in dem duftenden Juchtenhandschuh, und versicherte, daß eine solch selbstverständliche Kameradschaftlichkeit gar kein Wort der Erwähnung verdiene. Er bitte, den armen Kranken so schnell wie möglich aus seiner primitiven Lage zu befreien, und, wenn möglich, seine Überführung nach dem Schloß sogleich zu bewerkstelligen. Die beste Medizin für Fürst Dimitri sei jetzt volle Ruhe, und das

Glück, in den Armen der Mutter und Braut gesunden zu können.

„Ja, ich hoffe, Katjuscha Michailowna wird ihn gesund küssen!“ nickte die Fürstin und ein herber Zug legte sich um ihre Lippen, während ein beinahe erbittert-feindseliger Blick aus ihren sonst so milden Augen brach: „Was wird sie sagen, wenn sie mein armes Kind derart geopfert wiedersieht!“

Es war alles aufs beste vorbereitet. Während die Wagen vorfuhren, ruhte der Verwundete noch eine kurze Zeit in einem Separatzimmer des Bahnhofes und seine Mutter saß neben ihm, voll fliegender Eile ein paar Zeilen, welche Dimitri diktierte, auf das Papier zu werfen.

XXIII.

Du haſt Diamanten und Perlen,
Haſt alles, was Menſchenbegehr —
Du haſt mich zu Grunde gerichtet,
Herzliebchen, was willſt du noch mehr?

Heinrich Heine.

Friedel hatte ſich unter einem ruſſiſchen Schloß einen geradezu großartigen, ſchier märchenhaften Beſitz vorgeſtellt, er war daher ein wenig enttäuſcht, als ſich Stjaſno-Kralch ſeinen Blicken präſentierte.

Ein ſehr maſſiver, ziemlich plumper Bau, von großen Dimenſionen zwar, aber ohne jedwede architektoniſche Schönheit, ſtieg auf mäßiger Anhöhe aus waldartigem, nicht ſonderlich gepflegtem Park empor, — eine wahre Wildnis von Kletterroſen, wildem Wein und Klematis, welche jetzt ihr laubloſes Gerank wie ein Knäuel von Spinngeweben durcheinander flochten, deckte die grauen Quadermauern der Südfront, und der Epheu ſpann ſeine dunklen Linien dazwiſchen; ein breit vorgebauter Balkon, von zwei rieſenhaften weiblichen Steinfiguren getragen,

mochte im Sommer, wenn all seine Vasen und Urnen von duftigen, farbenprächtigen Blüten überschäumen, einen recht malerischen Anblick bieten.

Die innere Einrichtung des weitläufigen Baues schien ein Gemisch von höchstem Komfort und großer Nachlässigkeit, eine Pracht, welche an Kostbarkeit kaum übertroffen werden kann, und doch ungehegt und ungepflegt verwahrlost wird.

Das Zerbrochene wird nicht geheilt, das Zerrissene nicht geflickt, bis sein Anblick oder sein Gebrauch unmöglich wird, — dann wirft man es fort und ersetzt es durch neues.

Einen geradezu unbegreiflichen und furchtbaren Eindruck machte es auf den jungen Deutschen, welcher an die solide Ordnung eines blitzblanken bayrischen Haushaltes gewöhnt war, als er sich abends in sein kostbares Prunkbett legen wollte und die seidenen, von Spitzen und Stickereien überwogten Decken zurückschlug.

Da klafften in dem spinnwebfeinen Batist die mächtigen Löcher und Schlitze, welche bei jeder Bewegung weiter krachten und Seehofer den Genuß der Nachtruhe sehr schmälerten.

Als er am Morgen den Kammerdiener, welcher zu seiner Bedienung eintrat und in den seidenen Strümpfen und Schnallenschuhen durchaus „hoffähig" erschien, auf die Schäden aufmerksam machte, zeigte dieser weder Überraschung noch die mindeste Verlegenheit.

„Die Malinka wird ihn nachher wegwerfen, er taugt

nichts mehr!" — ſagte er ruhig. „Bei der Wäſche wird das Zeug zerriſſen, das läßt ſich nicht vermeiden. Die Weiber in Stjaſno ſind zwar ſtumpfſinnige Beſtien, dumme Tiere, welche die Wäſche übel zurichten, aber in Petersburg kommt es auch vor, da ruinieren der Dampf und die Lauge." Von Ausbeſſern ſchien überhaupt keine Rede zu ſein.

Ein Schwarm voll Dienſtboten bevölkerte das Schloß und keiner ſchien mehr als eine einzige Arbeit zu verrichten.

Da war der Baſchko, welcher die Uhren aufzieht, der Simlick, welcher die Öfen heizt, der Iwan, welcher die Teppiche bürſtet, Katinka, welche Waſſer in die Zimmer trägt, und ſo fort bis in das Unendliche, für jede kleine Dienſtleiſtung ein anderer dienſtbarer Geiſt!

Als die Wagen vor der ſteinernen Freitreppe vorgefahren waren, wimmelte es in den maleriſchen Trachten, Livreen und ſchwarzen Fracks, und jeder begrüßte den jungen Herrn nach dem ſchönen, frommen Brauch des Landes, und dazwiſchen klangen laute Klagen und Verwünſchungen gegen die Türken, welche den lieben, vortrefflichen Herrn ſo furchtbar zugerichtet hatten!

Dimitri winkte ſo gut er es vermochte mit der Hand zum Danke; ſein Auge bekam einen heißen, ſehnſüchtigen Glanz, und der Blick ſchweifte in ungeduldigem Forſchen über die Herandrängenden, welche wieder und wieder die Decken ſeines Lagers küßten, hinweg nach dem hohen Portal, ob nicht eine ſo über alles geliebte Geſtalt darin erſcheine.

Auch Seehofer ſchaute unwillkürlich etwas betroffen nach ihr aus, die Fürſtin aber neigte ſich über ihren Sohn und flüſterte ihm etwas zu, und Dimitri ſchloß momentan die Augen und befahl kurz: „Tragt mich hinein!“

Wo blieb Katjuſcha Michailowna?

Wieder preßte ſich Friedels Herz in jähem Weh zuſammen. Armer Dimitri, die Sehnſucht deiner Braut, dich in die Arme zu ſchließen, iſt nicht ſo groß wie die deine!

Schon ſprangen die Lakaien hinzu, vorſichtig die Tragbahre zu heben, als Fürſtin Maria ſie mit jäher Geſte zurückwies.

„Sie kommt!“ ſagte ſie leiſe —, „ah, welch' eine ſinnige Überraſchung!“

Aller Augen richteten ſich nach der Freitreppe, auf welcher eine ebenſo phantaſtiſche wie ſchöne Frauengeſtalt erſchien.

Anſcheinend die Perſonifizierung Rußlands.

Ein herrliches, überreich geſticktes Nationalkoſtüm funkelte im Sonnenſchein, daß es die Blicke ſchier blendete.

Steine und Perlen flimmerten an dem idealen Kopfſchmuck, von welchem ein langer, herrlich gearbeiteter Spitzenſchleier herniederfiel, und Brillanten und Edelſteine funkelten auf Hals, Bruſt und Armen, und die großen, tiefblauen Augen der Gräfin blitzten in ſtolzer Genugtuung mit ihnen um die Wette.

Ja, Katjuſcha Michailowna war ſchön, ſehr ſchön,

eine wahrhaft imponierende, majestätische Schönheit, groß und schlank, üppig, von jener geschmeidigen Grazie, welche an das weiche Dahingleiten einer Löwin erinnert.

Aber auch das Grausame, Gefährliche der Löwin lag in dem fascinierenden Gesicht, auf welchem sich alle Dämone der Leidenschaft spiegelten, welches so sinnverwirrend glutvoll — und doch so erbarmungslos kalt blicken konnte, daß man bis ins Herz hinein fror.

Ein leiser, halb erstickter Aufschrei zitterte von Dimitris Lippen.

Er hob den gesunden Arm und streckte ihn der Geliebten entgegen, sie an sein Herz zu ziehen, Katjuscha Michailowna aber schritt langsam und feierlich herzu, — hob mit unnachahmlicher Grazie den Lorbeerkranz, welchen sie in der Hand hielt, und senkte ihn dann langsam, mit etwas theatralischem Affekt auf das Haupt des Verwundeten nieder. „Rußland grüßt und dankt seinem Helden!" sagte sie laut und feierlich. „Heil dem Sieger von Schipka!" —

Aus dem Park herüber erbrausten die Klänge der Nationalhymne und Gräfin Katjuscha beugte sich über die Tragbahre und küßte die Lippen ihres Verlobten.

Dimitris Antlitz hatte sich dunkel gerötet, sein Blick tauchte wie trunken in den ihren, — dann wich alles Blut aus seinen Wangen, sein Haupt sank schwer zur Seite, er war ohnmächtig.

Voll Hast und Schrecken trug man den Tiefererschöpften in das Schloß, — die Musik brach grell ab und

Friedel ſchritt mit ſehr förmlichem Gruß an der jungen Gräfin vorüber, um im Zimmer des Verwundeten aufs ſtrengſte für Ruhe zu ſorgen.

Katjuſcha Michailowna hatte ſich das alles recht ſchön und effektvoll ausgedacht, aber ſie hatte total vergeſſen, daß dieſe dramatiſche Begrüßung einem Schwerverwundeten galt, einem Mann, welcher durch lange Eiſenbahnfahrt bereits aufs äußerſte angeſtrengt war.

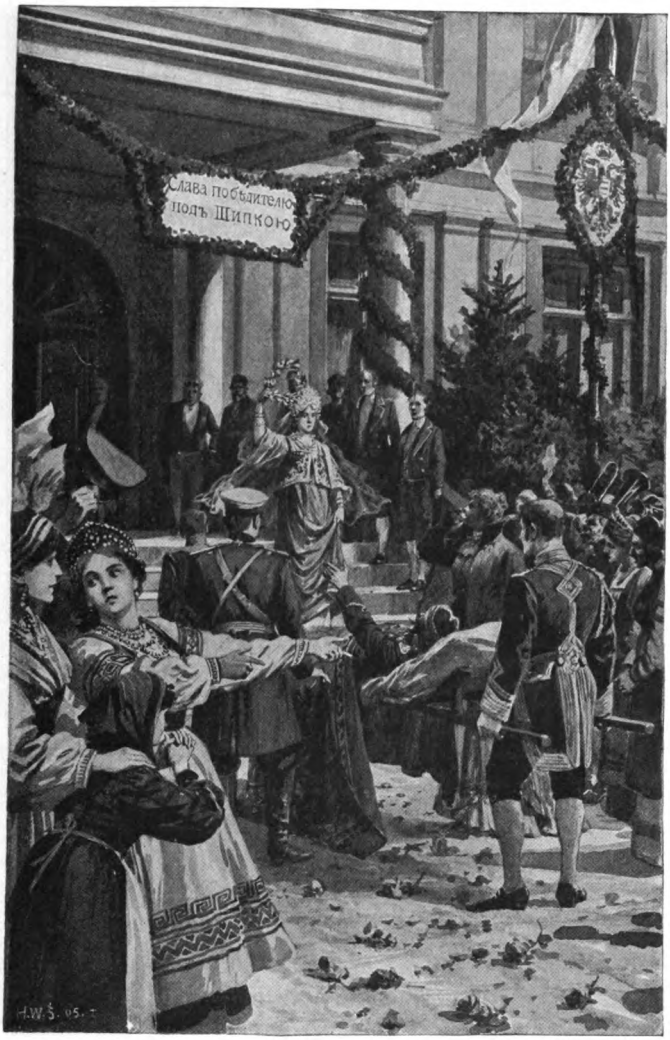
Ein Gefühl von Erbitterung überkam ihn.

Seine Vorſtellung von einer tiefſinnigen, bräutlichen Liebe war eine ſo ganz andere, —

Er verglich im Geiſt Brunhild mit dieſer ſchönen Ruſſin.

Wer konnte ſtolzer, majeſtätiſcher, mutvoll gefaßter ſein, wie die goldlockige Wodanstochter, welche hoch aufgerichtet, furchtlos dem Tod in lodernden Flammen entgegenſchaute — und doch . . . käme ihr Geliebter als todkranker Mann zurück — wie leiſe, wie weich und mild — wie zauberhaft ſtill würde ſie an ſein Lager treten.

Ohne Flitter und Geſchmeide, ohne Lorbeerkranz und Anſprache, — aber ſehnſuchtsvoll herzueilend, als erſte von allen die Arme um ihn ſchlingend, vergehend in bebender Wonne, in ſchluchzendem Glück, — mit einem heißen Dankeswort zum Himmel, mit einem zärtlichen Liebesblick in ſein Auge — bis zum tiefſten Herzensgrund erſchüttert von ſolch wehem Wiederſehen, und nur erfüllt von der einen zarten, bangen Sorge, ihn vor


Слава побѣдителю
подъ Шипкою

jeder Aufregung, vor jedem schädlichen Einfluß zu hüten. So würde Brunhild den Liebsten grüßen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Fürstin befand sich in der größten Aufregung; sie erging sich Seehofer gegenüber in bitteren Anklagen gegen Katjuscha, die ewig Rücksichtslose, welche die Schuld an all diesem Unglück trage! — sie schlägt die Hände laut aufstöhnend vor das Antlitz, als ihr Blick zum erstenmal den zerschossenen Körper ihres Sohnes, von dessen Lager der Arzt die verhüllenden Decken abnimmt, trifft.

Es bedarf der dringendsten Ermahnungen von Seiten des Doktors und Seehofers, dem Verwundeten gegenüber alle Ruhe und Freudigkeit zu bewahren, und die beklagenswerte Mutter ringt voll dumpfen Schmerzes die Hände und murmelt: „Gott wird mir Kraft verleihen das Schwere lächelnd zu tragen — aber sie ... Katjuscha — —! O mein armer, unglücklicher Sohn!"

„Gräfin Katjuscha darf den Kranken durch nichts aufregen", sagte der Arzt sehr eindringlich, „ein entsetzter Blick, ein unbedachtes Wort können von den übelsten Folgen sein, der Fürst ist ja sehr viel kränker, als ich nach den Lazarettberichten annehmen konnte, und es war geradezu unverantwortlich, daß man ihn schon jetzt transportiert hat!"

Die Fürstin lächelte bitter, ein beinahe haßerfüllter Blick brach aus ihren Augen: „Katjuscha wird nicht die mindeste Selbstbeherrschung üben, — sie kennt keinen

andern Willen als den ihren, und daß sie ihren Verlobten nie geschont, wissen Sie ja selbst. — Vielleicht fügt sie sich dem strengen Befehl des Arztes, — ich bin ja völlig machtlos über sie!"

„Ich werde nicht verfehlen, die Gräfin auf die große Gefahr aufmerksam zu machen." —

— — Dimitri lag in tiefem Schlaf und nur der Arzt und Seehofer durften sein Zimmer betreten, auch die Fürstin sollte sich erst am folgenden Tage an der Pflege beteiligen.

Das Diner ward in einem ebenso prunkvollen wie eigenartig, nach orientalischem Geschmack dekorierten Saal eingenommen.

Die Fürstin hatte den Arm des Freundes ihres Sohnes genommen, der Arzt führte Gräfin Katjuscha zu Tisch, und eine ältere Französin, die Gesellschafterin der Schloßherrin, sowie ein blasser, junger Klaviervirtuos, welchen die Fürstin für etliche Wochen engagiert hatte, sie durch seine Vorträge zu unterhalten — die Saison in Petersburg bot den Künstlern in diesem Jahr nicht viel — schlossen sich der kleinen Tafelrunde an.

Die Braut Dimitris hatte ihr Nationalkostüm mit einer sehr eleganten Pariser Toilette vertauscht, einem weißen Tuchkleid, mit sehr kostbarer, erhabener Seidenstickerei, welches ihre Schönheit in vorteilhaftester Weise hob.

Jetzt sah man auch das volle, kreppartig gewellte Haar, von etwas stumpfer, aschblonder Farbe, welche

durch viel Puder erzeugt war, — hoch toupiert, von einem Brillantkamm gehalten, welcher im Licht zahlloſer Lampen ſeine Blitzgarben ſchoß. Die Fürſtin war in ſchwere, farblos graue Seide gekleidet und nahm nur mit ſichtbarer Anſtrengung an der Unterhaltung teil. Sorge und Schmerz ſchienen ſchwer auf ihr zu laſten, viel ſchwerer, wie man angenommen, denn Friedel beobachtete, daß die Franzöſin und der junge Künſtler ihre Bemerkungen darüber machte.

Katjuſcha ſaß ſehr kühl und gelaſſen, mit einem unausſprechlich hochmütigen Ausdruck in dem ſchönen Antlitz, dem Freund und Lebensretter ihres Bräutigams gegenüber.

Kaum daß ſie ihm die Hand gereicht und ein paar phraſenhafte Worte der Begrüßung mit ihm gewechſelt.

Sie ſprach auch während des Diners nicht viel und als Friedel voll lebhafter Begeiſterung von der Tapferkeit des jungen Fürſten erzählte, von ſeinem leidenſchaftlichen Wunſch, ſich auszuzeichnen, und ſeinem unerſchrockenen Ordonnanzritt durch das feindliche Feuer, welchem er leider zum Opfer gefallen, — da glühte es in ihren kalten Augen auf und ihr Blick hing voll Intereſſe an ſeinen Lippen.

Selbſtverſtändlich drehte ſich das Geſpräch lange um dieſes Thema und Seehofer freute ſich, der Mutter ſeines Freundes viel und ausführlich von der bewegten Zeit erzählen zu können, welche er mit Dimitri verlebte.

Er wandte ſich faſt ausſchließlich an die Fürſtin

und fand es angenehm, daß Katjuscha ihn selten, fast gar nicht anredete; sie war ihm unsympathisch, — er hatte sie, von einem Vorurteil befangen, kennen gelernt, und dieses leider bestätigt gefunden.

Sein Wesen hatte sich stets durch eine heitere und ritterliche Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, alles Unwahre und Erzwungene im Verkehr aber war ihm von jeher verhaßt, und so beschränkte er sich auch jetzt darauf, Gräfin Katjuscha gegenüber in höflicher Weise die Form zu wahren, ohne jedoch im mindesten diese Höflichkeit mit einem Anflug von Galanterie zu färben.

Die Fürstin zog sich nach Tisch in ihren Musiksalon zurück und bat den jungen Virtuosen um ein Notturno von Chopin.

Die kleine Gesellschaft folgte und nahm, ohne große gegenseitige Rücksichten zu nehmen, in den bequemen seidenglänzenden Sesseln Platz.

Katjuscha ergriff ein Kästchen Zigarctten, welches die Diener neben Zigarren präsentierten, stellte es neben sich auf die köstlich rotgolden eingelegte Platte des kleinen Bouletischchens und rauchte mit graziöser Handbewegung eine der Zigaretten, zu welcher der Doktor ihr galant das Schwefelholz anbot.

Nach dem Vorrat, welchen sie neben sich deponierte, zu schließen, war sie eine passionierte und starke Raucherin, und da Seehofer eine solche Emanzipation nicht kannte und nicht hübsch fand, traf sein Blick die Russin so groß und starr, daß Katjuscha unwillkürlich das Haupt hob

und ihn ansah. Und weil es ihr noch nicht begegnet war, daß ein Herr ihr Rauchen mißbilligte, war sie sichtlich überrascht durch den Gesichtsausdruck ihres Gegenübers. Aber sie ließ sich nicht im mindesten stören, lehnte sich zurück und blies die kräuselnden Wölkchen aus den blaßroten Lippen.

Friedel wandte sich und trat in das Nebenzimmer, um die Gemälde, welche die Wände schmückten, zu besichtigen.

Nebenan erbrausten die Chopinschen Weisen, bald schwermütig klagend und durch Tränen schluchzend, bald feurig und wild dahinstürmend wie die entfesselte Leidenschaft.

Auch hier konnte man ihres Genusses froh werden und ward dann nicht durch den Anblick Katjuscha Michailownas gestört. Wunderlich! Sie ward Seehofer von Minute zu Minute unsympathischer, und wenn er es auch begriff, daß ein sensibel beanlagter, leicht erregbarer Mann sich von solch einem gefährlichen, kapriziösen Weibe fesseln lassen konnte, so beklagte er den armen Dimitri dennoch aus Herzensgrund.

Als er den Salon durchwandert, trat er abermals in die Tür des Musikzimmers, um durch sein Fernbleiben nicht unhöflich zu erscheinen.

Der türkische, golddurchwirkte Seidenvorhang, an welchem die untere Franze vollständig zerfetzt herunterhing, verdeckte momentan noch seine hohe Gestalt.

Die lautaufbrausenden Klänge verloren sich just in

einem zarten Pianiſſimo — und Seehofer hörte dicht vor ſich, neben dem Seſſel der Fürſtin, Gräfin Katjuſchas Stimme: „Ja, du haſt recht, Tante, Dimitris Freund iſt ein ſchöner Mann, ſchade nur, daß er nicht von Adel iſt; du weißt, Leute ohne Namen intereſſieren mich nicht.“

Seehofer trat vor, ſein Blick ſtreifte lächelnd die Sprecherin; ſtolz und voll leichter Ironie hob er das Haupt, kreuzte die Arme und lehnte ſich gegen die weißgoldenen Wandpfeiler zurück.

Katjuſcha aber begegnete ſeinem Blick voll kühler Gelaſſenheit, — es ſchien ſie nicht im mindeſten verlegen zu machen, daß er ihre Worte gehört hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der junge Fürſt lag tagelang ſo krank, daß er ſelbſt ſeine Mutter nur auf Minuten ſehen durfte, und weil das Wetter regneriſch und ſchlecht war nnd ſich zu einem längeren Aufenthalt im Freien nicht eignete, vergingen die Tage langweilig und eintönig.

Außer bei Tiſch ſah Friedel die Braut ſeines Freundes nicht, denn er vermied es, mit ihr zuſammenzutreffen, und hielt ſich entweder in dem Gemach des Kranken, oder in ſeinem eigenen Zimmer auf.

Umſomehr überraſchte es ihn, die Gräfin plötzlich vor ſich zu ſehen, als er eines Morgens die Krankenſtube verließ, um durch das Arbeitszimmer des Fürſten nach ſeinem Wohnraum zu ſchreiten.

Katjuſcha erhob ſich bei ſeinem Anblick lebhaft aus

dem altertümlichen Lederſeſſel, in welchem ſie anſcheinend wartend gelegen und trat ihm entgegen.

Ihre ſonſt ſo hochmütig kalten Augen hatten einen ſeltſamen Glanz, und um ihre Lippen lag ein Ausdruck der Liebenswürdigkeit, welchen Friedel zuvor noch nie wahrgenommen.

„Wie geht es dem Fürſten?“ fragte ſie ſchnell. „Wann wird es mir geſtattet ſein, ihn zu ſehen? Ich habe Briefe aus dem Lager von Sankt Stephano, welche Dimitri fraglos ſehr intereſſieren werden!“

„Später, Gräfin! In kurzer Zeit dürften Sie allerdings eine ſehr anregende Lektüre für ihn ſein, — momentan wären Sie Gift. In Ihrem eigenen Intereſſe bitte ich, den ſo ſchwer Kranken zu ſchonen.“ —

Er wollte mit formellem Gruß an ihr vorüberſchreiten, aber Katjuſcha hob jählings die Hand und fuhr mit einem beinahe ſengenden Blick in ſeine Augen fort: „Und Sie ſelber intereſſiert es auch nicht, zu hören, was in dieſem Briefe ſteht? Er iſt von meinem Vetter Romanoff, dem Generalſtabschef Skobelews; — Sie kennen ihn!“ —

Überraſcht war Friedel zurückgetreten. „Graf Romanoff! — Allerdings — die Nachrichten, welche von ihm kommen, intereſſieren mich aufs lebhafteſte! Teilt er näheres über das Erſcheinen der engliſchen Schiffe am Bosporus mit?!“

Die Gräfin lächelte etwas ungeduldig: „Das würde mich jetzt wenig feſſeln! — Setzen Sie ſich — wir wollen plaudern.“ Sie nahm ihr dunkles, pelzverbrämtes Sammetkleid, aus deſſen zartem Spitzengekräuſel ihr

reizendes Antlitz wie eine roſige Blüte emportauchte, zuſammen und ſank in den Seſſel zurück, während Seehofer voll kühler Reſerve vor ihr ſtehen blieb und die Hände auf die Lehne des Schreibſtuhls ſtützte.

„Romanoff ſchreibt ein wenig über Dimitri und ſehr viel über Sie!“ — fuhr die Ruſſin fort mit beinahe herausforderndem Blick zu ihm empor: „Lauter Sachen, von welchen

ich bisher keine Ahnung hatte. Fragen Sie nicht, welche?" —

Friedel zuckte gelassen die Achseln. „Nein Gräfin, über gleichgültige Dinge unterhalte ich mich nicht gern."

Sie lachte, und ihr Blick kokettierte unter den dunklen Wimpern hervor: „Wer sagt Ihnen, ob auch andere Ihrer Ansicht sind Wenn Sie schweigen, antworte ich Ihnen ungefragt. Romanoff schreibt mir erstens, daß Sie der Adjutant des hervorragendsten aller Generäle geworden sind. — Warum sagten Sie mir das nicht früher?"

Ein beinahe spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen. „Weil ich überzeugt war, daß der bürgerliche Leutnant eines einfachen Linienregiments ebenso liebenswürdig von Ihnen aufgenommen werden würde wie ein Adjutant Skobelews!"

Sie ward weder verlegen, noch errötete sie. „Da waren Sie gewaltig im Irrtum. Obwohl ich in Paris erzogen bin, wuchs ich doch in den krassesten russischen Ansichten auf. Das ist nicht meine Schuld, sondern lediglich ein Erziehungsresultat. Ich bin sehr ehrgeizig, für eine Frau vielleicht etwas zu ruhmsüchtig, — aber das ist auch nicht meine Schuld, sondern erbliche Belastung. Ich begeistere mich ganz leidenschaftlich für alles, was emporragt, was in der Welt von sich reden macht. Skobelews Neider sagen, der General sei ein minderwertiger Charakter, eitel, gefallsüchtig, wenig wähleriſch in den Mitteln, seinen Ruhm in die Welt

hinauszupoſaunen! — Was liegt daran? — Er iſt ein großer Feldherr, ein berühmter Mann, — ſein Name iſt in aller Mund, man jauchzt ihm zu und überſchüttet ihn mit Lorbeeren, — ſo etwas iſt berauſchend. Und wenn er ein Teufel in Menſchengeſtalt wäre, ich würde voll Begeiſterung dennoch den Boden vor ſeinen Füßen küſſen! — Ihr Geſicht ſagt mir, daß Sie ſolchen Fanatismus am Weibe nicht verſtehen. Ich glaube es Ihnen. Ich bin ſtolz darauf, nichts Alltägliches an mir zu haben. Alſo zurück zu dem Brief. Romanoff ſchreibt über Dimitri. Was? Nicht viel; leider Gottes nicht viel. Was hat er getan? Er iſt mit einer Meldung davongeritten und hatte das Pech, von Granatſplittern niedergeſtreckt zu werden. — Er tat ſeine Pflicht wie all die tauſend andern, welche gehorchten und verwundet wurden. Weiter nichts. — Daß er ſo ſchwer verwundet ward?" ſie zuckte gleichgültig die Achſeln — „das war eben ſein perſönliches Mißgeſchick. — Sie aber, Leutnant Seehofer —" die Sprecherin erhob ſich und trat mit aufflammendem Blick ſo dicht an ſeine Seite, daß der feine, berauſchende Duft ihres Haares und Gewandes zu ihm emporwehte, — „Sie haben ſich in der Tat ausgezeichnet! Sie haben zwei Rekognoszierungen freiwillig unternommen, welche an Mut und Kaltblütigkeit ihresgleichen ſuchen! Darum hat Skobelew Sie an ſeine Seite gerufen, darum hat man ſie dekoriert! — Und Romanoff ſchreibt, Sie würden eine glänzende Karriere machen, Sie würden in der Adjutantenkarriere ſchnell vorwärts

kommen, — man intereſſiert ſich bereits höchſten Orts für Sie, ... und das alles habe ich nicht geahnt, — davon hat mir kein Menſch zuvor etwas geſagt! — Wie mögen Sie ſich gewundert haben, daß ich Sie nicht zu all dieſen Erfolgen beglückwünſchte! Noch aber iſt es nicht zu ſpät, ſie nachzuholen, die Verſicherung meines wärmſten, lebhafteſten Intereſſes! Ich bewundere Sie, Leutnant Seehofer, — Ihr Heldenmut begeiſtert mich!" —

Mit derſelben etwas theatraliſchen Überſchwenglichkeit, wie ſie am erſten Tage den Lorbeerkranz auf Dimitris Haupt drückte, bot ſie ihm beide Hände, ihre Augen leuchteten wie in ſüßer Hingebung zu ihm auf, und ihre Lippen bebten — —

Mit beinahe finſterm Blick wich Friedel zurück. Die Empörung über ihre herzloſen Worte, welche dem unglücklichen Dimitri plötzlich wieder jedes Lorbeerblättlein vom Haupte reißen wollten, ſchnürte ihm die Kehle zuſammen. Kalt und förmlich verneigte er ſich, ohne von den dargereichten ſchneeweißen Händchen Notiz zu nehmen.

„Ich danke Ihnen für Ihre liebenswürdigen Worte, Gräfin, welche meine beſcheidenen Verdienſte ſo ungeheuer überſchätzen. Ich tat nicht mehr oder minder meine Pflicht wie der Fürſt, denn mehr wie Blut und Leben im Dienſt für das Vaterland einſetzen, kann keiner. Wer aber derart leidet, derart ſeine ganze Zukunft geopfert hat, wie Ihr wackerer, heldenhafter Ver-

lobter, der gab tauſendmal mehr wie ich, der kaum aus einer kleinen Hautſchramme geblutet!" —

„So faſſen Sie es auf, — nicht die Welt. — Und die Menge hat immer recht." — Sie ſchüttelte mit einer beinahe heftigen Bewegung das ſchöne Haupt.

„Ja, wenn alle ſo dächten wie Sie! — Es iſt ſchrecklich, daß Dimitri ſo ſchwer verwundet ward. Wie kann man ſolch ein Pech haben! Es gibt eben Menſchen, die zum Unglück geboren ſind, — ſolche Leute wirken geradezu vernichtend auf ihre Umgebung! Wenn ich dächte, daß Dimitri durch die Wunden entſtellt würde! Er war ſo ſchwächlich, gar nicht wie ein Mann, der des Weibes Herr ſein ſoll! Ach, und ich liebe gerade die ſtrotzende, zwingende — ja ſelbſt die brutale Kraft ſo ſehr, weil ſie das Einzige iſt, was uns Weibern imponiert und uns unſere ſüße, glückſelige Ohnmacht klar macht! — Je nun, man muß in Geduld abwarten. Ich hoffe das Beſte für den Armen. Wie ſtolz kann er darauf ſein, Sie zum Freund gewonnen zu haben!" —

Seehofer überhörte den letzten Satz. „Und ich ſchließe mich dieſer Hoffnung an, Gräfin. Möge Gott ſich erbarmem um den Mann, welcher für Sie ins Feld zog, welcher für Sie ſein Blut vergoſſen, und um ſeiner heißen, allgewaltigen Liebe willen zum Krüppel ward, falls ihn ſeine Wunden entſtellten, — — möge Gott ſich erbarmen und dem Tapfern den Lohn geben, um welchen er kämpfte — Ihre Liebe, Achtung und Treue, Gräfin, ... wahrlich er hat ſie verdient!" —

Friedel hatte in großer Aufregung gesprochen, das Blut schoß ihm in die gebräunten Wangen, und die Augen blitzten schier drohend zu dem schönen frivolen Weib hernieder; hoch aufgerichtet stand seine kraftvoll edle Gestalt, um alsdann nach kurzem, frostigem Gruß hinter der Tür zu verschwinden.

Katjuscha Michailowna aber blickte ihn an und sah nur, wie schön er in diesem Augenblick war, ohne die Worte zu hören, welche er sprach.

Langsam sank ihr Haupt gegen die geschnitzte Sesselehne zurück; sie sah aus wie jemand, der plötzlich eine leuchtende grelle Sonne vor sich aufsteigen sieht, aber die Augen noch geblendet von dem Glanz zwinkernd schließt.

Katjuscha war in Paris erzogen. Die Begriffe Pflicht und Treue waren ihr fremd geblieben, wie eine Mode, welche in Vergessenheit geraten ist.

„Carpe diem!“ stand als Motto über ihrem Leben. Und sie war auch willens, diesem Wahlspruch zu folgen und die goldene Stunde zu genießen und auszunutzen.

Was war ihr bislang versagt geblieben? Nichts! Was ihr gefiel, nahm sie mit begehrlichen Händen zu eigen, — amüsierte sich mit dem Spielzeug so lange es ihr behagte, und warf es dann beiseite. Wie viele Männeraugen hatten sie schon angeschmachtet! Wie viele süße Hoffnungen hatte sie schon erweckt, um sie ohne Gewissensbisse, grausam wieder zu zerstören!

Wer so jung, schön und reich ist, wie Gräfin Kat-

juſcha Michailowna, der fehlt es nicht an Anbetern, die Herzen fliegen ihr unbegehrt zu und ſie tritt ſie dafür mit Füßen.

Grauſam, egoiſtiſch, herzlos.

Sie hatte ſich während der öden Regentage in Stjaſno-Kralch ſo ſehr gelangweilt, die ſchmachtenden Blicke des jungen Virtuoſen waren ſo gar nichts Neues, Anregendes ... aber der ſchöne, wunderliche Deutſche mit ſeiner rührenden Sorge um den Freund! — Bah, zuerſt hatte ſie über ihn geſpottet, ihn unmännlich und weibiſch genannt, weil er ſich zum Krankenpfleger hergab! Und dann hatte ſeine kühle, reſervierte Art ſie überraſcht und ſeine Schönheit fiel ihr auf, — aber der ſang- und klangloſe Leutnant eines ſimplen Linienregiments war ihr ſo namenlos gleichgültig! Uud dann kam der Brief Romanoffs uud erhob den ſo kühl Überſehenen plötzlich auf ein Piedeſtal, wie es Katjuſcha ſich im Geiſt für die glorreichſten Helden ihrer Phantaſie erbaut hatte.

War ſie blind geweſen? — Nein, ſie wollte nur nicht ſehen, weil es ihr nicht der Mühe wert deuchte.

Das war nun anders geworden.

Ihr begehrliches, heißpulſierendes Herz zuckte empor. Nun lohnt es ſich, ihn zu locken und zu reizen — ihn zu feſſeln zu pikantem, nervenanregendem Spiel. Das iſt diesmal neu und amüſant.

Er iſt ein kühner, heldenhafter Mann, — wie ſie noch keinen bisher kannte.

Vorläufig ſcheint er noch beleidigt durch ihren Ausſpruch im Muſikſalon.

Die Gräfin lächelt, — ein wunderliches, unheimliches Lächeln.

Er ſoll verſöhnt werden. Und wenn er ſeinen ſtolzen Nacken, welchen er ſo mutig dem Feind entgegengetragen, vor ihr in den Staub beugt, dann ſetzt ſie triumphierend des Füßchen darauf, gewaltiger noch wie er, der Gewaltige, und ſie lächelt ihn an, halb zärtlich, halb ſpöttiſch: „Schade, daß ich dich nicht an mein Herz empor heben kann!“ —

Und dann? —

Dann iſt es aus, das Spiel. —

XXIV.

O Römerin, was ſchaueſt du
Mich an mit ſengenden Blicken?
Dein Aug' iſt ſchön, doch nimmer wird's
Den deutſchen Mann berücken! —

J. V. v. Scheffel.

Das ſchlechte Wetter hielt an.

Seehofer ſchritt, in ſeinen Mantel gehüllt, durch die tiefen, ſchier grundloſen Wege des Parks, um ſeinen alltäglichen Spaziergang zu machen, als plötzlich, ihn beinahe unangenehm überraſchend, die elegante Geſtalt Katjuſcha Michailownas vor ihm ſtand.

Die Gräfin ſtand an einem der Springbrunnenbecken, welche zur Zeit nur mit ſchmutzigem Regenwaſſer gefüllt waren, hielt den Schirm in den Nacken und blickte ihm mit den unſtät flackernden Augen erwartungsvoll entgegen.

Sie trug das ſeidenrauſchende Kleid hoch in der Hand, — ein Gerieſel koſtbarſter weißer Spitzen wogte als Unterkleid darunter hervor und gab die zierlichſten kleinen Füßchen frei, welche je ein Pariſer Schuſter in echtes Juchtenleder gekleidet. Lachend nickte ſie ihm zu.

„Täglich ging die wunderſchöne
Sultanstochter auf und nieder —
Um die ‚Morgen'-Zeit am Springbrun'
Wo die Regenfluten plätſchern!"

ſang ſie in Rubinſteinſcher Melodie, die Worte übermütig variierend ihm entgegen und ſchien zu erwarten, daß, an ſolche Poeſie anknüpfend, der junge Offizier in galanteſter Weiſe antworten würde, — ſo wie ſie es ſeither gewohnt war.

Aber Seehofer grüßte nur formell und ſprach ſein Erſtaunen aus, die junge Dame zu ſolch früher Stunde und bei derartiger Witterung hier anzutreffen.

Sie ſchloß ſich ihm ungeniert an und ſchritt ſprechend weiter, ſo daß er wohl oder übel folgen mußte.

„Ich wußte, daß Sie hier ſpazieren gingen und wartete auf Sie. — Es iſt ſo langweilig in den dämmrigen Schloßzimmern, — ach und ich habe mich dieſen Winter wahrlich ſchon lange genug gelangweilt. Wir wollen plaudern, — erzählen Sie mir von Ihren Rekognoszierungen, welche Sie ſo berühmt gemacht haben."

Friedel blieb zögernd ſtehen, — es lag ein Schatten auf ſeiner Stirn.

„Weiß Ihre Frau Tante, gnädigſte Gräfin, daß Sie hier ſind?"

„Nein; wozu das?"

„Vergeben Sie meine Offenheit. Ich bin Deutſcher und in deutſchen Anſichten über Sitte und Etikette aufgewachſen. Bei uns geſtattet man den jungen Damen

nicht, allein mit fremden Herren zu promenieren, und ich möchte ſie nicht gern Mißdeutungen ausſetzen, Gräfin, falls die Frau Fürſtin derſelben Anſicht iſt."

Sie hatte ihn einen Moment groß angeſehen, dann zuckte ſie etwas ſpöttiſch die Schultern: „Meine Tante iſt Ruſſin — und man langweilt und beleidigt hierzulande die Damen nicht durch ein philiſtröſes Mißtrauen!" — Das klang recht ſcharf, aber im nächſten Moment blickten ihn die wunderlichen Augen wieder ſo traurig und mild an, als leuchteten ſie durch Tränen.

„Warum ſoll ich nicht mit Ihnen gehen? — Cela n'engage à rien! — ich bin ja Braut!" —

„Dimitri iſt aber eiferſüchtig, namenlos eiferſüchtig!"

„Leider; — er wird es ſich abgewöhnen müſſen. Ich werde nie den mindeſten Zwang ertragen und mich amüſieren wie andere Frauen auch. Iſt er zu leidend dazu — pauvre garçon! — je nun, ſo mag er allein Trübſal blaſen, ich bin noch zu jung dazu."

Ein beinahe feindſeliger Blick traf ſie.

„Warum haben Sie ſich eigentlich mit meinem Freund verlobt?" fragte er kurz.

Katjuſcha Michailowna war einen ſo ganz anderen Verkehrston mit Herren gewöhnt, darum hörte ſie aus dieſer Frage ein Intereſſe heraus, welches ſie ſchon längſt an dem jungen Offizier vermißt hatte: das etwas eiferſüchtige Intereſſe für ihre Freiheit.

Die Herren finden es in der Regel ſo amüſant, eine

Braut durch doppelt und dreifaches Courmachen auszuzeichnen.

Erfolge bei einer Frau oder Braut zu haben, ist ja viel pikanter und der Eitelkeit schmeichelnder als Erfolge bei jungen Damen, wo es keinen Nebenbuhler zu übertrumpfen gibt.

Eine Verlobte, welche sich gleichgültig über ihren zukünftigen Ehegatten äußert, entspricht dem Geschmack moderner Lebemänner, welche kein anregenderes Gesprächsthema kennen, als die Frivolität zu unterstützen und Romane anzuspinnen, in denen Untreue und Ehebruch womöglich schon vor der Hochzeit triumphieren. —

Ihr Blick blitzte zu ihm empor, dann zuckte sie abermals die schönen Schultern unter dem kostbaren Pelzcape.

„Mon Dieu — man muß doch einmal heiraten! Und Dimitri war ein so ungestümer Bewerber, so bis zum Totschießen verliebt, daß er mich endlich dauerte. Auch ist es angenehm, eine Fürstin G. zu sein. — Damals kannte ich die Liebe noch nicht, —" — sie stockte und brach einen kleinen Zweig von einer Stechpalme ab, die halbvertrockneten Beeren mechanisch abzuzupfen.

„Und jetzt?" — er fragte es halb durch die Zähne und auch diesen Klang deutete sie falsch.

Wieder zuckte ein Blick durch den feinen Gazeschleier zu ihm empor.

„Jetzt a h n e ich sie!" — stieß sie kurz hervor und fuhr im nächsten Augenblick lebhaft und ganz unver-

mittelt fort: „Wiſſen Sie, was Tante Maria geſtern abend zu mir ſagte?“ —

„Nun?“ —

„Sie trug mir auf, Sie gut zu unterhalten, Sie nach Kräften zu amüſieren — Ihnen irgend eine Freude zu machen! — Es iſt ja eine ſchreckliche Zumutung für Sie, in dieſer traurigen Einöde zu ſitzen und nichts anderes zu ſehen und zu hören, wie Krankheit und Lazarettelend.“

„Wahrlich? — Wie ſehr hat die gütige Fürſorge Ihrer Frau Tante mich unterſchätzt! Ich bin hier, um meinem armen, unglücklichen Freund Geſellſchaft zu leiſten, ihm in der ſchwerſten Zeit ſeines Lebens beizuſtehen.“ Friedel atmete tief auf, dann wandte er das Haupt und blickte die Gräfin mit ſichtlicher Überwindung ſo freundlich an, wie es ihm nur möglich war.

„Wenn Sie mir aber eine Freude bereiten wollen, Gräfin, ſo würden Sie mich dadurch zu Ihrem größten Schuldner machen und mich unausſprechlich beglücken!“

„Sehen Sie! Oh, ich ſage es ja! Sprechen Sie! Sagen Sie ſchnell was Sie wünſchen! Sollen Gäſte geladen werden? Wollen wir nach G. fahren, die franzöſiſchen Chanſonetten zu hören? — Soll ich . . .“

„Nichts von alledem, Gräfin!“ In Seehofers Augen glühte es wunderlich auf, wie ein Gemiſch von Liſt und Rachedurſt, wie bei einem Spieler, welcher va banque anſagt. Er konnte ja zur Not Komödie ſpielen, — gut, — er kannte jetzt ſeine Rolle und miſchte die Karten.

Er trat einen Schritt näher an ihre Seite und sah sie an, so wie sie bisher seine Augen noch nie kennen gelernt.

„Feste und Theater sind mir momentan sehr gleichgültig! Ich bin ein wunderlicher Mensch, wie Sie vielleicht noch keinen kennen lernten, Gräfin, und ich bitte, mit meinem eigenartigen Geschmack zu rechnen. Wissen Sie, was ein Schwärmer ist, Gräfin?" —

Sie schaute lebhaft, äußerst gespannt, empor; ihr Gesicht spiegelte rückhaltlos ihre Empfindungen, und Friedel beobachtete, daß er ihr mehr denn je gefiel, daß das Neue und Eigenartige seinen Reiz nicht verfehlte...

„Ihr Deutsche, seid alle Schwärmer Phantasten! Das habe ich wohl schon gehört, aber noch nie kennen gelernt!"

„Für den Russen ist das Weib ein herrisch und ungestüm begehrtes Eigentum, — für den Franzosen ein Spielzeug, — für den Orientalen eine Geliebte, — für den Deutschen — eine Heilige!"

„Ah! — das klingt sehr poetisch!"

„Es ist auch Poesie, Gräfin, zauberhafte Poesie. Wir Deutsche lieben das Weib auf unsere Art, nicht minder glühend, leidenschaftlich und berauschend wie andere, aber idealer, anbetender, glorifizierender wie jene. — Eine französische Soubrette wird mich vollständig kalt lassen. Die Hörnchen der Satanella haben für mich nicht den mindesten Reiz, aber vor einem Engel in all seiner berückenden Lieblichkeit, seiner zauberischen

Milde und Barmherzigkeit, ſeiner opfermütigen Schönheit und Tugend, da beuge ich voll ſtaunender Bewunderung das Knie, da ſtockt mein Herzſchlag in zärtlichſtem Entzücken. Als ich im Lazarett lag, hatte ich Gelegenheit, die barmherzigen Schweſtern zu beobachten, — das waren jene lieblichen Engel in Menſchengeſtalt, und wären ſie nicht ſo auffallend häßlich geweſen, mein Herz wäre wohl ernſtlich in Gefahr gekommen. Nun vergeben Sie mir, Gräfin, wenn ich jetzt allzu offen bin. — Ich habe nie im Leben ein berauſchend ſchöneres Bild geſehen, wie Gräfin Katjuſcha Michailowna, als ſie ſich zärtlich und liebevoll, wie ein lichter Engel, küſſend über den heimkehrenden Bräutigam neigte. Dieſer reizende Anblick hat es mir wie durch Zauberſpuk angetan, und mein ſehnlichſter Wunſch iſt es, Sie wiederzuſehen als ſolch einen Engel der Barmherzigkeit! Wollen Sie mir eine Freude bereiten, — Gräfin ſeien Sie noch einmal die Charitas am Schmerzenslager des jungen Fürſten! Sein Befinden iſt heute beſſer, er verlangt voll leidenſchaftlicher Sehnſucht nach Ihnen, und der Arzt will es erlauben, daß Sie jetzt täglich eine Stunde bei ihm ſein dürfen! — Neigen Sie ſich wieder über ihn wie eine Madonna! Laſſen Sie mich den Anblick genießen, welcher mich am meiſten auf Erden ergreift, — den Anblick barmherziger Zärtlichkeit!" — Der Sprecher hielt momentan inne, er hatte voll hinreißender Innigkeit geſprochen, jetzt atmete er ſchwer auf und ſein Blick brannte ſekundenlang auf dem Antlitz Katjuſchas: „Ich weiß,

welcher Gefahr ich mich dabei ansſetze, Gräfin, — aber ich bin tollkühn wie ehemals in Feindesland — ich fürchte die Wunde nicht, welche mir geſchlagen wird!"

Er hatte leiſe geſprochen, ſo, wie es am wirkungsvollſten war, und Gräfin Katjuſcha fand es zum erſtenmal ſeit Wochen nicht mehr langweilig in Stjaſno-Kralch.

Sie lächelte ſchon jetzt wie eine Heilige und man ſah es ihr an, wie originell und amüſant ihr dieſe eigenartige Rolle ſchien. Aber ſie war gewandt und klug genug, die Wirkung nicht zu verſcherzen, und die kleine Komödie für Wahrheit auszugeben.

Ein langer, verſchleierter Blick traf ihn: „Dieſe Freude würde ich Ihnen ahnungslos bereitet haben, auch wenn Sie mich nicht darum gebeten hätten!" ſagte ſie mit ſehr weichem Stimmklang: „Sie ſahen es ja, wie ich Dimitri begrüßte, — ich würde mein Benehmen gegen ihn auch bei ſpäterem Verkehr nicht geändert haben. Mon Dieu, er iſt ſo krank! pauvre garçon — man muß ja Mitleid haben. Und ich weiß, daß ich ihn durch ein liebevolles Wort ſehr glücklich mache. — Alſo heute werde ich ihn ſehen dürfen? — Hoffentlich iſt der Anblick der Wunden nicht unangenehm, ich bin etwas nervös in dieſer Beziehung ... und Sie müſſen auch in meiner Nähe bleiben, cher ami — falls mich vielleicht eine Schwäche übermannen ſollte! — Welche Gefahr fürchten Sie?" — Ein verführeriſches Lächeln ſpielte um ihre Lippen. „Ihr Herz dürfte doch gepanzert gegen jede

Sentimentalität ſein, — und wenn nicht —? Je nun, eine Charitas übt Barmherzigkeit gegen jeden, gegen Freund und Feind!" —

Da ſchillerten ſchon wieder die Libellenflügel der Frivolität durch das Engelsgewand, dieſelben kleinen Flügel, an welchen man giftige Inſekten faßt und unſchädlich macht.

Seehofer ſah ſie und lächelte — und dann zog er die Hand der ſchönen Ruſſin an die Lippen und flüſterte mit einem Ingrimm, welcher ſie entzückte: „Ich will mich gegen dieſe Gefahr wehren wie ein Held! Ich will den Kampf gegen mein ſchwaches Herz aufnehmen, — einen ſüßen, verzweifelten Kampf — und ſollte es dennoch Sieger bleiben — vae victis!" —

Er klappte die Hacken zuſammen, raffte ſich ſtramm empor und neigte das Haupt noch einmal in kurzem Gruß, dann wandte er ſich und ſchritt — wie in der Flucht vor dieſem ſchwachen Herzen — davon.

Katjuſcha Michailowna bedauerte lebhaft, daß das Geſpräch gerade im intereſſanteſten Moment abgebrochen wurde, aber dennoch lag ſo etwas Reizvolles in dieſem unvermittelten Abſchied, daß er ſeine Wirkung nicht verfehlte.

Ihre Gedanken waren angenehm erregt und der Verſuch, einmal ſo etwas ganz anderes vorzuſtellen als wie ſie war, ſchien ihr eine amüſante Abwechslung.

Nun wußte ſie, wie der Schwärmer genommen ſein wollte.

„Kälte, Hochmut, Koketterie, der übliche Feldzugsplan, nach welchem Katjuſcha Michailowna zu ſiegen pflegt, erwies ſich dieſem deutſchen Starrkopf gegenüber als wirkungslos, — die Engelflügel aber ſollen und werden ihn in Banden ſchlagen — und Dimitris Krankenſtube wird das intereſſanteſte Zimmer im ganzen Schloß werden.

Sie hat plötzlich die Averſion dagegen verloren. Wie wird ſich Tante Maria darüber wundern, wie glühend eiferſüchtig wird Muchtaſchin von nun an ſeinen Chopin und Rubinſtein „herunterraſen"! —

Geſtern hatte ſie noch eine ſehr erregte Ausſprache mit der zukünftigen Schwiegermama.

Sie wollte abreiſen, die Öde und Einſamkeit in Stjaſno-Kralch war ja mordend!

Die Fürſtin aber war außer ſich. „Das ſei Dimitris Tod!" — hatte ſie gerufen, „und wie einen tollen Hund würde ſie eigenhändig die Pflichtvergeſſene niederſchießen, wenn ſie es wagte den Bräutigam zu verlaſſen!"

Die Fürſtin war fanatiſch, man konnte ihr im wahnſinnigen Schmerz um den Sohn — im Haß gegen die, welche ihn geopfert, alles zutrauen.

Was wird ſie nun zu dem „Engel" an ſeinem Krankenlager ſagen? —

Katjuſcha Michailowna iſt ſehr zufrieden, daß alles ſich ſo glücklich arrangiert.

Sie wäre ja doch nicht abgereiſt. Frederik iſt viel

zu intereſſant. Sie fühlt ſich täglich mehr von ihm gefeſſelt, ſchade nur, daß der ſchöne Mann einen bürgerlichen Namen trägt.

Und Gräfin Katjuſcha eilt durch die Taxusgänge, an deren glänzendem Laub der Regen herabſickert, in das Schloß zurück, um für den „Engel" die nötige Toilette zu beſorgen.

Auch Seehofer kehrte nach längerer Zeit in ſeine dämmrig-ſtillen Zimmer zurück, aber nicht ſo ſiegesfreudig lächelnd wie die Braut ſeines Freundes, ſondern ernſt, faſt finſter, mit bewölkter Stirn und ſchwerem Herzen.

Hatte er recht gehandelt, ein derart falſches Spiel zu ſpielen?

Ja, tauſendmal ja! Niemand außer ihm und dem Arzt ahnt die Wahrheit, wie ſehr ſchlecht, ja wie hoffnungslos es um Dimitri ſteht.

Eiterergüſſe der Wunden haben nach innen ſtattgefunden, es kann ſich wohl nur noch um Tage handeln.

Man hat der Fürſtin das Furchtbare noch nicht mitgeteilt, weil man fürchtet, daß ſie ihren leidenſchaftlichen Schmerz vor dem ſterbenden Sohn nicht bergen kann, — und Gräfin Katjuſcha ſoll ebenfalls noch getäuſcht werden, weil man ihre rückſichtsloſe Indiskretion kennt und damit rechnen muß.

Der Arzt weiß, daß kaum noch Hilfe möglich iſt, er will dem unglücklichen jungen Mann noch die letzten Lebenstage verſüßen, — er ſoll Mutter und Braut,

nach welchen er so sehnsüchtig verlangt, um sich sehen, so lange und so viel er noch will.

Auch er hält diese Erlaubnis für ein Zeichen seiner Genesung und die selige Hoffnung belebt wieder die schwachen Lebensgeister und läßt die Fackel noch einmal in Fiebergluten aufflammen, ehe sie für immer verlöscht.

Dimitri hat heute morgen mit der Mutter geflüstert, — sie nickte und strich liebkosend über seine heiße Stirn. „Alles, was du willst, mein Liebling, — deine Idee ist gut, auf diese Weise kann es ihn ja niemals beleidigen."

„Wann kommt Katjuscha?" fleht der Kranke und sein Blick fliegt von der Fürstin zu Seehofer, welcher am Fußende seines Lagers steht, wie in ungeduldiger, ja angstvoller Frage hin und her: „Will sie denn überhaupt noch etwas von mir wissen; weiß sie schon, daß ich zum Krüppel geschossen bin?"

„Sie weiß alles! Sie liebt dich nach wie vor und kommt sofort!" —

Und wirklich, nach wenigen Minuten schon wird die Tür laut und hastig aufgerissen und — noch etwas atemlos vom schnellen Gang steht die junge Russin auf der Schwelle.

Ihr Blick sucht nicht zuerst den Verlobten, sondern dessen Freund. „Bin ich schön? Bist du mit dieser Charitas zufrieden?" — fragt er kokett.

Und sie ist schön in dem duftigen, weißen Spitzenkleid und dem Goldreif in dem gelösten Haar, — schön

wie eine Schauſpielerin, welche die Bühne betritt, um Beifall zu heiſchen für ihre vortrefflich geſpielte Komödie.

Seehofer zwingt ſich zu einem bewundernden Blick, einer jähen, nur ihr verſtändlichen Geſte.

Es gilt ja Dimitris Glück! Es gilt die fromme Täuſchung eines Sterbenden.

„Katjuſcha!“ klingt es wie ein zitternder Aufſchrei von den Lippen des Schwerverwundeten, und die Gräfin fliegt an ſein Lager, ſinkt in reizender Poſe neben ihm nieder und ſchlingt die Arme um den Bräutigam.

Sie kennt ja keine ſanfte Rückſicht, ſie faßt ihn, der kaum berührt werden darf, feſt und hart an, und obwohl der Schmerz durch die kranke Bruſt wühlt, empfindet Dimitri dieſe ſtürmiſche Begrüßung wie himmliſche Glückſeligkeit.

„Katjuſcha — Täubchen — du haſt mich noch lieb?“ flüſtert er.

Da küßt ſie ſeine Lippen, wieder und immer wieder und haucht ihm leiſe Worte ins Ohr.

Wie ein Schauer ſüßeſter Wonne fliegt es durch den todkranken Körper.

„Ich bin übel zugerichtet ... mein Bein, Katjuſcha; ach, du ahnſt wohl nicht, welch einen elenden, mißgeſtalteten Mann du küßt?!“

Das bange Wort iſt heraus, — mit ſtockendem Herzſchlag ſtarrt er ſie an. — Was wird ſie ſagen —

was tun? Sich entsetzt abwenden . . ihn verlassen? — Bei ihm bleiben in süßer, unfaßlicher Barmherzigkeit? — Ach, an dieser Minute hängt sein ganzes Lebensglück.

Die Gräfin ist emporgezuckt. Sie starrt überrascht auf Seehofer. „Was sagt er? — Ein . . . ein Holzbein? . . ."

Da richtete sich Friedel auf und faßt jählings die Hand des Freundes. „Heil dir, Dimitri, Gott gab dir das engelhafteste, herrlichste Weib!" ruft er voll leidenschaftlichen Entzückens. „Gräfin Katjuscha Michailowna weiß alles — und sie liebt dich dennoch — wie sie dich immer liebte, ja, voll zärtlichen Erbarmens noch heißer, noch inniger denn zuvor — als Held und Sieger, den sie selbst mit Lorbeer krönte!"

Und während er spricht, trifft sein Blick die Gräfin, zwingend, gebietend, er ahnt es selbst nicht, welch eine Macht sein Auge in diesem Moment hat!

Katjuscha empfindet sie und ihre Eitelkeit ist größer wie ihre Überraschung.

Ja, sie will das herrliche, barmherzige Weib sein! Sie gefällt sich in dieser idealen Verklärung, — und allzu lange braucht sie ja nicht anzudauern.

Sie neigt sich wie die verkörperte Aufopferung über den Verlobten, lächelt und küßt ihn abermals.

„Ja ich weiß es, Dimitri — und in meinen Augen verschönen dich diese heiligen Wunden."

Da schlingt der Fürst wie in krampfhaftem Gebet

die Hände ineinander, in ſeinen Augen glänzt es feucht auf. „O Herr, mein Gott, wie danke ich dir! Nun erſt werde ich ruhig ſein, nun iſt die furchtbare Angſt von mir genommen!“

Die Fürſtin hat voll namenloſer Überraſchung den ganzen Vorgang mit angeſehen, ſie iſt vor Schreck erbleicht, als Dimitri das Geheimnis des zerſchoſſenen Beines verraten, ihr Herz hat ſtill geſtanden in bebender Angſt. „Nun wird ſie ihn kränken, durch ihren Abſcheu kränken bis in den Tod!“ —

Aber nein! — Was iſt mit Katjuſcha geſchehen? Kann ſie ihren Ohren und Augen trauen? —

Sie winkt Seehofer und wankt, auf ſeinen Arm geſtützt, ins Nebenzimmer.

Sie gedenkt der Worte, welche er eben ſprach, und ein jähes Verſtehen durchzuckt ſie. „Das iſt Ihr Werk!“ ſagt ſie mit leuchtenden Augen.

Friedel wird der Antwort enthoben.

Ein Diener tritt ein und überreicht auf einem ſilbernen Tablett dem jungen Offizier ein großes, beſchwertes Dienſtſchreiben.

Erſtaunt nimmt es Seehofer in Empfang und will es in Anweſenheit der Fürſtin reſpektvoll beiſeite legen, die Herrin von Stjaſno-Kralch aber winkt ihm lebhaft zu, es zu öffnen.

Ihr Blick folgt geſpannt der Bewegung ſeiner Finger, ihr ſchönes Geſicht neigt ſich näher.

„Er iſt es! Der Wladimir-Orden!“ klingt es voll

hoher Genugtuung von ihren Lippen, und dann ſtreckt ſie dem jungen Mann beide Hände entgegen und drückt die ſeinen voll warmer Freude: „Ich gratuliere Ihnen, Ritter von Seehofer!“

Friedel ſtarrt ſie verſtändnislos an: „Ich begreife nicht, Durchlaucht — dies muß ein Irrtum ſein, die Dekoration iſt für Ihren Herrn Sohn beſtimmt“ — — und ſeine Blicke fliegen über das breitgerandete Dienſtſchreiben, welches den Orden begleitet.

„Nein, nein, die Auszeichnung liegt in der richtigen Hand!“ lächelt Fürſtin Maria hoch aufatmend. „Oh, wie wird ſich mein Sohn freuen!“

In Seehofers Antlitz iſt heiße Glut geſtiegen. Er preßt die Hand gegen die Stirn wie im Traum. „Dieſer hohe Orden ... ich faſſe es gar nicht ...“ ſtammelt er — und verſtummt unter Katjuſchas Anruf, welche in der Tür ſteht.

„Was geht hier vor?“ fragt ſie. „Warum ſprecht ihr ſo lebhaft?!“ —

Ihr Blick aber fragt den jungen Offizier: „Warum gehſt du aus dem Zimmer?“

Fürſtin Maria eilt an das Lager ihres Sohnes, und Seehofer folgt ihr, den Orden in der Hand.

Dimitris Augen leuchten, er winkt Friedel zu ſich herab und drückt ihm die heißen Lippen auf die Wange. „Nun wirſt auch du glücklich ſein, Freund!“ flüſtert er.

Katjuſcha ſchreit auf vor Überraſchung: „Er hat den

Wladimir-Orden?! Mon Dieu — ſo iſt er ja in den Adelſtand erhoben!“

„Adelſtand?“ — wiederholt Seehofer mit großen Augen, „was bedeutet das?!“

„Weißt du nicht, daß der Wladimir-Orden vier-

ter Klaſſe mit Schwertern den erblichen ruſſiſchen Adel verleiht?" lächelt Dimitri mit ſchwerer Zunge, „du biſt nun in Wahrheit ein ‚Ritter vom goldenen Vließ' geworden." — Katjuſcha hat dem jungen Offizier die Hand entgegengereicht, ihr Auge blitzt — ihre Lippen lächeln ihn an wie noch nie. —

„Still — ſtill!" — um Gottes willen!" flüſtert die Fürſtin und neigt ſich über Dimitri.

Leichenbläſſe deckt plötzlich das Antlitz des Verwundeten.

„Katjuſcha!" ruft er.

Seehofer ſchiebt die junge Dame haſtig an das Lager, und die Gräfin neigt ſich über den Verlobten. Er öffnet die Augen, blickt ſie an wie verklärt und faßt ihre Hände: „„Welch' ſchöner Tag!" ... murmelt er. „Katjuſcha, mein Lieb ... für dich ging ich ... dein Lorbeer ... er wird bald Myrten ..."

Sie ſchaut nach Seehofer hinüber, und abermals — wie von ſeinem Blick gezwungen, neigt ſie ſich und küßt Dimitris Lippen. —

Da flutet es noch einmal heiß in ſein Antlitz: „Wie bin ich ſo glücklich!" — haucht er. „Nun iſt alles gut." —

— — — „Er wird ohnmächtig!" flüſtert die Fürſtin. „Um Gottes willen ... wo iſt Doktor Menſchikoff?"

Seehofer hat bereits die elektriſche Klingel in Bewegung geſetzt, — der Arzt tritt auf leiſen Sohlen haſtig ein. Er wechſelt einen ſchnellen Blick mit Friedel

und beide treten mit aſchfahlen Geſichtern an das Lager des jungen Fürſten. —

Ein paar Minuten, banger, qualvoller Stille.

„Ein Herzſchlag!“ —

Friedel ſchägt die Hände vor das Antlitz und beißt die Zähne in ſtummem Schmerz zuſammen, — jetzt erſt empfindet er voll und ganz wie lieb ihm der Freund geworden.

Katjuſcha reißt die Augen groß und erſtaunt auf und weicht wie in jähem Grauſen zurück: „Er iſt tot?!“ — ruft ſie entſetzt. „So plötzlich? — Wie kommt das?!“

Niemand antwortet; mit einem halberſtickten Laut der Verzweiflung iſt Fürſtin Maria an dem Totenlager ihres Sohnes zuſammengebrochen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

So ſchnell hatte der Arzt das Ende des unglücklichen Mannes nicht erwartet. Er machte ſich Vorwürfe, die beklagenswerte Mutter dennoch nicht auf den ſchweren Schickſalsſchlag vorbereitet zu haben, aber die Fürſtin erſchien gefaßter, als man vermutet hatte, ja ſie ſtand, auf Seehofers Arm geſtützt, an der Bahre ihres Lieblings und ſtarrte in das friedliche, glückverklärte Antlitz des Toten nieder.

„Im Tode hat er das Glück gefunden, welches ihm das Leben nie gewährt hätte!“ murmelte ſie. „Er iſt in den Armen der Liebe dahingegangen, ehe dieſe Arme

ihn unbarmherzig von sich stießen. Gott sei gelobt für den letzten Sonnenstrahl, welcher sein Leben vergoldete."

— — — Gräfin Katjuscha trug einen Schmerz zur Schau, welcher zu theatralisch und wohl einstudiert war, um echt zu sein.

Sie gefiel sich mehr denn je in der Rolle der opfermutigen Dulderin und versicherte mit tränenumflortem Blick, daß sie dem armen Invaliden als holde Trösterin das Leben habe verschönen wollen! Sie feierte den Bräutigam mit unendlich vielem Lorbeer als Held und Sieger, und unter all dem Krepp hervor schweifte ihr Auge zu Seehofer, ein wenig ungeduldig und geärgert, daß der Schmerz des deutschen Mannes so tief und ernst war, daß er keinen einzigen Gruß, keinen einzigen Blick oder Händedruck für sie übrig hatte.

So kalt wie er der Gräfin gegenüberstand, so herzlich nahe war er in diesen schweren Tagen der unglücklichen Mutter getreten.

Fürstin Maria und er verstanden einander, und die Überzeugung, daß der Verklärte einem Leben voll schwersten Herzeleids und bitterster Enttäuschung enthoben war, bildete ihren Trost.

„O diese wahnwitzige Liebe, welche ihn in den Tod trieb!" schluchzte die Fürstin leise, „ich habe sie nie begriffen. Aber Katjuscha verstand es, die Männer toll zu machen, und Dimitri war eine leidenschaftliche Natur, nicht leicht zu entflammen, wenn aber einmal gewonnen, dann für die Ewigkeit." —

Seehofer ſeufzte tief auf: „Ich weiß es, Fürſtin! — ſeine Liebe war treu wie ſeine Freundſchaft.“

Sie drückte ihm die Hand und blickte angſtvoll warnend in ſeine Augen. „Hüten Sie ſich vor Katjuſcha Michailowna!“ flüſterte ſie, „hüten Sie ſich!“ —

Ein beinahe verächtliches Lächeln kräuſelte ſeine Lippen. „Unbeſorgt, Durchlaucht, in meinem Herzen halten Engel Wacht!“ —

XXV.

„Weil Gott es will, will ich mein Kreuz noch tragen,
Will ritterlich durch dieſe Welt mich ſchlagen,
Doch tief im Buſen ſeufz' ich insgeheim —
Ich möchte heim!" —

Karl Gerock.

Am Tage nach der Beiſetzung des jungen Fürſten reiſte Seehofer nach dem Kriegsſchauplatz zurück.

Sein Abſchied von der Fürſtin war bewegt und herzlich, ſie ſchloß ihn in die Arme und bat mit tränenerſtickter Stimme: „Suchen Sie mich nach Ihrer Rückkehr in Petersburg auf! Der treueſte, opfermutigſte Freund meines Sohnes darf mir nicht fremd werden!" —

Friedel verſprach es.

Von Gräfin Katjuſcha Michailowna empfahl er ſich nicht perſönlich.

Sein Ingrimm, ſeine Verachtung waren zu groß, um ſie noch verbergen zu können, und die Erinnerung an die unwürdige Komödie, welche er im Intereſſe des unglücklichen Freundes geſpielt hatte, deuchte ihm trotz des vortrefflichen Erfolges geradezu entwürdigend.

Er hatte die herzloſe Egoiſtin mit ihren eigenen Waffen geſchlagen, er war gegen ſie ebenſo falſch geweſen, wie ſie es gegen ihren Verlobten war. Sicherlich hatte ſie einen ſehr effektvollen Abſchied vorbereitet, denn ſie befand ſich noch bei der Toilette, als Seehofer ſich eine Stunde früher wie zuvor beſtimmt, bei ihr melden ließ.

Er hatte ſeine Abreiſe abſichtlich verfrüht, um ein letztes Sehen mit der Verhaßten zu vermeiden, und daß dies einen Strich durch Abſichten und Pläne der Gräfin zog, ſah er dem ſehr betroffenen, ja geradezu entſetzten Geſicht der Zofe an, welche ihn dringend erſuchte, nur eine Viertelſtunde noch zu warten.

Der junge Offizier bedauerte und gab ſeine Karte ab, eilte haſtig die Treppe hinab und ſprang in den Wagen.

Noch einmal grüßte er lebhaft nach dem Balkon empor, auf welchem Fürſtin Maria, bleich und gebeugt, in wallenden Trauergewändern erſchien, um ihm den letzten Gruß zuzuwinken. Dann griffen die vier edlen Füchſe aus und führten ihn allein den Weg zurück, welchen er vor kurzem noch an der Seite des ſo hoffnungsfreudigen Freundes zurückgelegt.

In Sankt Stephano traf Seehofer eines der amüſanteſten und behaglichſten Lagerleben an, welche man ſich denken konnte.

Von Dienſt war ſo gut wie gar keine Rede, man entſchädigte ſich für die Entbehrungen und Strapazen

des Krieges, so gut es anging, und die Promenade am Meeresufer, wo am Nachmittag die Musikkorps konzertierten, wimmelte von lebenslustigen Menschen, welche von Konstantinopel herüberkamen, sich mit den Russen zu amüsieren. Da Seehofer beauftragt war, ein Schreiben der Fürstin Maria an den Großfürsten abzugeben, hatte er abermals Gelegenheit, dem hohen Herrn näherzutreten und erfuhr hierbei daß er von Skobelew für einen goldenen Ehrendegen in Vorschlag gebracht sei, daß diese Auszeichnung aber noch im letzten Moment auf dringenden Wunsch Dimitris in den Wladimirorden umgewandelt worden wäre.

Eine tiefe, wehmütige Rührung überkam den jungen Offizier.

Nun wußte er, warum Dimitri so oft von Brunhild gesprochen und so geheimnisvoll dabei gelächelt hatte.

Ja, er war nun ein „Ritter vom goldenen Vließ" geworden, wie es sich Margareta für ihren geliebten Trompeter wünschte, und abermals hatte ihn ein märchenhaftes Glück dem Ziel um einen großen Schritt nähergebracht.

Wie hätte er sich träumen lassen, daß die Hülfe, welche er dem Kameraden aus rein freundschaftlichem Interesse brachte, derartige Folgen haben würde! Auch jetzt hätte der Hiesel sicher nur ganz gelassen genickt und seinen Ausspruch wiederholt: „Ja, dem Bübli, dem schlagt alles zum Glück aus!" Und er hätte recht gehabt.

Friedel verstand es, jeden Vorteil praktisch zu verwerten, und das Glück auszunutzen, so lange es ihm lächelte.

So wußte er auch den vortrefflichen Zufall, welcher ihn mit dem Großfürsten in Berührung gebracht, nach Kräften zu verwerten; er gewann sich durch sein einnehmendes Wesen schnell die Gunst des hohen Herrn, und wenn wohl auch die warme Fürsprache der Fürstin Maria das Interesse des Prinzen anregte, so war es doch das Verdienst des jungen Ritters vom Wladimirorden, sich die Gunst des Prinzen dauernd zu erhalten.

Durch seinen Verkehr im Hauptquartier lernte er einflußreiche Persönlichkeiten kennen, welche sich für ihn verwandten und ihm bei seiner Adjutantenkarriere förderlich waren, und als die Truppen nach beendigtem Feldzug zurückkehrten, öffnete Petersburg seine Tore für den jungen Offizier wie das lockende und winkende Land des Glückes, welches er ehemals in seinen kühnen Träumen geschaut. Aus der Heimat kam ihm gute Nachricht. Die Seinen waren wohlauf uud lebten sich in den neuen Verhältnissen gut ein, und wenn Frau Susei auch recht stolz und überglücklich war, daß ihr Ältester sich ein Wappenschild erkämpft, so war ihre Genugtuung nur matt gegen das Hochgefühl, welches den Busen der Zirblerin schwellte.

Die Alte litt seit der Stunde, in welcher die Nachricht vom Wladimirorden eintraf, geradezu an Größenwahn und behauptete, nun müsse sich der Friedel auch

noch das Schloß verdienen, welches sie ihm in Gedanken schon seit so langen Jahren gebaut hatte.

Eckbrecht schrieb auch ein paarmal und gratulierte im Namen der ganzen Famile, daß der Jugendfreund den Krieg so glücklich überstanden und so nennenswerte Erfolge in demselben errungen habe. Sein Vater, Graf Alexis, sei ganz besonders glücklich, daß seine Empfehlung in der Tat von Nutzen gewesen und freue sich unendlich auf ein Wiedersehen mit ihm, um all seine interessanten Erlebnisse recht ausführlich zu erfahren.

Auch Brunhild interessiere sich lebhaft, wann er aus Rußland heimkehren werde. — Sie habe voll großer Spannung den Verlauf des Krieges verfolgt und der russische Gesandte zähle seitdem zu ihren besten Freunden.

Kein Ball, kein Diner sei vergangen, ohne daß sie die größte Zeit mit dem alten Herrn verplaudert habe, welcher seinerseits sehr entzückt gewesen sei, einem solch warmen Interesse bei einer jungen Dame zu begegnen.

Und wirklich sei Brunhilds Passion für die Kriegsereignisse größer gewesen wie für Spiel und Tanz.

Ehemals habe sie sich so gerne amüsiert, jetzt bedürfe es der größten Überredungskünste, um sie der Geselligkeit zuzuführen.

Eine besondere Freude gewähre ihr jedoch die Oper, namentlich sei sie ganz begeistert von einer neuen Aufführung in Bayreuth, woselbst sie Wagners „Siegfried" zum erstenmal gehört. Sicherlich empfinde sie eine große Geistesverwandtschaft mit ihrer Namensschwester Brun-

hild, denn ſeit die Oper nun auch in München zur Aufführung gelangt ſei, verſäume ſie keine Vorſtellung und erſcheine noch tagelang nachher wie von ſüßem Rauſch verklärt. — Auch er, Eckbrecht, ſei von dem herrlichen Werk geradezu hingeriſſen und bei dem Anblick des mutigen, trotzigkühnen Heldenjünglings falle ihm ſo oft der „Siegfried" ein, welcher auch mit den Fäuſten die wilden Ungeheuer (alias Stier!!) bändigte und furchtlos durch die wabernde Lohe drang! — Leider könne er die Oper nicht viel genießen. Er fühle ſich nicht ſonderlich wohl ſchon ſeit dem Referendarexamen und müſſe nun doch angeſtrengt weiterarbeiten, da er die angenehme Ausſicht habe, der Geſandtſchaft in Madrid attachiert zu werden.

Der Geſelligkeit habe er ſich in den letzten Wintern auch ferngehalten, ſo ſchwer es ihm geworden ſei, denn ſeine Jugendliebe, die reizende Harriett, habe als Stern am Himmel der Saiſon geglänzt.

Und dann berichtete er noch über ſeine Chancen und Pläne, daß er eine ſo gute Karriere vor ſich habe, nur noch ein paar Jahre raſtloſen Fleißes, dann werde er einen tüchtigen Sprung getan haben.

Seine Mutter ſei ſo glücklich darüber, aber auch, gleich ihm, etwas ungeduldig, daß es doch ſtets im Leben verhältnismäßig lange dauere, bis man zum Ziel käme. Jüngſt habe ſie einmal geſagt: „Es iſt wunderbar, wie ſchnell Friedel vorwärts kommt! Ich konnte es damals nicht faſſen und begreifen, daß er in ſolch unſichere Ver-

hältniſſe hinausſtrebte, und es ſchien mir rätſelhaft, daß ſeine Eltern ihm ein ſo ausſichtslos ſcheinendes Unternehmen geſtatteten, dennoch hat Friedel inſtinktiv das richtige erwählt und die Eltern taten recht, ihm auf ſeinem Glückspfade nicht hinderlich zu ſein.“ — „Ach, wie oft habe ich an dich gedacht, Friedel, wie gern wär' ich an deiner Seite geweſen! Aber eines ziemt ſich ja nicht für alle, und wir müſſen geduldig auf dem Fleckchen aushalten, wo uns das Schickſal hinſtellt.“

Es lag über aller Hoffnungsfreude und über allen Zukunftsphantaſien des jungen Grafen doch ein gewiſſer Hauch ſchwermütiger Reſignation, ein müder Leidenszug, welcher ſchon früher ſein ganzes Sein und Weſen ſo alt erſcheinen ließ.

— — Seehofer antwortete. Er nahm an, daß Eckbrecht wohl ſchon von all ſeinen Auszeichnungen, auch dem Wladimir-Orden gehört und erwähnte ſeiner nicht beſonders. Aber er berichtete von Dimitri, ſeiner ſchweren Verwundung, ſeinem Tode.

Daß ich den Feldzug ſo glücklich überſtanden, verdanke ich wohl einem Talisman, welchen ich auch jetzt noch — auf der Bruſt trage. Die drei roten Steinnelken auf des armen Tonis Grab erblüht, die ſind mit mir gegangen auf Tod und Leben, in die einſamen, dunklen Schluchten des Balkans, in das Feuer der feindlichen Batterien. Die roten Steinnelken wiſſen, um welch einen Preis ich kämpfe, auch jetzt noch kämpfe, bis ich

am Ziel bin. — Wann ich nach Deutschland zurückkomme? Einmal geschieht es sicher und gewiß, wann aber? — Das steht bei Gott. Ich muß meine Vorteile hier noch ausnutzen. Auf Urlaub hoffe ich im nächsten Herbst zu gehen und werde nicht versäumen, deinen sehr verehrten Eltern und Comtesse Brunhild meinen Dank für ihr liebenswürdiges Interesse persönlich abzustatten.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der junge Leutnant von Seehofer, welcher als Adjutant mit bedeutendem Vorteil avancierte, — man munkelte sogar davon, daß er auf Fürsprache des Großfürsten einem der kaiserlichen Prinzen als Begleiter beigegeben werden solle — beteiligte sich an der eleganten, anregenden Geselligkeit in Petersburg, so weit dies in seinen Verpflichtungen lag.

Am liebsten weilte er jedoch bei der sehr leidenden Fürstin Maria, welche still und zurückgezogen in ihrem herrlichen Palast wohnte und keine liebere Unterhaltung kannte, als wie die Gesellschaft Friedels, mit welchem die lebhaftesten Erinnerungen an Dimitri verknüpft waren.

Er dinierte zuweilen allein bei der Fürstin und diese hatte sich oft im stillen über den so auffallend soliden jungen Mann gewundert, welcher sich von all den Vergnügungen, denen sonst die gesamte Herrenwelt huldigte, zurückzog.

Sie forſchte in unmerklicher Weiſe und glaubte bald herausgefunden zu haben, daß der junge Offizier ohne nennenswerte Zulage, lediglich von ſeinem Gehalt lebte und voll bewundernswerter Energie vermied, Schulden zu machen. Der Fürſtin war dieſer Gedanke nie zuvor gekommen, jetzt jedoch fiel ihr eine ihrer letzten Unterredungen mit Dimitri wieder ein, welcher ihr einen Plan mitgeteilt hatte, wie er dem Freund ſeinen Dank auch noch in anderer Weiſe ausdrücken könne.

Dieſe Idee griff die Fürſtin ſehr lebhaft auf, erſchien ſie ihr doch wie ein Vermächtnis des ſo über alles geliebten Sohnes. —

Als Seehofer wieder bei ihr diniert hatte und, mit der Zigarette in der Hand plaudernd neben ihr ſaß, ſchob die Fürſtin plötzlich ein goldziſeliertes Käſtchen herzu, entnahm ihm ein Spiel Karten und miſchte.

„Wir wollen einmal harzardieren!“ lächelte ſie. „Ich habe ehemals leidenſchaftlich gern Karten geſpielt und denke, es wird mich auch jetzt noch angenehm zerſtreuen.“

Friedel nahm mit etwas betroffenem Geſicht, aber doch höflich einverſtanden, die Karten entgegen.

„Der Point tauſend Rubel!“ ſagte die Fürſtin gelaſſen und ſchob mit der diamantfunkelnden Hand den ſchwarzen Spitzenſchleier von der Schulter zurück.

„Durchlaucht ſcherzen?“ ſtammelte Seehofer.

„Scherzen? Durchaus nicht. Ich lege eine Neun auf.“

Friedel war dunkelrot: „Ich bedaure lebhaft, Durch-

laucht, einen ſolchen Einſatz nicht riskieren zu können, — es iſt dies durchaus gegen meine Prinzipien.“

„Unter Kameraden ſelbſtredend! Aber mir alten Frau gegenüber iſt die Sache nicht ſo ſchlimm! Ich kann nun einmal nicht ſpielen, wenn man Pfeffernüſſe ſetzt; das reizt mich nicht. Spielen Sie getroſt“ — — ſie lachte ſcherzend auf, „ich laſſe Sie ganz gewiß nicht

pfänden, wenn Sie verlieren!“

Friedel zuckte voll Humor die Achſeln: „Da würde auch verteufelt wenig zu holen ſein!“ lachte er ebenfalls. „Wo nichts iſt, hat der Kaiſer das Recht verloren.“

„Gut; — darauf laſſe ich es ankommen. Alſo — monsieur, faites votre jeu!“ —

Sie ſpielten; die Fürſtin anſcheinend ſehr paſſioniert, aber unglücklich; der junge Offizier gelaſſen, ſehr unerfahren und ſehr glücklich.

Fürſtin Maria notierte ſeine Gewinne.

Als ſie endlich die Karten zuſammenwarf, „weil Fortuna eine kokette Dame ſei, welche mehr Sympathie für einen Leutnant wie für eine Matrone habe", — und zuſammenrechnete, nickte ſie in ihrer ruhigen, freundlichen Weiſe vor ſich hin: „Dreißigtauſend Rubel —! Ich bin noch gut davongekommen. — Wir hatten um Goldrubel geſpielt — mein Freund, Sie behaupten um Papierrubel? — Unſinn! Ich kenne ſolch häßliches Geld nicht. Warten Sie, ich gebe Ihnen einen Scheck für meinen Bankier, Sie holen ſich der Einfachheit halber den Betrag ſelber ab."

Friedel war ganz faſſungslos und weigerte ſich ſehr entſchieden, aber Fürſtin Maria legte die Hand auf ſeinen Arm und erwiderte diktatoriſch: „Sie gehorchen! Ein junger Kavalier fügt ſich ohne Widerrede dem Willen einer alten Dame. Mon Dieu! was wollen Sie? — Dieſer Verluſt iſt eine Bagatelle für ruſſiſche Verhältniſſe, und außerdem werde ich bald alles zurückgewinnen. Nun hat das Spiel doppelten Reiz für mich und Sie werden mir bald Revanche geben."

Seehofer verneigte ſich. „Sie befehlen Durchlaucht."

Aber er hob das Geld nicht ab.

Ein paar Tage ſpäter ſpielten ſie abermals. Die Fürſtin gewann ein paar Tauſend Rubel und und verlor dafür abermals eine beträchtliche Summe.

Wieder ſtellte ſie einen Scheck aus, und wieder verſenkte ihn Seehofer, ohne ihn zu benutzen, in ſeine Briefta ſche.

So vergingen etliche Wochen und die Summe, welche ſich durch die Schecks anhäufte, ward immer anſehnlicher.

Fürſtin Maria hatte ihren Protegé abermals eingeladen und trat ihm etwas erregt entgegen. „Ich komme ſoeben von meinem Bankier und höre zu meinem großen Erſtaunen, daß Sie Ihre Spielgewinne noch nicht einkaſſiert haben, warum nicht?“

Seehofer lachte: „Weil ich kein Talent zum Räuberhauptmann habe, Durchlaucht! Die Zahlen welche Sie ſo gütig notierten, repräſentieren ein kleines Vermögen, und ein ſolches zu annektieren, würde ja an Raub und Plünderung grenzen! Ich nahm die Scheks, weil Sie es befahlen, und weil Sie ohne den Reiz des Gewinnens und Verlierens nicht ſpielen konnten, aber für eine ernſthafte Aquiſition habe ich die Papiere nie gehalten.“

Ein Blick, welcher zwiſchen Staunen, Bewunderung und mütterlicher Zärtlichkeit ſchwankte, traf ihn: „Sie ſcheinen bisher nie hoch geſpielt zu haben?“

„Nein, Durchlaucht! Erſtens fehlt mir die Paſſion, zweitens mangeln mir die Mittel dazu. Ich bin nicht in der Lage, Tauſende einſetzen zu können, darum widerſpricht es auch meinen Anſichten von Pflicht und Ehre, derartige Summen zu gewinnen. Während des Feldzugs habe ich öfters mit den Kameraden Karten geſpielt, weil die Langeweile gar zu groß und die eventuellen Verluſte und Gewinne ſehr unbedeutend waren. Hier in der Reſidenz iſt vollauf für Kurzweil geſorgt, ſodaß

ich mich dem Spieltiſch im Klub und Kaſino fernhalten kann, ohne daß es auffällt."

Fürſtin Maria zog den Sprecher neben ſich auf den Diwan nieder und faßte ſeine beiden Hände; ſie ſah noch älter und gebeugter aus wie ſonſt, ihre melancholiſchen Augen bekamen einen feuchten Glanz: „Nun verſtehe ich meinen Sohn, und weiß, warum er gerade Sie zu ſeinem Freund wählte, warum er mir damals ſchrieb: ‚Sei unbeſorgt um mich, — Seehofer gab mir ſein Wort, daß er mich nicht auf dem Schlachtfeld zurückläßt!' Ich begriff damals meinen ſo peſſimiſtiſch beanlagten Dimitri nicht, daß er ſo felſenfeſt an das Wort eines Mannes, eines Fremden, eines Deutſchen glaubte! Jetzt tue ich es. — Und weil Sie ſo ehrlich und offen zu mir ſprachen, Frederik, will ich es auch wieder zu Ihnen ſein. — Eine Frau, welche über Millionen verfügt, plündert man nicht aus, wenn man eine ſo unbedeutende Spielſchuld einkaſſiert wie die in Frage ſtehende; — Ihnen aber kann das Geld nützen, und es iſt mir eine große, herzliche Freude, es in Ihren Händen zu wiſſen . . ."

„Man ſagte mir, Durchlaucht, daß der ganze Grundbeſitz Ihres Herrn Sohnes in die Hände eines Namensvetters überging?" unterbrach Seehofer erſtaunt, und die alternde Frau ihm gegenüber lächelte beinahe humorvoll.

„Aha, und darum hielten Sie mich für eine arme Witwe, welche ihr Geld leichtſinnig verſpielt — —?"

„Wenn auch das nicht — aber . . ."

„Die Güter ſind allerdings an die Namensvettern meines Mannes zurückgefallen, aber mein Privatvermögen blieb ſelbſtverſtändlich in meinem Beſitz und iſt groß genug, um mir zu geſtatten, ein paar Tauſende zu verſpielen. — Mein lieber Freund Frederik, — ich bin eine alte, einſame Frau geworden, ich ſtehe allein in der Welt, ſeit Dimitri von mir ging. Seinen Freund hat er mir gewiſſermaßen als Vermächtnis hinterlaſſen, und da ich für ſonſt niemand mehr zu ſorgen habe, gewährt es mir eine innige Freude, Ihnen nun das Leben erheitern zu können — ſo wie ich es ehemals meinem Sohne tat! — Nichts amüſierte Dimitri ſo ſehr, als mir im Spiel tüchtig abzugewinnen, — er bat nie um Geld, ſeine Schulden zu bezahlen, er miſchte mir nur mit ſchalkhaftem Lächeln die Karten, und noch ein paar Tage vor ſeinem Tode bat er mich: ‚Spiele ſtatt meiner mit Seehofer, Mamachen, er braucht ebenſogut Geld wie ich, — und ich möchte ſo gern, daß er das Leben genießt' — — Sie ſehen, ich bin ganz aufrichtig, denn damit kommt man wohl am weiteſten bei Ihnen! Sie wiſſen nun, warum ich mit Ihnen ſpiele, — Sie wiſſen, daß es mir nicht das mindeſte Opfer, ſondern nur eine ſchmerzlich-ſüße Erinnerung an liebe, vergangene Zeiten iſt! Betrachten auch Sie mich als Mutter, Seehofer, — gönnen Sie mir die Freude, dem Retter meines Sohnes näher zu ſtehen, ihm mehr zu ſein, wie eine Fremde!"

Friedel küßte tief gerührt die weichen, weißen Hände

ſeiner Gönnerin und blickte ihr mit ſeinem friſchen, ehrlichen Lächeln in die Augen.

„Ich danke Ihnen, Durchlaucht, und bin ſtolz auf die Auszeichnung, welche mir ſoeben durch Ihre lieben Worte geworden iſt! Ohne Geld iſt man leider immer übel daran, und ich mache durchaus kein Hehl daraus, daß es mich über die Maßen beglücken würde, eine kleine Summe mein eigen zu nennen. Wenn dieſe Eurer Durchlaucht in der Tat kein Opfer iſt, werde ich meine Scheks lieber heute noch wie morgen einlöſen, denn man ſoll das Glück immer beim Schopf faſſen, ehe es fahnenflüchtig werden kann. Auch bitte ich gehorſamſt, die Karten von jetzt ab recht bequem für mich bereit zu legen, damit ich nach dem Muſter meines Freundes — auch in kritiſchen Momenten ſogleich miſchen kann.“ —

Die Fürſtin lächelte erheitert und drückte ihm herzlich die Hand, und Friedel plauderte wie ſtets in ſeiner liebenswürdigen, humvollen Weiſe, welche ſo wundertätig die Schatten des Trübſinns von der Stirn der beklagenswerten Frau ſcheuchten.

Das Verhältnis zwiſchen ihr und dem jungen Offizier geſtaltete ſich ſeit dieſem Tage noch herzlicher und der Palaſt G. ward ihm in der Tat zu einem zweiten Elternhauſe, in welchem fortan die Güte einer Mutter auch in dem fernen Rußland über ihn wachte.

Friedel war ſeit jeher ſehr praktiſch beanlagt. Er hatte ſich ſtets voll Sehnſucht ein kleines Kapital gewünſcht, um mit ihm wirtſchaften zu können.

Im Lager von Sankt Stephano hatte er Paul Petrowitsch, den Sohn eines der ersten Petersburger Bankiers kennen gelernt und war ihm auch in der Residenz freundschaftlich nähergetreten. — Wie er es überall verstand, sich Sympathie zu erwerben, so hatte er auch bald den Vater Pauls für sich eingenommen, der dem flotten, liebenswürdigen jungen Mann sein größtes Wohlwollen entgegenbrachte.

Zu ihm trug Seehofer sein kleines Kapital, sah dem alten Herrn mit strahlendem Blick in die Augen und sagte: „Hier, Papa Peter Iwanowitsch, eine Düte voll Goldsamen, aus welcher eine Million aufwachsen soll. Wie fange ich es an, daß sie bald vollzählig ist?"

Der alte Herr lachte, daß ihm das dicke Bäuchelchen wackelte: „Ja, wenn ich das Rezept für einen Acker wüßte, aus dem solche Ähren wachsen, dann hätte es keine Not mehr! — Also diese sechzigtausend Rubel sind die Aussaat! — Ja, wenn Sie spekulieren wollen, mein lieber Freund . . ."

„Spekulieren schon, aber nicht verlieren dabei!" scherzte Friedel.

„Schau, schau! Wer nicht wagt, gewinnt nicht. Aber wir wollen sehen, was sich machen läßt. Nun hören Sie! Sie haben gute Beziehungen nach oben, Sie sind in der Lage, gewisse Dinge eher zu erfahren wie andere Menschen. Man munkelt, daß die Stadt ein Terrain in der Nähe von Petersburg ankaufen will, um gewisse städtische Anlagen daselbst zu errichten. Ich

werde Ihnen das ‚Wie‘ und ‚Wo‘ notieren. Nun halten Sie ein bißchen die Ohren offen. Sowie Sie erfahren, daß die Sache höchſten Orts genehmigt iſt, teilen Sie es mir umgehend mit. Es läßt ſich da viel Geld verdienen, wenn man rechtzeitig zur Stelle iſt.“

— — Und Friedel, der Glückspilz, hatte in der Tat das Glück, die Angelegenheit, welche vor ihm nicht als Geheimnis behandelt wurde, aus zuverläſſiger Quelle als durchaus perfekt bezeichnet zu bekommen.

„Auf dem Papier ſteht's aber noch nicht?“ meinte Papa Peter Iwanowitſch, etwas bedenklich den Kopf neigend.

„Nein, aber gleichviel — riskieren Sie es, — mein Geld ſetze ich ein!“ entſchied Friedel wohlgemut.

Und der Bankier riskierte es, kaufte Hals über Kopf von dem Beſitzer das unfruchtbare ſandige Terrain, welchem niemand eine Zukunft prophezeihte, für verhältnismäßig ſehr wenig Geld, um es dann ein paar Monate ſpäter für den dreifachen Preis an die Stadt Petersburg wieder zu verkaufen.

Da war der erſte Schritt zur Million getan, wenigſtens war das kleine Kapital zu einem viel größeren angewachſen, und der Bankier blickte ſchmunzelnd in das glückſtrahlende Geſicht ſeines jungen Portegés nnd ſagte: „In dieſem Tempo weiter — dann kommen von dem Acker doch bald die goldenen Früchte.“ —

Und weil er ſich tatſächlich für Seehofer und ſeinen Fonds intereſſierte, beriet er ihn immer gut, und ſpe-

kulierte mit viel Glück, und weil Friedel kein Verschwender war, so legte er all die Gewinne, welche ihm Fürstin Maria am Spieltisch notierte, gewissenhaft zu dem „übrigen", ohne sich dabei die erlaubten Freuden und Zerstreuungen zu versagen, welche seinem lebensfrohen Sinn so viel Genuß boten nnd mit seinen Begriffen von Ehre und Pflicht durchaus vereinbar waren.

So flog die Zeit dahin, und sie wäre voll eitel Sonnenschein gewesen, wenn nicht ein Schatten in Gestalt der schönen Gräfin Katjuscha Michailowna in all den Glanz gefallen wäre.

Mit dem nahenden Winter hatte auch sie ihren Einzug in Petersburg gehalten, und das alte, kokette Spiel mit dem „deutschen Schwärmer" sofort wieder aufgenommen.

Fürstin Maria hatte sie nicht in ihrem Hause empfangen, sondern die kapriziöse Nichte, in welcher sie mit einer Erbitterung, welche nahezu an Haß grenzte, nur die leichtfertige Mörderin des Sohnes erblickte — der Gastfreundschaft einer andern, ihr nahe verwandten Familie überlassen.

Sie behandelte sie sehr kühl und förmlich, und Seehofer machte auch nicht den mindesten Hehl daraus, wie unsympathisch ihm die Gräfin war. Seine abweisende Kälte bewirkte jedoch gerade das Gegenteil von dem, was er damit bezweckte.

Katjuscha Michailowna, die Vielbegehrte und Viel-

umworbene, welche auch jetzt wieder ihren schier dämonischen Zauber auf die Männerherzen übte, war es nicht gewohnt, verschmäht zu werden, und da das Versagte stets mehr reizt, wie das Gewährte, kapriziere sie sich darauf, den schönen „Widersacher" dennoch als Sklaven in ihren Fesseln zu sehen.

Je mehr sie aber mit dem Feuer spielte, und mit Gluten kokettierte, welche sie bei ihm entflammen wollte, desto bedrohlicher fielen die Funken in ihr eigenes Herz, es schließlich in leidenschaftlicher Liebe zu dem jungen Offizier entzündend.

Da Katjuscha stets im Leben impulsiv, ohne Rücksicht und Acht auf Sitte und Form gehandelt, so wurde ihr unverhohlenes Liebeswerben, ihre Intrigen gegen andere vermeintlich bevorzugtere Damen geradezu widerwärtig, und Friedel war unvorsichtig genug, bei der nächsten, passenden Gelegenheit eine Aussprache zu provozieren, welche für die Gräfin Katjuscha Michailowna geradezu vernichtend war.

Das leidenschaftliche Weib war aufs äußerste gereizt und beleidigt, und ihre erst so glühende Liebe schlug in einen wilden, fanatischen Haß um.

Sie schien es sich zur Lebensaufgabe gemacht zu haben, den „Günstling Skobelews" zu stürzen und ließ es nicht an Intrigen fehlen, ihm seine so gesicherte Position zu untergraben, ja, sie verschmähte es nicht, sich plötzlich als eifrige russische Chauvinistin zu entpuppen, welche ihren Deutschenhaß unumwunden zur Schau trug.

Sie fand damit genug Anklang und verſuchte namentlich auf Skobelew ſelber einzuwirken, deſſen Antipathie gegen Deutſchland bekannt war. Der General verband jedoch damit eine große Hochachtung für perſönliche Tapferkeit, und ſo ward auch ſeine liebenswürdige Geſinnung für Seehofer nicht erſchüttert, obwohl er ſelber oft ſein Bedauern darüber ausſprach, daß der ſo hervorragend tüchtige Soldat kein Ruſſe ſei.

Fürſtin Maria war bald über die Intrigen und Abſichten Katjuſchas unterrichtet und legte ihren ganzen Einfluß bei dem Großfürſten in die Wagſchale, um die Pläne des fanatiſchen Weibes zu durchkreuzen.

Es glückte ihr, — ſie breitete die Hände über ihren Schützling, und hoffte, daß die Rachegelüſte ihrer Nichte bald verraucht ſein würden, da Katjuſcha Michailowna ihre Verlobung mit einem hohen Würdenträger ſehr überraſchend publiziert hatte. — Aber ſie irrte ſich; es ſchien beinahe, als ob das ränkeſüchtige Weib dieſe Ehe nur eingegangen wäre, um mehr Einfluß zu gewinnen und Seehofer deſto nachdrücklicher ſchaden zu können.

Fürſtin Maria kränkelte und die Ärzte wünſchten dringend ihren dauernden Aufenthalt im Süden, aber die alternde Frau weigerte ſich entſchieden, abzureiſen.

„Sie können mich nicht entbehren, Seehofer!“ ſagte ſie. „Ihre Poſition würde in kurzer Zeit erſchüttert ſein, denn die Abweſenden haben immer unrecht.“

Der Gedanke, womöglich an einer Verſchlimmerung des Leidens die Schuld zu tragen, beunruhigte Friedel

in hohem Maße. — Die Verhältnisse gestalteten sich durch die Deutschenhetze immer unerquicklicher in Petersburg und schon lange hatte sich des jungen Offiziers eine leidenschaftliche Sehnsucht nach der Heimat bemächtigt, umsomehr als sein Wunsch nach einem Urlaub sich im ersten Jahr nicht erfüllt hatte und auch jetzt, nach dem zweiten Jahr, sich noch nicht verwirklichen ließ. Oft saß er in letzter Zeit und stützte das Haupt gedankenvoll in die Hand.

Worauf wartete er noch? — Warum kehrte er nicht zurück? — Hatte er das Ziel noch nicht erreicht? — Gewiß, er hatte es!

Wenn in Deutschland sein russischer Adel bestätigt ward, und dem stand wohl nichts im Wege, — wenn er das Glück hatte in einem deutschen Regiment günstig einrangiert zu werden, — was blieb ihm noch zu wünschen? —

Sein kleines Kapital war durch die günstigen Spekulationen derart angewachsen, daß er für deutsche Verhältnisse als reicher Mann galt, — ja er konnte zuversichtlich ein Weib heimführen, denn seine Revenuen gestatteten es ihm, einen standesgemäßen Haushalt zu gründen.

War er nicht am Ziel? — Glich er nicht einem Romanhelden, welcher durch die wunderbarsten Schicksale begünstigt, daß Glück, welches er suchte, gefunden hat?

Worauf wartet er noch? —

Und Friedel breitete voll leidenschaftlicher Sehnsucht die Arme aus.

„Auf dich warte ich noch, Brunhild! Du biſt all meines Strebens Ziel, und ich finde dich nicht hier! Ja warum warte ich noch? — Ich will heimkehren, auf daß alles geträumte Glück zur Wahrheit werde!“

Und kurz entschlossen begab er sich zur Fürstin Maria. Er saß zu ihren Füßen, so wie es Dimitri ehemals getan in der Dämmerstunde, und er schüttete ihr sein ganzes Herz voll rückhaltloser Offenheit aus, erzählte ihr von seiner Liebe zu Brunhild, welche ihn hinaus in Kampf und Streit getrieben, das Glück zu erjagen.

Nun sei es ihm geworden, er habe erreicht, was sonst nur selten einem Sterblichen in solch kurzer Spanne Zeit beschieden ist, — er wolle heim. Noch eine letzte große, inständige Bitte möchte er seiner teuren Gönnerin aussprechen: noch einmal all ihren Einfluß in seinem Interesse geltend zu machen.

Ohne vortreffliche, machtvolle Konnexionen sei es schwer, beinahe unmöglich, daß er, ohne all seine mühsam errungenen Vorteile einzubüßen, in der deutschen Armee einrangiert werde.

Diese nötige Konnexion durch den Großfürsten, den deutschen Botschafter u. s. w. könne ihm jedoch leicht durch die Vermittelung der Fürstin werden, und wenn sie ihm einen letzten, außerordentlichen Beweis ihrer mütterlichen Gesinnung geben wolle, so möge sie alle Hebel in Bewegung setzen, daß er seine Erfolge in die Heimat hinübernehmen könne."

— Fürstin Maria hatte anfänglich sehr bestürzt diesen Eröffnungen gelauscht, dann neigte sie das noch immer schöne Haupt, über dessen ergrauenden Scheiteln unentwegt der schwarze Trauerschleier lag tief zur Brust und nickte sinnend vor sich hin.

„Sie haben recht; es iſt vielleicht am beſten ſo, mein junger Freund! Wer weiß, wie lange es noch in meiner Macht liegt, Sie gegen den Haß einer Katjuſcha Michailowna, — gegen die Wogen einer politiſchen Strömung zu ſchützen, gegen den Deutſchenhaß, welcher wie freſſendes Gift unſerm Volk künſtlich eingeimpft wird. Wenn die junge Eiche auf deutſchen Boden zurück verpflanzt wird, kann ſie ſolch ein Sturm nicht niederwerfen, und ich?" — ſie blickte traurig auf und ſtrich ſeufzend mit der Hand über ſein Haupt, „meines Bleibens iſt auch nicht lange mehr hier, und ich werde Ihnen in Ihrer ſüddeutſchen Heimat vielleicht öfters nahe ſein können wie hier. — Ich freue mich darauf, Ihre Eltern, — Ihre Brunhild kennen zu lernen, und ich hoffe, Sie werden mir alten, einſamen Frau die Rechte einer Adoptivmutter nicht ſtreitig machen. Wohlan! So will ich alles aufbieten, Ihnen die Wege zur Rückkehr zu ebnen. Gott helfe, daß es glücke!" —

Seehofer neigte ſich küſſend über die bleiche Hand und ſein Blick umfaßte voll treuer Innigkeit die müde, gebrochene Geſtalt der Sprecherin.

Er mußte unwillkürlich zurückdenken, als er ſie auf dem Bahnhof in G. zum erſtenmal erblickte und nicht den vorteilhafteſten Eindruck von ihr empfing.

Eine elegante, oberflächliche, noch immer gefallſüchtige Frau, getragen von Glück und Wohlbehagen, nicht ahnend, was Schmerz, Herzeleid und Kummer iſt.

Sie hatte es erfahren, jäh, unvermittelt, voll grau-

ſamer Härte und Erbarmungsloſigkeit, und der furchtbare Schlag, welcher ſie traf, ſchmetterte ſie nieder und machte ſie über Nacht zu einer andern. Niemand hatte es von ihr gedacht.

Die ſcharfe Sichel des Todes hatte den ſtarren Panzer aller Äußerlichkeit, Leichtlebigkeit und Sorgloſigkeit durchſchnitten und war voll bitteren Wehs bis auf den tiefſten Grund des Mutterherzens herabgezuckt.

Da weinte ſie zum erſtenmal die blutigen Tränen der Verzweiflung, die wuſchen Schminke und Puder ab, die ließen das dunkle Haar erbleichen und lagerten ſich wie ein großer, grabesdunkler See zwiſchen ſie und die lachende Welt. Fürſtin Maria war ſtill, traurig und ehrwürdig, ſie war alt geworden.

XXVI.

Warum ſo beſonnen?
Das Leben vergeht,
Eh' recht ihr begonnen
Iſt Jugend verweht!
Und iſt ſie veronnen,
Dann iſt es zu ſpät,
Wer hat noch die Sonnen
Zurücke gedreht?

Leopold Schefer.

Die roſig verſchleierten Lampen im Salon der Gräfin Thum warfen ihr mild behagliches Dämmerlicht über die hohe, elegante Geſtalt ihrer Herrin, welche in einem der Seſſel lag und die koſtbaren Juwelenreifen um den entblößten Arm legte. Eine ſehr reiche und geſchmackvolle Balltoilette floß in ſchweren, golddurchwirkten Brokatfalten zu langer Schleppe an ihr nieder, goldgetupfte Straußfedern wallten aus den Tuffs echter Spitzen und breite Spangen funkelnd-gelber Topaſe hielten die weitausgeſchnittene Taille über Bruſt und Armen zuſammen.

Gräfin Theodora war trotz ihrer erwachſenen Kinder noch eine auffallend ſchöne Frau, wenn auch die erſten Silberfäden ſchon in ihrem Haar erglänzten, — die

Kammerfrau verſtand es vortrefflich, ſolch kleine Indiskretionen der Zeit zwiſchen Wellen und Löckchen zu verſtecken — und die einzelnen Linien des ſtolzen, marmorſchönen Antlitzes ſchärfer zu werden begannen.

In großer Toilette zählte Gräfin Thum immer noch zu den ſchönſten Erſcheinungen am Hofe, und die gefährlichſte Konkurrenz, welche ſie zu fürchten hatte, war ihr in der eigenen Tochter erwachſen, wenngleich die Herren angeſichts der unnahbaren Gleichgültigkeit Brunhilds oft ſeufzten: „Die Mutter hat mehr ſeelenvolles Leben wie die Tochter! Brunhild iſt ein Steinbild, in deſſen Bruſt noch kein Herz ſchlägt, — ſie iſt noch die verzauberte Wallküre, welche den Todesſchlaf inmitten wabernder Lohe ſchläft! Welch einem Siegfried mag es beſchieden ſein, ſie zu Leben, Liebe und Glück zu erwecken!“

Gräfin Theodoras Augen ſpiegelten oft noch denſelben leidenſchaftlich-triumphierenden Glanz wie ehemals, als ſie ihren Sohn zuerſt in den Armen hielt.

Wenn ihr Blick jetzt die vornehm-ſchlanke Geſtalt Eckbrechts ſtreifte, wenn ſie auf ſeinen Arm geſtützt, hocherhobenen Hauptes, voll majeſtätiſcher Würde durch Salon und Saal ſchritt, dann flammte er wieder auf in ihrem Blick, der ehrgeizige Stolz, welcher verſichert: „Mein Sohn wird einſt der Erſte ſein unter euch! Mein Sohn iſt wie ein Aar, welcher hoch zur Sonne fliegt!“ —

Und ihre Gedanken irren in Zukunftsplänen weit

voraus, bis hin zu der fernen, heißerſehnten Zeit, wo der Name Thum durch alle Länder klingen, wo er als Sonne angeſtaunt, bejubelt und geprieſen wird, weithin vom Fels zum Meer! —

Auch jetzt träumt ſie den lieben, den einzigen Traum der Zukunft, denn das Referendarexamen war ebenſo glänzend ausgefallen wie früheren Examina, und nun ſtrebte Eckbrecht weiter auf dem Feld der Ehre, er zeichnet ſich aus durch vorzügliche Arbeiten, — er lenkt ſchon jetzt die Aufmerkſamkeit der maßgebenden Perſönlichkeiten auf ſich.

Und noch ein paar Jahre weiter, ein energiſches Ausdauern und Aufwärtsklimmen, — er wird gerade in nächſter Zeit Gelegenheit haben, ſeine geiſtvolle Tüchtigkeit zu beweiſen — und dann, — oh, dann iſt wohl ein ſicheres Fundament gebaut, auf welchem die Leiter, welche zu den höchſten Würden und Ehren führt, ſicher und feſt ſteht.

Die Portiere regt ſich, Eckbrecht ſteht auf der Schwelle, überfliegt mit ſchnellem Blick den Salon und tritt haſtig neben die Mutter.

„Du biſt allein Mamachen?! Das trifft ſich ausgezeichnet. Haſt du noch einen Moment Zeit für mich?“

Er küßt die ſchöne Hand, welche eben in den langen Glaceshandſchuh gleiten will, und Theodora blickt mit ſtolzem Lächeln auf den Sohn, welcher im exquiſiten Ballanzug wie das Urbild eines eleganten Diplomaten, mit durchgeiſtigt blaſſem Denkerantlitz vor ihr ſteht.

„Wann hätte ich die nicht für dich, my darling?“ entgegnet sie mit der weichen, melodischen Stimme, „setze dich zu mir. — Gibt es noch Dinge von Wichtigkeit zu besprechen?“

Über das farblose Gesicht des jungen Mannes zieht eine feine Röte.

Er blickt momentan vor sich nieder, als suche er nach dem passenden Wort.

„Ich habe einen so großen, leidenschaftlichen Wunsch, Mama —“

„Einen Wunsch? — Welch einer bliebe dir unerfüllt!“

Er blickt lebhafter auf.

„Nicht wahr? — Das denke ich auch. Warum soll ich nicht glücklich sein, — warum noch mich sehnen und quälen und nach der Seligkeit dürsten, wenn ich nur die Hände auszustrecken brauche, um sie zu fassen!“ —

Die Gräfin knüpft an ihrem Handschuh. „Was meinst du damit? — Ich verstehe dich nicht.“ —

„Mama — du kennst Harriett Balmoral . . .“

Da blickte sie erstaunt auf. „Brunhilds Freundin? Nun ich dächte, seit Jahr und Tag! — Wie kommst du darauf?“

Eine heiße Blutwelle steigt in Eckbrechts Antlitz, seine Lippen beben.

„Mama . . . ich . . .“

„Nun?“ — Die Gräfin blickte gespannt auf — in ihren Augen schimmert es plötzlich wie eine Ahnung.

„So lange ich zurückdenken kann, habe ich für Harriett geſchwärmt" — ſtößt Eckbrecht leiſe hervor, immer noch den Blick geſenkt, — „ſie iſt das lieblichſte, anmutigſte Weſen, welches ich je kennen gelernt habe, und wenn ich jemals heiraten ſoll ... wenn ich jemals an der Seite eines Weibes glücklich werden kann, ſo iſt es Harriett, welche ich mit aller Inbrunſt und Aufrichtigkeit liebe! — Ich glaube auch überzeugt zu ſein, daß ſie meine Gefühle erwidert, ſo oft wir uns ſehen, ſteht das Glück zwiſchen uns und möchte unſere Hände ineinander legen. Harriett iſt viel umworben, und obwohl ſie ſelber in keiner glänzenden Lage iſt — die ganzen Beſitzungen in England fallen ja an den älteſten Bruder, den Lord Balmoral — ſo hat ſie doch bisher jede

Partie ausgeſchlagen, weil ſie wohl immer hofft, von mir das bindende Wort zu hören. — Warum ſoll ich es nicht ſprechen? Warum mich ſelber um ſo viele, ſchöne Zeit des Glücks betrügen? — Ich bin ja Gott ſei Dank in der Lage, mir ein eigenes Heim gründen zu können! Papa hat mir in letzter Zeit immer verſichert: ‚Wenn du heiraten willſt, mein Junge, dann tue es! Ich gebe dir gern die Mittel, einen Hausſtand zu gründen!‘ — Und ich weiß, daß Papa mich ſo generös dotieren würde, wie es eine Ehe mit der kleinen Balmoral bedingen würde. Heute abend iſt Harriett auch auf dem Ball, — mein ganzes Herz ſchlägt ihr voll leidenſchaftlichen Verlangens entgegen. Den Blumenſtrauß habe ich ſchon beſtellt . . . aber . . .“ — und der Ausdruck zaudernder Unentſchloſſenheit trat wieder plötzlich in das Antlitz des Sprechers — „ich möchte mich doch erſt mit dir beſprechen, deine Anſicht hören . . . ob du mir zuredeſt, liebe Mama . . . oder . . . oder . . . ach, es iſt ſo ſchwer, eine Entſcheidung zu treffen!“ — Und Eckbrecht ſtrich mit dem duftigen Batiſttuch über die Stirn und ſeufzte ſchwer auf: „Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich tun ſoll, Mama, — ich habe den Kopf ſo voll . . . ich komme nicht mehr zum ruhigen Überlegen!“

Die Gräfin hatte ſchweigend zugehört, — ihr Blick fiel feſt und ruhig, wie der eines Arztes, welcher einen Patienten prüft, auf das nervös erregte Geſicht ihres Sohnes.

Sie legte die kühle, weiche Hand mit feſtem Druck auf die ſeine.

„Das Heiraten, Eckbrecht, iſt freilich ein Entſchluß, welcher reiflich überlegt ſein will; aber ich bin der Anſicht, daß kein Mann ſich binden ſoll, der nicht unter dem vollen, gebieteriſchen Druck ſeiner Leidenſchaft ſteht. So lange du ſelber noch nicht recht weißt, was tun, — ſo lange du noch zauderſt und erwägſt, iſt der rechte Augenblick noch nicht gekommen. Du ſagſt ſelbſt, daß dein Kopf ſo voll anderer Dinge ſteckt. — Warum ihn durch Liebesgedanken noch mehr belaſten? — Ganz abgeſehen davon, daß ich deine Gefühle für Harriett noch lange nicht für geklärt und aufrichtig genug halte, — eine Schwärmerei hat mit der großen, wahren Liebe meiſt wenig zu tun ... — finde ich den jetzigen Zeitpunkt für eine Verlobung ſo ungünſtig gewählt wie möglich. Denk dir um Gottes willen, wie ſehr dich ſolch ein Trubel, ſolch ein Sklaventum in Liebesbanden ablenken und zerſtreuen würde! An irgend eine reelle, ernſthafte Arbeit wäre dann doch gar nicht zu denken! Und gerade jetzt mußt du alle deine Gedanken doppelt nnd dreifach konzentrieren können! Würdeſt du ſofort heiraten und Harriett mit nach Madrid nehmen? Dieſe Idee halte ich auch für recht unglücklich. — Du biſt ja noch ſo jung! — Eine Frau — womöglich gar Familie — würde dich ja in der Freiheit deiner Handlungen und Lebensweiſe aufs äußerſte beeinfluſſen! Und gerade auf deinem Poſten in Madrid bedarfſt du der größten Ungebundenheit, mußt all deine Gedanken und Intereſſen lediglich in den Dienſt deines Amtes ſtellen. Harriett

aber als Braut hier zurücklaſſen, iſt auch nicht ratſam. — Solch eine Trennung für Verlobte iſt höchſt unerquicklich und macht nervös. Du würdeſt deine Zeit an endloſe Liebesbriefe vergeuden und wichtigere Dinge darunter vernachläſſigen. — Wie man die Sache alſo auch beleuchtet, mein lieber Sohn — ſie iſt und bleibt für den Augenblick höchſt unpraktiſch!"

Eckbrecht ſeufzte ſchwer auf.

„Du magſt in allem recht haben, nur in einem Punkt irrſt du, wenn du meine Liebe für ungeklärt und lau hältſt, — ich verſichere dich, daß mein ganzes Glück für ewige Zeit nur in Harriett wurzelt!" —

„Gut! So heirate ſie. — Aber ſpäter. Wenn ſie dich in Wahrheit liebt, wartet ſie wohl noch ein oder zwei Jahre, bis du wiederkommſt."

„Mama —"

„Du zweifelſt?" —

„An Harrietts Liebe und Treue? Niemals!"

„Nun alſo!"

„Aber die Verhältniſſe!"

„Welche?" —

„Lady Balmoral möchte ihre Tochter gern verloben, ſie will nach England zurückkehren."

„Das tut ja nichts zur Sache!"

„Ich fürchte, Harriett glaubt nicht mehr, daß ich um ſie werben werde, wenn ich jetzt nicht Ernſt mache."

„Ich habe von keinem unſerer Kavaliere gehört, daß er ſich ernſtlich um die Kleine bemüht." —

„Die beſprochenen Courmachereien ſind meiſt die ungefährlichſten!“ —

„Je nun“, — die Gräfin ſeufzte tief auf, „wenn du dich abſolut erklären willſt, ſo tue es! Aber bedenke es noch einmal wohl! Lohnt es ſich wahrlich um dieſes jungen Mädchens willen vielleicht alle Vorteile, welche du ſo ſauer und mühſam errungen, wieder aufzugeben? — Ein verheirateter Mann *kann* nicht mehr derartige Examina machen wie ein Junggeſelle. Wenn du womöglich das Leben im Süden nicht erträgſt, — wenn du deine Pläne ändern mußt, — glaubſt du, das Aſſeſſorexamen würde dir bei all den Ablenkungen und Zerſplitterungen, welche deine Gedanken ganz ſelbſtverſtändlich als Gatte und Familienvater heimſuchen — noch ebenſo glücken, wie die vorhergegangen? — Und wenn es dann heißt: „Thum hat nicht gehalten, was er verſprach, — es geht rückwärts mit ihm, — er iſt diesmal nur mit Ach und Weh durch das Examen geſchlüpft . . .“ — wie würde es dir gefallen, Eckbrecht?!“

Der junge Graf grub die Stirn in die Hände und verharrte einen Augenblick regungslos; wie ein leiſes, krampfhaftes Zucken ging es durch ſeine Glieder.

Theodora aber erhob ſich, trat zu Eckbrecht und legte den Arm um ihn.

Sie neigte ſich ſo tief zu ihm herab, daß der zarte Duft aus Spitzen und Federn ihn wie ein träumeriſcher Hauch umwogte.

„Du haſt mich gefragt, Eckbrecht, und ich habe dir geantwortet, wie ich es für einzig recht und wahr halte. Deſſenungeachtet aber ſollſt du handeln, wie du es willſt. Gehorche der Vernunft oder dem Herzen, was dir beſſer und lockender deucht, ich werde mit allem zufrieden ſein, auch wenn du Harriett einer glänzenden Carriere und Roſen und Myrten dem Lorbeer vorziehſt!“

Da hob der junge Mann das Haupt und blickte ſeiner Mutter ins Antlitz, ruhig, reſigniert, mit jenem leiſen Zug der Wehmut um die Lippen, wie er Menſchen eigen iſt, welche eine liebe Hoffnung aufgeben und ſich geduldig in ihr Schickſal fügen.

„Ich habe keinen freien Willen mehr, Mama!“ ſagte er leiſe, aber beſtimmt, „ich werde von dem Strom getrieben, in welchen ich mich ſtürzte, und es fehlt mir die Kraft und Energie, mich aus den Wogen heraus an das Ufer zu retten. Du haſt recht, zurück kann ich nicht mehr. Auch glaube ich ſelber, daß die Myrte ohne den Lorbeer nicht mein Glück iſt. Der Gedanke, etwas Hervorragendes zu leiſten, iſt mir ſo ſehr zu Fleiſch und Blut, — iſt mir zur fixen Idee geworden, und darum halte ich es für beſſer, noch eine Zeitlang mit dem heiraten zu warten. Harriett wird mir treu ſein, — dieſer Glauben und dieſe Zuverſicht werden mir den ſchweren Entſchluß erleichtern.“

Der Sprecher küßte abermals die Hand ſeiner Mutter und erhob ſich.

Die Pendule hatte die achte Stunde geſchlagen, und der Wagen rollte vor das Portal.

„Du wirſt dir den Pelz umlegen müſſen, Mama, — ich höre Brunhild bereits die Treppe herabkommen und Papa holt dich ſchon ab.“ —

Eckbrecht blickte nach der Tür, in welcher Graf Thum erſchien, nach ſeiner Gemahlin zu ſehen. Theodora drückte noch einmal die Hand ihres Sohnes mit ſchnellem, ermutigendem Druck, — dann ſchritt ſie dem Grafen entgegen und lächelte: „All right!“

Wie war ſie ſo ſtolz auf ihren vernünftigen Sohn, wie befriedigt, daß er ſich zufrieden in das Unabänderliche fügte.

Gräfin Theodora hätte es als einen nie zu überwindenden Schickſalsſchlag empfunden, wenn Harrietts kleine Händchen ihr noch vor Thoresſchluß den hohen, ſtattlichen Bau umgeſtoßen hätten, an welchem ſie ſo raſtlos und energiſch ſeit langen Jahren arbeitete.

— — — — — — — — — — — — — —

Wie weich und wonnig klangen die Tanzweiſen durch den Saal!

Lichtgefunkel aller Ecken und Enden! Schimmernde Spiegel und ſtrotzender Goldſtuck, atlasglänzende Polſter und hochragende Marmorfiguren, ſüß wehender Duft aus üppig getürmten Blumengruppen, alte und koſtbare Gemälde an den Wänden!

Und inmitten all der Pracht und Herrlichkeit ein

heiß pulsierendes Leben und Treiben, lachende, genußfreudige Menschen, rauschende Seide und rieselnder Goldflor, schwer wuchtende Samtschleppen und duftig wehende Spitzen, Perltülls und Gaze, wallende Federn und träumerisch wiegende Blüten, Glutrosen und Lilien, bescheidende Veilchen und dunkelglühende Granaten, kokette Skabiosen und naive Maßliebchen, — und über allen ein köstlicher Tau blitzenden Geschmeides, welches in allen Farben des Regenbogens durcheinander glitzert! —

Da glänzen mild und sanft wie Mondlicht die Perlen im Haar der schönen Frauen, da sprühen die Demanten und Rubinen an Brust und Armen, da prunken die Ordensbänder und renommieren Kreuz und Stern, und was je ein üppiger Geschmack an Uniformen und Galaröcken geschaffen, das schiebt sich im engen Rahmen zusammen, wie ein Märchen aus Tausend und eine Nacht.

Eckbrecht hat niemals viel getanzt.

Es ist ihm eine Entbehrung, es kostet ihm die größte Überwindung, zu stehen und zuzusehen, wo alle anderen auf jubelnden Klängen dahinschweben. Aber die Erregung bekommt ihm nicht, es ist ihm so schädlich, sich zu erhitzen.

Er fühlte sich tagelang matt und müde und kann nicht arbeiten.

Wie dürfte aber seine Carriere unter dem Vergnügen leiden? —

Niemals!

Auch darein hat er sich resigniert gefunden und sich

dem tyranniſchen Schickſal gefügt, welches ihm nun einmal ſtets die Alternative ſtellt: Entweder — oder! —

Aber ein- oder zweimal tanzt er dennoch, und es iſt jedesmal Lady Harriett, welche ſein Arm umſchlingt.

Auch jetzt haben ſie getanzt. Auf einem Diwan ſitzt Eckbrecht an ihrer Seite, um auszuruhen und zu plaudern.

Das Herz ſchlägt

ihm heiß und ſtürmiſch in der Bruſt und ſein Blick ruht wie in qualvoller Sehnſucht auf ihrem lieblichen, blonden Köpfchen, welches ſich heute gar nicht ſo frei und leicht auf den Schultern wiegt wie ſonſt, ſondern ſchwer wie eine welkende Blüte zur Bruſt ſinkt.

„Sie wollen alſo wirklich im Geſandtſchaftsdienſt nach Madrid abreiſen, Graf Thum?“ fragte ſie leiſe und ihre Fingerchen zupfen nervös an den blaßroſa Chryſantemen, welche ihr Kleid garnieren.

„Es wird mir ſchwer, ſehr ſchwer zu gehen!“ antwortete er, erregter wie ſonſt. „Ich ſcheide ſo ungern von hier gerade jetzt, wo die Geſelligkeit ſo viel bietet, wo ich öfters Gelegenheit habe, Sie zu ſehen, Lady Harriett! Aber was hilft es? Ich bin ein Sklave des Dienſtes und muß gehorchen, wenn man mich ſchickt!“

Sie iſt leiſe zuſammengezuckt, als er ihren Namen nannte, wie flehend hebt ſie den Blick der großen, veilchenblauen Augen zu ihm empor.

„Und iſt denn der Dienſt und die Carriere wirklich die Hauptſache im Leben?“ flüſtert ſie wie in banger Frage. „Ich kann mir nicht denken, Graf, daß Sie tatſächlich Ihr ganzes Glück nur im Studium finden!“

„Mein ganzes Glück?!“ Beinahe leidenſchaftlich klingt es von ſeinen Lippen und ſein Blick ruht voll verräteriſcher Glut in dem ihren. „O Lady Harriett, wenn ich jetzt ſchon daran denken dürfte, glücklich zu ſein, ich würde dieſes Glück nie und nimmer auf dem Feld der Ehre, ſondern einzig im Arm der Liebe ſuchen! —

Aber ... noch heißt es: Geduld haben!" fügt er leiſe aufſeufzend hinzu, „noch muß ich ſäen, ehe ich ernten darf."

Er bemerkt nicht, wie bleich ſie wird.

„Glücklich die Menſchen, welche auf das Glück warten dürfen!" ſagt ſie mit ſchwerer Betonung.

Er iſt zu harmlos, um mehr aus dieſen Worten heraushören zu können, als eine traurige Phraſe.

Er nickt melancholiſch vor ſich hin.

Sekundenlang herrſcht Schweigen.

Leiſe bebend ruht ihre kleine Hand in dem duftigen Seidentüll, ſo nahe der ſeinen. — Er braucht nur zuzugreifen, dann hat er ſich alle Seligkeit für ewige Zeiten geſichert.

Aber er hat den Mut nicht, die Energie, das Glück zu eigen zu nehmen, welches ſo lockend vor ihm ſchwebt, welches neben ihm ſteht und in ihn dringt: „Hier bin ich! — halte mich! — Auf was warteſt du? — Weißt du nicht, daß ich ein ſeltener Gaſt bin, — daß ich entfliehe, wenn man zögert mich zu feſſeln?"

„Wie lange bleiben Sie in Madrid, Graf?" fragte die weiche traurige Stimme neben ihm.

Er ſchrickt zuſammen. „Etliche Jahre wird es wohl dauern, Lady, — geſetzt den Fall, daß ich das Klima ertrage! Aber auf Urlaub komme ich ſelbſtverſtändlich öfters hierher, und dann hoffe ich, daß ich Sie wiederſehe, und daß Sie mir bis dahin Ihre freundſchaftliche Huld bewahrt haben!"

Auf Jahre!" Gleich einem leiſen Wehruf klingt es von ihren Lippen.

„Wir gehen nach England zurück, Graf!" fügt ſie wie beſchwörend hinzu.

„Wenn Sie geſtatten, ſuche ich Sie dort auf", — murmelt er ſchweratmend, eine jähe Angſt ſchnürt ihm plötzlich die Kehle zuſammen, die Todesangſt, ſie zu verlieren.

„Lady Harriett . . ."

Sie blickt jäh auf, das Blut ſchießt ihr in die Wangen. Ach, daß er ſprechen möchte! —

Und ihre Augen ruhen auf ihm, ſo glänzend und ſo tiefblau wie ein Zauberſee, auf deſſen Grund ein Königskind ſchläft.

Eckbrecht will die Lippen öffnen, will ihr ſagen, wie lieb, wie namenlos lieb er ſie hat, will ſie voll bräutlichen Glückes zu eigen nehmen, allem und allem zum Trotz.

„Lady Harriett — ich . . . ich . . ."

Er zaudert abermals, — er ſucht nach Worten, er ſchaut jählings hinüber nach einem älteren Rittmeiſter eines Garderegiments, welcher haſtig auf ſie zueilt. —

„Was wollen Sie ſagen, Graf Thum?!" klingt es in angſtvoller, verzweifelter Dringlichkeit von den Lippen des jungen Mädchens.

„Nachher . . . es ſcheint, man holt Sie zu dem neuen Tanz . . ."

Schon ſteht der Rittmeiſter vor ihnen verneigt ſich

mit einem etwas unwillig forſchenden Blick auf Eckbrecht vor dem jungen Paar und bietet Harriett den Arm.

„Darf ich gehorſamſt bitten, Lady Balmoral. Unſere Quadrille.“

Harriett erhebt ſich. Sie ſieht ſehr bleich, aber auch ſehr ruhig und entſchloſſen aus.

„Ich bin bereit, Herr von Wendheim!“ ſagte ſie mit leichtem Neigen des reizenden Hauptes, und dann blickt ſie nach Eckbrecht zurück.

Welch ein wunderſamer, tränenfeuchter, ſtarrer Blick! „Leben Sie wohl, Graf Thum! und .... falls wir uns nicht noch einmal ſehen ſollten — glückliche Reiſe!“

Eckbrecht hat ſich haſtig erhoben und verneigt ſich chevaleresk.

Er will lächelnd erwidern: „Wir ſehen uns wohl heute abend noch öfters wieder“, aber das Wort erſtirbt ihm auf der Lippe.

Wie ſieht ihn Harriett an? —

Wie ein eiſiger Schauer durchbebt es ihn und ſein Herz zuckt angſtvoll auf. —

So ſchaut wohl das Glück drein, wenn es einem Menſchen zum letztenmal aus goldenen Augen entgegenwinkt ... —

Sie geht, — und er ſinkt gedankenvoll auf den Diwan zurück.

Wie im Fieber ſtürmen die Gedanken auf ihn ein. Ein verzweifeltes Trotzgefühl erfaßt ihn. Er *kann* nicht abreiſen!

Er kann nicht fort von ihr, — er kann ſie nicht laſſen, nicht um alle Ehren und allen Lorbeer der Welt! — —

Er iſt feſt entſchloſſen, ſich ihr zu erklären. Sowie dieſer Tanz vorüber iſt, wird er ſich ihr abermals nähern und das erlöſende Wort ſprechen! —

O Harriett! — Harriett! Was ſollte mir aller Ruhm, alle Ehre nützen ohne dich! —

Du biſt mein Glück — und alles andere iſt nur ein Wahn, ein öder, leerer Wahn! —

Eine jähe Bewegung geht durch die Reihen der vor ihm ſtehenden Herren und Damen.

Man macht voll ehrerbietiger Verneigungen dem Kronprinzen Platz, welcher freundlich grüßend und hier und da galante Scherzworte mit den jungen Damen wechſelnd, durch die Menge ſchreitet. Der hohe Herr hat Eckbrecht erblickt und tritt mit huldvollſter Anrede zu ihm heran.

„Nun, mein lieber Graf, ſieht man Sie auch einmal unter anderen Sterblichen? Mit oder ohne Aktenmappe unter dem Arm? — Hut ab vor Ihrem muſterhaften Fleiß! Ich muß geſtehen, daß Sie mir ungeheuer imponieren! Welch großartige Examina haben Sie abſolviert! Das Maturitätsexamen vortrefflich, der Referendar glänzend, wie wird nun erſt der Aſſeſſor ausfallen! Ich muß Ihnen geſtehen, Graf, daß ich in hohem Grade geſpannt darauf bin! Sie haben uns verwöhnt und unſere Erwartungen aufs höchſte geſpannt. — Ihre Vorgeſetzten behaupten: ſelten — oder noch nie ſo geiſt-

volle Arbeiten in die Hände bekommen zu haben, als von Ihnen!"

„Königliche Hoheit urteilen allzu gnädig . . ."

„Durchaus nicht, nur nach Verdienſt. Wie freuen mich Ihre glänzenden Erfolge für Ihre Frau Mutter! Ich habe ſie ja ſtets geneckt, daß ſie ihren Sohn direkt zum Reichskanzler erzogen hat! Ich bin überzeugt, daß dies ein prophetiſches Wort geweſen iſt!"

Der Sprecher reichte ſeinem Protegé herzlich die Hand entgegen: „Nur weiter in dieſem Tempo! Auch Erfolge verpflichten, — ſie bedingen weitere Glanzleiſtungen. Mit Ihrer Geſundheit geht es, wie ich zu meiner Freude höre, ſo ſehr viel beſſer! Das iſt ausgezeichnet! Nun tanzen Sie nicht zu viel, mein junger Freund, ſondern ſchonen Sie mir meinen künftigen Miniſter! Tänzer gibt es genug auf der Welt — große Staatsmänner nicht! — Auf Wiederſehen! Vor Ihrer Abreiſe hoffe ich Sie noch zu ſprechen!"

Der Kronprinz hatte ſehr laut geſprochen und alle Umſtehenden blickten mit einem Gemiſch von Staunen und Hochachtung auf den jungen Grafen, welcher durch ſo viel Anerkennung und Zukunftsprognoſe ausgezeichnet wurde.

Eckbrecht ſelber ſtand mit aufleuchtenden Augen, hochatmend und beglückt, als habe er durch dieſe Worte den Ritterſchlag erhalten.

Sein Herz wallte hoch auf in ſtolzer Freude und die Eitelkeit des Strebertums, welche ſo künſtlich in ihm

genährt und großgezogen war, machte ſich breit in ſeinem Herzen und füllte es momentan ſo völlig aus, daß jeder andere Gedanke in den Hintergrund gedrängt ward.

Ja, ſein Aſſeſſorexamen, — das ſoll, das muß die beiden vorhergegangenen noch bei weitem überragen!

Erfolge verpflichten, — der Kronprinz hat recht. Wie durfte er jetzt an etwas anderes denken, als an ſeine Pflicht!

Noch einmal will ihn der Gedanke an Harriett wie wehe Sehnſucht überkommen, aber er beißt die Zähne zuſammen und ſenkt das Haupt tief aufſeufzend zur Bruſt.

Noch iſt's nicht Zeit an das Glück zu denken, das hat ihm die Anſprache des Kronprinzen eben wieder klar gemacht.

Das erlöſende, beſeligende Wort blieb unausgeſprochen, Lady Balmoral ſah Graf Thum im Gewühl der Tanzenden nicht wieder. — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Noch ſtand das herrliche Bukett, welches Eckbrecht als bräutlichen Strauß für Harriet beſtellt, vor ihm auf dem Tiſch.

Die Blüten waren welk geworden und neigten klagend die Köpfchen, und der letzte Dufthauch, welcher aus den weichen Gardenienkelchen herüberwehte, glich den Seufzern ſterbender Liebe.

Der junge Graf ſaß tief über ſeine Arbeiten geneigt und ſtudierte, und er hob auch jetzt kaum das farbloſe

Antlitz, als ein Diener eintrat und einen Brief neben dem jungen Gebieter niederlegte.

Thum sah flüchtig auf.

Eine Verlobungsanzeige?

Solche Karten sind in der Hochsaison keine Seltenheit. Mechanisch griff er danach und zog das goldgeränderte Papier aus dem steifen Umschlag.

Sein müder Blick flog über die Zeilen, schärfte sich plötzlich und haftete starr darauf.

Weit aufgerissen blickte sein Auge auf die Zeilen, leichenhaft ward die Farbe seines schon so blassen Gesichts.

„Harriett!" rang es sich wie ein leiser, geller Aufschrei von seinen Lippen.

Lady Balmoral hatte sich mit dem Rittmeister von Wendheim verlobt.

Starr, regungslos saß Eckbrecht und hielt das steife Kartenblatt in der bebenden Hand.

Ihm war's, als dringen die schwarzen Buchstaben ein in sein Herz und seine Stirn wie zehrendes, mordendes Gift.

Harriett verlobt!

Sein Glück vernichtet für ewige Zeit.

Ein Aufstöhnen bitterster Qual, — Eckbrecht schlägt die Hände vor das Antlitz und sein schlanker Körper sinkt in sich zusammen wie die welkenden, sterbenden Blumenkelche vor ihm in dem Brautbukett.

Ach, hätte ich gesprochen gestern! Hätte ich das Glück gefaßt und festgehalten!

Unglückſeliger Narr, der ich war, mein Herz unter die Füße zu treten, um auf dem Weg zur Höhe weiterzuſtürmen!

Nun iſt's dahin und verloren, daß holde Maienglück ſeliger Liebe. —

Es iſt zu ſpät.

Und Eckbrecht beißt voll leidenſchaftlicher Bitterkeit die Zähne zuſammen und lacht gell auf —

„Ich habe die Jugend verträumet —
Und habe das Glück verſäumet
Und habe die Liebe verſcherzt . . ."

Herzu ihr Bücher! Herzu Feder und Tinte — ich muß arbeiten — arbeiten — arbeiten!

Graf Eckbrecht Thum hat ſelbſt keine Zeit, unglücklich zu ſein! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Zur Dämmerſtunde war's, zu der ſtillen träumeriſchen Zeit, wo die Sehnſucht und das Heimweh über die Menſchenherzen kommt.

Noch brannte kein Licht in Brunhilds einſamem Gemach; — die ſchlanken Palmen ragten wie dunkle, phantaſtiſche Schatten aus ihren koſtbaren chineſiſchen Kübeln empor, die weißen Marmorleiber der Antiken glänzten geſpenſtiſch dazwiſchen und an den Wänden verſchwanden die Bilder in ihren breiten, mattſchimmernden Goldrahmen.

Brunhild ſaß vor dem Flügel und ließ die Hände voll ſüßer Schwärmerei über die Taſten gleiten.

Der Feuerzauber! — Wie hätte ſie noch andere Motive ſpielen und hören mögen außer der Walküre — außer dem Siegfried, dieſen beiden zauberhaften Idealgeſtalten Wagnerſcher Unſterblichkeit!

Brunhild und Siegfried! —

Sie gehören zuſammen, ſie ſind für einander beſtimmt, und wenn ſich alle Mächte der Welt dagegen auflehnen, wenn Felſen den Weg ſperren und Feuergluten die Einſame umbrennen — Siegfried der Held findet dennoch den Pfad zu ihr, Siegfried kommt und weckt die Schlafende durch ſeinen Kuß, kommt und nimmt die Geliebte zu eigen für Zeit und Ewigkeit!

Der Feuerzauber!

Wie es klingt und ſingt ... wie es lockt und betört ... wahrlich ein ſüßer, unerklärlicher Zauber, welcher Herz und Seele gefangen nimmt.

Kniſtern nicht die Flammen? Sprühen nicht die Funken um ſie her? Rauſcht und glüht es nicht wie blutrot züngelnde Lohe?

Brunhild neigt das Haupt zurück, ein ſeliges Lächeln irrt um ihre zuckenden Lippen.

Hält er ſie nicht im Arm? Brennt nicht ſein Mund ſo heiß und ſo ſüß auf dem ihren ... küßt er ſie nicht wieder ... und abermals ...

Leiſe, wie ein Hauch flüſtern und hallen die Taſten unter ihren Fingern, — ſie hört nicht, daß die Tür ſich öffnet, daß Graf Alexis über die Schwelle tritt.

Er ſteht momentan ſtill und blickt auf ſein Kind, auf

das schöne, liebeverklärte Antlitz, über welches just der Schein der aufleuchtenden Gaslaterne von der Straße draußen fällt.

Ein wunderliches Lächeln geht über des Grafen Gesicht, er nickt vor sich hin, als fände er eine Annahme bestätigt, welche er längst gehegt.

Sie spielt den Feuerzauber! —

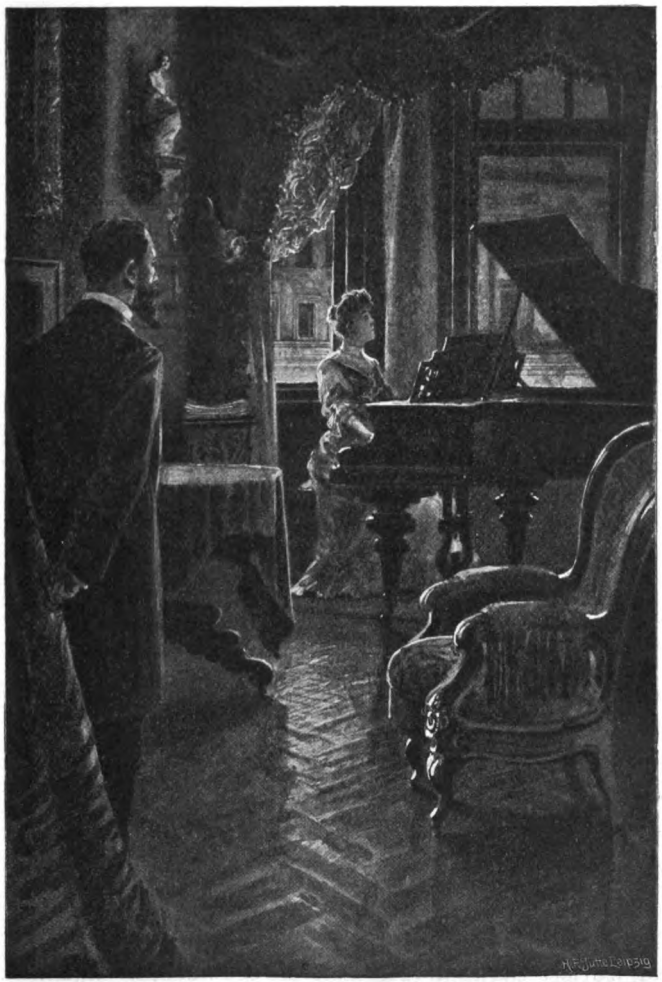
Regungslos verharrt er, bis die Klänge schweigen, bis ein leiser Seufzer von Brunhilds Lippen weht. Da schiebt er geräuschvoll den Stuhl und tritt näher. „Verzeih, mein Liebling, wenn ich dich störe!" sagt er zärtlich und legt den Arm um ihre Schultern, „ich komme in einer Angelegenheit, welche sich nicht gut aufschieben läßt, — hast du Zeit für mich?"

Brunhild lehnt den Kopf zurück an die Brust des Sprechers.

„Wann hätte ich die nicht für dich, Väterchen!" sagt sie weich und faßt seine Hände: „Wie schön, daß du kommst! Ich habe in diesen bewegten Tagen voll Spiel und Tanz so wenig von dir! Soll ich die Lampen entzünden lassen, oder liebst du es auch, ein Dämmerstündchen zu halten?"

„Und ob ich es liebe!" nickte er hastig, „die Straßenlaternen sorgen schon überreichlich für Beleuchtung! Komm' setz' dich zu mir, — ich habe dir etwas mitzuteilen."

Er zieht sie auf das trauliche, kleine Sofa nieder, dessen Blütenmuster auf rosa Atlasgrund matt in dem fahlen Lichtschein erglänzt.



Brunhild hebt jählings das Haupt. „Nachrichten aus Petersburg?“ fragte ſie mit ſtockender Stimme.

Wieder lächelt Graf Alexis, als habe er dieſe Frage erwartet.

„Nein, Liebling, vorerſt noch etwas anderes.“ — Er zieht einen Brief aus der Bruſttaſche und wirft ihn auf das Ebenholztiſchchen an ſeiner Seite. „Ich will mich kurz faſſen, denn die Sache überraſcht dich wohl nicht. Frank Skeuditz hat ſoeben ſchriftlich um deine Hand angehalten! Er ſchreibt zwar ſelber: ‚Comteſſe Brunhild hat mir zwar durch ihr Weſen und Benehmen keinerlei Berechtigung zu dieſem Schritt gegeben, ich ertrage jedoch die Ungewißheit nicht länger und will lieber meinem Glück endgültig entſagen, als noch weiter die Qual meines Hoffens und Harrens ertragen, welches mich nun ſchon ſeit länger als zwei Jahre martert!‘ — Dies ſeine eigenen Worte. Was gedenkſt du darauf zu antworten?“

Brunhild hatte ſich jählings erhoben und ſtreckte die Hände wie in ſchneller ſtolzer Abwehr aus.

„Die Antwort konnte er im voraus wiſſen!“ ſagte ſie herb.

„Es iſt meine Pflicht, dich darauf aufmerkſam zu machen, mein Liebling, daß Frank eine durchaus paſſende Partie für dich iſt. Daß du dich ſchon ſeit langer Zeit abſolut nicht mehr für ihn intereſſierſt, hat ſowohl Mama wie mich ſehr erſtaunt, denn die Damen ſchwärmen eigentlich insgeſamt für den ſchönen, eleganten

Offizier! — Was haſt du an ihm auszuſetzen, Brunhild?“

Sie ſtand vor ihm, die Hände vor der Bruſt gefaltet, das Haupt weit zurück in den Nacken geneigt — und leiſe, wie in ſchwärmeriſcher Erinnerung flüſterte ſie: „Ich denke zurück an jene Stunde, wo ich Frank Skeuditz feige vor der drohenden Gefahr entfliehen ſah, mich preisgebend, ohne die mindeſten Skrupel. Ich weiß, daß es tollkühn von ihm geweſen wäre, ſich ohne Waffe dem wütenden Stier entgegenzuwerfen, und würde ihm ſeine Flucht auch nicht verargt haben, wenn mir Friedel nicht bewieſen hätte, daß es dennoch ſolch einen tollkühnen Wagemut gibt, welcher auch den Kampf mit den Fäuſten aufnimmt! Seit jener Stunde, Vater, habe ich gewußt, wie der Mann ausſehen muß, der einer Brunhild Herz begeiſtern kann! So kühn — ſo reckenhaft — ſo unerſchrocken, ſo hoch und gewaltig wie Siegfried, der Held! — Gleicht Skeuditz ihm? — O nein! Wie ein Schatten vor der Sonne ſchrumpft er trotz all ſeiner Schönheit und Eleganz zuſammen neben dem Bild ſolch männlicher Urkraft, — und du ſelbſt wirſt es zugeben, daß es nur lächerlich wirkt, wenn ein Weib ſeinen Herrn und Gebieter allzuhoch überragt. — Ich bin für einen Frank Skeuditz zu hochgewachſen — und doch will ich einſt emporſehen können zu dem Mann, welchen ich liebe!“ —

„Mama würde aber ſehr glücklich über dieſe Partie ſein!“ wandte Graf Thum noch einmal ein, dieweil ſein

Blick voll verſtändnisinnigen Entzückens an der Tochter hing, welche ſo erregt und immer leidenſchaftlicher geſprochen hatte, daß man ihr Herz durch die Worte ſtürmen hörte.

Brunhild ſank wieder neben dem Vater nieder und ſchlang den Arm um ſeinen Nacken.

„Mama! — Was weiß Mama davon, wie es um meine Ideale beſtellt iſt!“ rief ſie ſchnell atmend. „Ihr kann wohl ein Frank Skeuditz gefallen, — aber du, Vater! ſag' du es mir offen und ehrlich — iſt er auch dein Geſchmack?“ und aufgeregt lachend ſchüttelte ſie das goldſchimmernde Haupt und blickte ihm tief und forſchend in die Augen. „Nein! — beim Himmel nicht! Wie ſollteſt du den ſtolzen Sinn deiner Tochter ſo ganz verleugnen! — Wer eine Walküre ſein Kind nennt, muß auch dem Gott Wotan gleichen, der ſein Walhall nur den Helden aufgetan!“

Graf Alexis lachte. „Du haſt recht, Brunhild, wir beide, die nie im Leben Verſteck miteinander geſpielt, wollen auch jetzt ehrlich ſein! Ich begreife es, daß du den Antrag Franks ablehnſt. Es wäre mir ſelber leid geweſen, mein kühnes und herrliches Kind — du ſiehſt, ich ſpreche à la Wotan! — in ſeinem Arm zu ſehen. — Alſo für Frank ſind die Würfel gefallen. Wo aber, Brunhild — wo findet ſich noch in dieſer mattherzigen, verweichlichten uud ſchwachnervigen Generation ein Siegfried, welcher dein ſtolzes Haupt zu bezwingen vermöchte? Ich fürchte, da iſt keiner, welcher wabernde Lohe durchbrechen wird!“

„Keiner?“ — Brunhild richtete ſich leidenſchaftlich empor, voll jubelnder Begeiſterung klang es von ihren Lippen: „Haſt du jenen einen vergeſſen, der todesmutig durch Glut und Flammen zu mir drang? Jenen einzigen, der keine Gefahr kannte, der nicht verzagte, als alle mich verloren gaben, der ſieghaft durch Rauch und Feuer ſeinen Weg zu mir gefunden? Haſt du ihn vergeſſen, Vater? Nein, beim ewigen Himmel nicht, — denn wenn dir jemals mein Leben lieb geweſen — ſo gedenkſt du deſſen — der es dir erhielt!“ —

Graf Alexis zog die Sprecherin feſter in die Arme und blickte ihr beinahe ſchalkhaft in die Augen. Er ſah weder erſtaunt noch betroffen aus.

„Friedrich Franz Seehofer!“ nickte er, „welch ein Name wäre mir unauslöſchlicher in das Herz geſchrieben wie der ſeine!“

„Du biſt ihm gut, Vater ... auch du achteſt und bewunderſt ihn ...“

„Als braven, mutigen, tapfern Mann ...“

„Der ſich auch im ruſſiſch-türkiſchen Krieg aufs herrlichſte ausgezeichnet hat!“ —

„Er tat's; und ich bin ſtolz darauf, die Hand dazu geboten zu haben! — Was aber hat ein Leutnant Seehofer mit unſerm Geſpräch zu tun? — Es handelt ſich um einen Freier für die Gräfin Thum!“ —

Brunhild bebte leiſe zuſammen. Ihr ſtolz erhobener Nacken beugte ſich, — ihre erſt ſo ſtrahlenden Augen verſchleierten ſich hinter den dunklen Wimpern.

„Vater!“ — wie ein leiſer, ſchluchzender Seufzer erklang es.

Feſt und innig zog ſie der Kammerherr an ſeine Bruſt. „Iſt gar Friedel der Siegfried, auf welchen meine Walküre wartet?“ flüſtert er.

Ihre Hände zuckten in den ſeinen, — einen Augenblick rang ſie wie in atemloſer Qual und Bangigkeit gegen ſich ſelbſt, — dann aber richtete ſie ſich empor, ſo hoch und majeſtätiſch, als wachſe ihre ſchlanke Geſtalt in Paradieſeshöhen des Glücks empor. —

„Ja, Vater, er iſt's! — ihn liebe ich — und nie einen andern! — ſo wahr mir Gott helfe! — Gehütet habe ich das ſüße Geheimnis im tiefſten Herzen, nicht geglaubt habe ich an meine Liebe, bis Weh und Todesangſt ſie mich erkennen lehrten! — Keinen anderen Gedanken kannte ich mehr, als ihn — kein anderes Gebet klang mir mehr aus tiefſtem Herzensgrund wie das heiße Flehen: ‚Herr Gott im Himmel, ſchütze ihn!‘ — Keine Nachricht, keine Zeile ward mir von ihm, kein Liebesgruß aus fremdem Land, — Jahr um Jahr verging — ich hörte nichts mehr von ihm, und dennoch ſtarb meine Liebe nicht, dennoch flammt ſie mir heiß und treu voll ſeliger Hoffnung und frommen Glaubens im Herzen!“ —

Sie hielt einen Augenblick inne, der Graf aber fragte, als ob dies alles ganz ſelbſtverſtändlich ſei: „Und warum ſagſt du es mir erſt heute, Brunhild?“

„Warum? Ja, warum ſage ich es dir überhaupt?

Warum kommt es mir ſo plötzlich über die Lippen, was ich ſeit Jahren als tiefſtes und ſeligſtes Geheimnis im Herzensgrund gehütet? — Weil es juſt heute über mich gekommen iſt, ich weiß es ſelber nicht wie, Vater! Weil ich es nicht mehr allein ertragen kann, dieſes qualvolle Harren auf eine Nachricht, weil du es ja doch einmal wiſſen mußt, du, der du mich verſtehſt und begreifſt wie ſonſt kein anderer Menſch auf der Welt! Ich weiß, daß du Friedel ſeit jeher gut geweſen biſt, daß du dich für ſein Schickſal intereſſierteſt, daß du mir nicht zürnen wirſt, weil er es iſt, deſſen Bild mir ſo unauslöſchlich im Herzen lebt! — Warum teilte mir Tolſtoff ſchon ſeit länger als einem Jahre nichts von ihm mit? Warum kam er nicht, wie er ehemals an Eckbrecht ſchrieb? Warum bleibt er ſo lange noch in Rußland? — Ich fragte bei ſeinen Eltern an, — ſie wiſſen ſelber ſo wenig von ihm, ich bat Eckbrecht zu ſchreiben, aber auch er erhält keine Antwort!" — Die Sprecherin war abermals neben dem Grafen niedergeſunken und lehnte ihr ſchönes Haupt gegen ſeine Schulter, — wie im Fieber glänzten ihre Augen und ihre Hände bebten in den ſeinen. Ja, abends in der Dämmerzeit — wenn das Heimweh und die Sehnſucht kommt, dann ſchmilzt auch das ſtärkſte Herz in ſüßer Wehmut dahin, dann wird es offen und weit und aus tiefſter Tiefe ſtrömt es empor, was ſonſt kein Auge geſehen und kein Ohr gehört hat, — — abends in der Dämmerzeit, wenn die Sehnſucht kommt . . .

Graf Alexis ſtrich liebevoll mit der Hand über ihr duftiges Blondhaar.

„Du haſt ihn lieb, Brunhild? — und du willſt die Seine werden, auch wenn er dir nichts bietet wie ſein tapferes, kühnes Herz, ſeinen mutigen Arm, — kein Geld und Gut, kein Wappenſchild und keine Titel?“

Wie leiſer, ſchluchzender Jubel klingt ihr Lachen. „Ach, daß er käm', wie einſt! Fragte ehedem Brunhild nach einer Krone auf des Siegfrieds Haupt? Sie liebte nur ihn, den Helden, der kein Fürchten gelernt!“

Ein tiefes Aufatmen hob des Grafen Bruſt. „Nnu weiß ich, daß deine Liebe kein Wahn, ſondern großer, heiliger Ernſt iſt, daß ſie in Wahrheit deines Lebens Glück und Inhalt iſt! O Brunhild, glaubteſt du, ich ſei ſo blind geweſen, nicht längſt in die geheimen Tiefen deiner Seele zu ſchauen und es zu ahnen, was du uns allen voll ſpröden Stolzes verbergen wollteſt? — Nur abwarten und prüfen wollte ich, ob der Traum wohl zur Wahrheit werden könne. Sieh, Brunhild, mir iſt es ſeit langem zu Mute geweſen, als müſſe es einſt ſo kommen, als müſſe ſich noch für das Leben zuſammenfinden, was mir im Herzen ſo lieb war. — Friedel hat mir von Kindesbeinen auf ſo gut gefallen, und ſeit jener Nacht, als er dich, mein Liebſtes, ſo heldenhaft kühn, wie durch ein Wunder Gottes aus den Flammen rettete, als er dann ſo beſcheiden, ſo friſch und frank vor mir ſtand, und nichts anderes erbat als die Möglichkeit, ſein Glück aus eigener Kraft zu erkämpfen, da habe ich

ihn lieb gehabt, wie einen eigenen Sohn. Sein Geſchick hat mich intereſſiert, als ſei es mein eigenes. Heimlich habe ich ihn beobachtet, ſein Tun und Handeln ward mir berichtet, ich war über alles orientiert, was ihn betraf, und Gott im Himmel ſei gedankt, ich konnte ſtolz auf ihn ſein! Brav und wacker hat er ſich gehalten, voll Schneid und Ehrenhaftigkeit iſt er den Weg zum Glück gegangen, er hat nicht nur die Erwartungen und Hoffnungen, welche ich in ihn ſetzte, glänzend erfüllt, ſondern ſie ſogar bei weitem übertroffen. Ahnſt du, daß er Ritter des Wladimirordens geworden iſt?“ —

Atemlos, mit ſtockendem Herzſchlag hatte die junge Gräfin gelauſcht, jetzt hob ſie jählings das Haupt: „Er bekam noch vor der Schlacht bei Schipka eine Dekoration . . .“

„Ganz recht; die erſte, der Wladimir-Orden folgte ſpäter an Stelle eines Ehrenſäbels, welchen Skobelew ihm zugedacht hatte“ —

Ein leiſer Jubel rang ſich von Brunhilds Lippen, ſie breitete wie in ſtolzer Seligkeit die Arme aus, — ihre Lippen zitterten, aber ſprachen nicht.

„Weißt du, welche Bedeutung der Wladimir-Orden hat?“

Sie ſchüttelt ſtumm das Haupt. —

„Er verleiht den erblichen Adel. — Der Knappe kehrt als Ritter heim!“ —

Ein Lächeln verklärt ihr Antlitz, ihr Blick bekommt

etwas Weiches, Verſchwommenes, als ſchaue er in weite, weite Ferne.

„Als Ritter", flüſtert ſie, „er kehrt als Ritter heim!"

„Sein Übertritt in die deutſche Armee iſt in dieſen Tagen bereits erfolgt, und das Glück ſcheint ihm auch in ſeinem Vaterlande treu zu bleiben, wie ich höre, iſt er ohne den mindeſten Nachteil in einem Kavallerie-regiment einrangiert worden."

Sie atmet tief auf, ſie ſcheint von allem nur eins gehört zu haben —: „Er kehrt heim!" —

Und plötzlich erfaßt ſie die Bedeutung dieſes Wortes in ſeiner ganzen vollen Seligkeit.

„Vater!" jauchzt ſie mit bebender Stimme auf und ſchlingt die Arme um ſeinen Nacken: „Ach, warum haſt du mir das alles nicht ſchon längſt geſagt?!"

Der Graf lächelt.

„Weil es mir leid um den Friedel geweſen wäre, wenn er als Träger eines Wappenſchildes beſſer von dir empfangen worden wäre wie ohne ein ſolches. Ein Mann wie Sechofer verdient es, um ſeiner ſelbſt willen geliebt zu werden, und meine Brunhild kann nur wahrhaft glücklich werden, wenn ihr Herz, ihr volles, ſtolzes, reiches Herz die Ehe ſchließt, nicht aber Eitelkeit oder Vernunft. Und darum wollte ich erſt erforſchen und ergründen, wie ſehr das Herz dem tapferen jungen Helden entgegenſchlägt!" — Der Sprecher küßt zärtlich die glühenden Wangen ſeines Lieblings. „Nun bin ich meiner Sache wohl gewiß! — Brunhild, die Hehre,

träumte von dem Kuß ihres Siegfrieds, ehe denn ſie wußte, daß das Adelskleinod auf ſeiner Bruſt erglänzt. — Nun mag er in Gottesnamen kommen!"

„Wann kommt er?" —

„Das weiß ich nicht. Ob er überhaupt zu uns zurückkehrt, du mußt das beſſer ermeſſen können wie ich!"

Da wirft ſie beinahe ungeſtüm voll jubelnder Seligkeit das ſchöne Haupt zurück und lacht unter Tränen: „Ja, er kommt — er muß kommen! Gäbe es noch Treue auf der Welt, wenn er ſie nicht hielt?" — Und plötzlich fliegt es wie ein banger Schatten über ihr begeiſtertes Antlitz, ſie umfaßt die Hände des Vaters mit krampfhaftem Druck. „Wie wird Mama ihn empfangen?" —

„Wenn er als Freier vor ſie tritt und um die Hand ihrer Tochter wirbt?" — ein ſonniger Blick bricht aus Graf Thums Augen, — „nun, ich denke ſo, wie es ſich für den Retter ihres Kindes geziemt. Wie beklagte ſie es ſelber ſo oft, daß ſie Friedel noch nicht für ſeine mutige Tat danken konnte, — nun wird ihr die Gelegenheit geboten, dieſe in ſchönſter Weiſe zu belohnen. Daß er vor Mamas Augen als ein Leutnant von Sechofer treten wird, iſt mir, ich gebe es ehrlich zu, — eine große Beruhigung und Genugtuung, und das er aller menſchlichen Berechnung nach eine recht glänzende Carriere vor ſich hat, deucht mir meinem ehrgeizigen Frauchen gegenüber beinahe noch wichtiger. Mama iſt über all ſeine Auszeichnungen genau orientiert und ſie

haben ihr ſehr imponiert, — wer wüßte derartige Erfolge wohl beſſer zu ſchätzen wie deine Mutter! — Und ſo hege ich nun voll inniger Freude nur den einen Wunſch, Friedel bald in die Arme ſchließen zu können, — zu unſer aller Glück und Freude!“ —

— — — — Der Graf war gegangen und Brunhild hatte dem Diener, welcher eintrat, die Lampen zu enzünden, haſtig gewehrt. —

Es war ſtill und dämmerig in dem hohen Gemach, und nur das Flackerlicht der Gaslaterne draußen huſchte über die ſchlanke Mädchengeſtalt, welche lange regungslos am Fenſter ſtand und mit gefalteten Händen zu dem dunklen Nachthimmel emporblickte, an welchem die Sterne blitzten wie eine ſtumme Sprache glückſeligſter Verheißung! —

XXVII.

Heil Sonne dir! — —
— — — O Siegfried! Siegfried!
Siegendes Licht!
Dich liebte ich immer!

Richard Wagner.

Die Bemühungen, welche von den maßgebendſten und einflußreichſten Perſönlichkeiten ausgingen, Seehofer möglichſt günſtig in der deutſchen Armee zu plazieren, zogen ſich wohl noch kurze Zeit hin, waren aber ſchließlich vom beſten Erfolge gekrönt und bewieſen es abermals, daß der Hieſel ein großes, prophetiſches Wort ausgeſprochen hatte, wenn er ſchon vor langen Jahren von ſeinem Bübli behauptet hatte: „Dem ſchlagt nix fehl!“ —

Friedel war mit ſehr vorteilhaft datiertem Patent in ein ſüddeutſches Huſarenregiment eingeſtellt, und es war wohl anzunehmen, daß er durch ſeine mehrjährige Tätigkeit als Adjutant dazu prädeſtiniert ſei, auch in dem neuen Regiment bald in die günſtige Adjutantencarriere einzulenken.

Das Schickſal hatte ihn mit kühnem Sprung aber-

mals auf die geebnetste Bahn gestellt, ob er diese nun langsam geradeaus marschieren, oder voller Schneid die Leiter, welche zwar steil — aber schneller emporführt, erklimmen wollte, das hing von ihm selbst, seinem Fleiß und seinen Fähigkeiten ab, und Friedel war der Mann dazu, es der Göttin Fortuna zu beweisen, daß sie ihr Füllhorn über keinen Unwürdigen ausgoß. —

So kam der Tag heran, an welchem er von Petersburg Abschied nahm.

Abends zuvor hatte er Katjuscha Michailowna noch einmal in der Oper gesehen.

Sie schien aufs höchste ergrimmt, daß das edle Wild, welches sie mit erhobener Lanze verfolgte, keck durch die Lappen ging, um in anderem Revier einem noch viel angenehmeren, ruhigeren und vorteilhafteren Dasein entgegenzugehen.

Ihr haßentstelltes Gesicht, welches unter dem Einfluß maßloser Leidenschaft geradezu häßlich geworden war, wandte sich ihm mit funkelnden Augen zu, seine schöne, stattliche Gestalt einen Augenblick zu mustern, dann kehrte sie sich brüsk ab und wandte ihm den Rücken.

„Die schöne Katjuscha ist enttäuscht von Ihrem Rückzug!“ flüsterte ihm einer seiner bestbefreundeten Kameraden zu, „den hat sie nicht erwartet. Sie ließ sich in letzter Zeit zu oft in die Karten sehen. Merkten Sie in der Tat nicht, was sie bezweckte? Sie unterminierte

Ihnen den Boden, damit Sie in Ihrer Angst und Hülflosigkeit desto sicherer ihr zu Füßen niedersinken sollten! — Diese Genugtuung, den Widerspenstigen in ihren Armen zu sehen, haben Sie ihr vereitelt. Es ist gut, daß Sie schon morgen reisen, wer weiß, ob sie nicht noch mit Gift und Dolch gearbeitet hätte, — zutrauen kann man es dem fanatischen Weib!" —

Gräfin Katjuscha Michailowna schien nur noch Interesse für die Bühne zu haben, über den Fächer hinweg schweifte jedoch ihr Blick wieder und immer wieder zu dem „deutschen Schwärmer", welcher sie in Stjasno-Kralch so infam düpiert hatte, voll verzehrender Glut hinüber.

Und plötzlich ward ein Sessel geräuschvoll zurückgestoßen, die seidenen Röcke rauschten und eine Logentür schlug hart hinter der Davonstürmenden in das Schloß.

„Was ist geschehen?" flüsterte man.

„Gräfin Katjuscha Michailowna hat Weinkrämpfe bekommen!" —

„Ah — einen Accident?!" —

„Seltsam, — so plötzlich?!" —

„Oh, die Oper ist auch angreifend, — so traurig! Alles stirbt!" — so flüsterte es momentan durcheinander, Seehofer richtete sich aber hoch auf und sein Blick schweifte wie in weite Fernen. — „Du bist gerächt, Dimitri!" zog es wie stolze Genugtuung durch seine Gedanken.

Wenige Stunden später reiste er ab.

Es war zu früher Stunde, der Morgen dämmerte kaum herauf, und der junge Offizier schritt, in seinen Mantel gehüllt, durch die stillen Straßen Petersburgs, dem Bahnhof entgegen. Das flutende Leben der Nacht hatte aufgehört und der Verkehr des Tages noch nicht recht begonnen es war verhältnismäßig ruhig und menschenleer ringsum.

Plötzlich hallte ihm lebhaftes Rufen, — Sprechen und Lärmen entgegen.

Vor der Treppe, welche zu einem übelbeleumundeten Tanzlokal emporführte, stauten sich Passanten und Polizisten um den regungslos ausgestreckten Körper einer Frau.

Seehofer wollte, aufs unangenehmste berührt, hastig vorübereilen, da fiel sein Blick auf das geschminkte, todesstarre Gesicht der Leiche, welches von einer Laterne grell beschienen ward. Betroffen schreckte er auf und trat unwillkürlich herzu.

Wera! die schöne Wera, welche er zuletzt als barmherzige Samariterin, voll rührender Demut arbeitend, in dem Eisenbahncoupé gesehen hatte, Wera — welche den Kosak Palschik liebte ...

„Was ist's mit ihr?" — fragte er entsetzt einen der Polizisten.

Dieser zuckte gleichgültig die Achseln.

„Immer das alte Lied, mein Herr, — das Ende eines Romans. Sie ist wohl dem Mann davongelaufen, er hat ihr aufgelauert und sie an der Tür des üblen

Lokals erſtochen, — ſeine Leiche haben wir eben ſchon von dem Laternenpfahl abgeſchnitten, ſchade darum, — ein ſchmucker Burſch', ich kannte ihn von früher, er hat als Koſak mit gegen die Türken gefochten, — dann ſoll er plötzlich aus Kaſanlick deſertiert ſein, — man ſagt, mit einer von den Krankenpflegerinnen, — und nun ſcheint er ſich wieder an eine Dirne gehängt zu haben, ... da liegt er ... wollen Sie ihn ſehen?" —

Friedel ſchüttelte ſtumm den Kopf, grüßte und ſchritt weiter. —

Ja das war das Ende vom Lied ... — und das war der letzte Eindruck, den er von Petersburg mitnahm. —

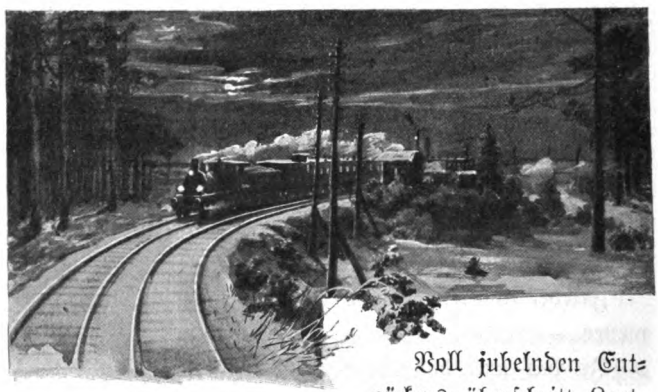
Er atmete tief und erleichtert auf, als der Zug mit ihm davonbrauſte, der Heimat entgegen. Hinter ihm lag finſtere Nacht — vor ihm jedoch ging hell und flammend eine Sonne auf, die hüllte den dunklen Tannenwald in lodernde Gluten, daß es ausſah, als ſei er in die wabernde Lohe verwandelt, darinnen Brunhild in tiefem Zauberſchlafe ruht und ihres Erweckers harrt. —

Brunhild! Brunhild!

„Durch brennendes Feuer
Fahr' ich zu dir — —"

*

* *



Voll jubelnden Entzückens überſchritt Leutnant von Seehofer, der Beſitzer eines anſehnlichen Vermögens, die Grenze und ſein Blick ſchweifte noch einmal zurück, voll Dank und Verehrung ein Land zu grüßen, welchem er ſo viel des Glückes verdankte. —

Lebe wohl, Rußland! —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

In ſtrahlend hellen Lichtglanz getaucht lagen die Straßen der ſüddeutſchen Reſidenzſtadt M.

Schneeflocken wirbelten durch die Luft und die Paſſanten haſteten und drängten aneinander vorüber, dem ſchneidenden Nordoſt zu entrinnen.

Ein beſonderes Leben und Treiben herrſchte heute, ein erhöhter Wagenverkehr, ein geſchäftiges Hin nnd Her, und der junge Huſarenoffizier, welcher in einem der erſten Hotels abgeſtiegen war, erfuhr von dem Kellner, welcher

ihn wohl auch für einen von auswärts geladenen Gast des Landesherrn hielt, daß heute der zweite große Hofball im Palais stattfände und daß das Fest sicherlich ein besonders schönes und glänzendes werden würde, da sich beinahe der gesamte Landadel dazu eingefunden habe.

Seehofer blickte ein wenig betroffen auf.

— Hofball? — das traf sich ja recht fatal. Er hatte beabsichtigt, heute abend noch seine Aufwartung im Thumschen Hause zu machen, denn das Herz brannte ihm in sehnendem Verlangen, die Heißgeliebte wiederzusehen.

Er begriff es jetzt selber nicht, wie er die jahrelange Trennung ertragen konnte.

Seit er die teuren heimatlichen Alpen hatte ragen sehen, seit er Eltern und Geschwister in jubelnder Glückseligkeit in die Arme geschlossen, war es über ihn gekommen wie ein leidenschaftliches Sehnen, wie ein unaussprechliches Heimweh nach ihr, welcher all sein Denken und Sinnen gegolten hatte.

Mit zitterndem Herzen hatte er es unauffällig erforscht, daß Brunhild noch nicht verlobt sei, und nun trieb ihn seine fiebernde Unruhe nach M., um nicht etwa zum Schluß noch all sein Glück zu versäumen.

Keine Minute wollte er verlieren sie wiederzusehen, in ihren Augen zu lesen, ob er vergessen sei oder nicht.

Er hatte vierzehn Tage Urlaub, die wollte er benutzen, viel im gräflichen Hause zu verkehren, es mit taktvoller Zurückhaltung zu erforschen, ob er wohl als Freier anklopfen dürfe, oder ob die lange Zeit der

Trennung ſie entfremdet und Brunhilds Loſe anders gemiſcht habe.

Nun hörte er von dem Hofball und blickte voll herber Enttäuſchung nachdenklich vor ſich nieder.

Selbſtverſtändlich beſuchte Graf Thum mit ſeinen Damen das Feſt, und die letzteren ſind wohl jetzt ſchon im Toilettenzimmer beſchäftigt und empfangen keinen Beſuch mehr.

Auf eine Anfrage kommt es immerhin an.

Friedel ſprang in einen Wagen und fuhr vor dem eleganten Hauſe des Grafen Thum vor.

„Beſuchen die Herrſchaften den Hofball?“ fragte er den Portier.

„Sehr wohl, Herr Leutnant.“

„Auch der junge Herr Graf?“

„Hochderſelbe iſt vergangene Nacht nach Madrid abgereiſt!“

„Ah!“

„Darf ich aber nicht durch die Dienerſchaft melden laſſen?“

„Nein, danke Ihnen. Ich komme morgen wieder.“

Seehofer grüßte und wandte ſich zu dem Wagen zurück, einen Augenblick überlegend, — wohin? —

„Nach dem Theater!“ entſchied er kurz entſchloſſen. Dort kam er am beſten über die Zeit hinweg.

„Was wird gegeben?“ fragte er einen Schutzmann, welcher neben dem Theaterportal ſtand.

„Siegfried, Herr Leutnant, von Richard Wagner!“

„Siegfried!“ wiederholte der Huſar überraſcht. „Da wird es ſchwer halten, ein Billet zu bekommen?“

Der Schutzmann lachte: „Heute? O bewahre! Heute ſteht das halbe Theater leer, — und die Logen wenigſtens ſicher, wir haben ja Hofball heute und die ganze Ariſtokratie fehlt infolgedeſſen!“

„Richtig; daran dachte ich nicht! Danke Ihnen!“

Friedel griff abermals ſalutierend an die Mütze und trat an die Kaſſe, nahm ein Logenbillet und ſtieg nachdenklich die Stufen der Treppe empor.

Er kam ſpät, der erſte Akt war ſchon zur Hälfte vorüber, da die Aufführung früh begonnen hatte.

Der Schutzmann hatte recht. Die Logen waren leer und auch der erſte Rang wenig beſetzt, er hatte an der Kaſſe gehört, daß außer dem Hofball auch ein größeres Künſtlerfeſt ſtattfinde.

Friedel ſetzte ſich in dem Dämmerlicht der Loge nieder und ſchaute auf die Bühne herab, aber es war als ob weder die Handlung noch die Muſik ihn zu feſſeln vermöchten, ſeine Gedanken irrten zurück — er verſank in tiefes Sinnen. Jener Siegfried drunten war er, den man ſo oft im Scherz den „Siegfriedel“ genannt, — und jener ſonnedurchleuchtete Wald iſt ſein geliebter Wald bei Kochenhall, wo all das holde, zauberhafte Weben und Klingen ſein Herz berückt, wo es ihn in ſüße Bande der Liebe ſchlug, wo auch jedes Vöglein ihm zuzwitſcherte von einer lieblichen Maid auf hohem Fels, — von einer Brunhild! —

Brunhild! —

Welch eine leidenſchaftliche Sehnſucht überkommt ihn abermals, — wie fällt all dies wonneſame Singen und Klingen gleich zehrender Glut in ſein Herz. Mechaniſch blättert er in dem Textbuch — er ſucht das ... Ende vom Lied!

„Durch brennendes Feuer
Fuhr ich zu dir —
Nicht Brünne noch Panzer
Barg meinen Leib!
Nun brach die Lohe
Mir in die Bruſt!
Ein zehrendes Feuer
Iſt mir entzündet,
Die Glut, die Brunhilds
Felſen umbrannt!"

Seehofer atmet ſchwer auf. Ja, Siegfried, ja! So iſt es ihm auch geſchehen, — ſo haben die Flammen, welche um Brunhild loderten, auch ihn erfaßt!

„O Siegfried! Siegfried!
Siegendes Licht —
Dich liebt ich immer!"

Ach, daß es auch ſeine Brunhild ihm entgegenjauchzen möchte!

Schrieb Eckbrecht nicht, daß ſie die Oper „Siegfried" ſo ganz beſonders liebte? Daß ſie keine Vorſtellung verſäumte? —

Wo biſt du, Brunhild? Fühlſt du nicht, daß all meine Gedanken dich voll zehrender Glut rufen?

Wo bleibst du? — Jene Worte, welche Siegfried voll süßen Sehnens nach einem Weibe drunten singt, gelten dir! —

Warum zögerst du, Brunhild?

Langsam rauscht der Vorhang nieder, das Haus erstrahlt im Licht — endloser Beifall durchjubelt es.

Seehofer blickt starr geradeaus, — sein Blick weilt mechanisch auf der gegenüberliegenden Loge — und da sieht er plötzlich, wie aus dem unklaren Hintergrund eine hohe, schlanke Frauengestalt tritt, momentan sich über die Brüstung neigt und lebhaft applaudierend zur Bühne hinabschaut.

Seehofer zuckt jählings empor und starrt sie mit stockendem Herzschlag an.

Dieses goldschimmernde Haupt . . . diese königliche Haltung . . . dieses weiche Oval des Gesichts . . .

Sie scheint in großer Toilette zu sein, welche ein pelzverbrämter Umhang verhüllen soll . . .

Jetzt weicht sie wieder zurück, — ihr Antlitz wendet sich einen Augenblick dem Publikum zu, — und Friedel erhebt sich wie ein Träumender und starrt sie an. —

„Brunhild!!" — will es sich wie ein Wonneschrei von seinen Lippen ringen, aber er beherrscht sich, er preßt die Hände gegen die Brust und atmet kaum. Das holde Gnadenbild ist auch schon wieder entschwunden, Gräfin Thum hat sich weit zurückgesetzt, um nicht gesehen zu werden.

Sie beabsichtigt fraglos, den Hofball erst nach der

Oper zu beſuchen, ſie will „Siegfried" nicht verabſäumen und ſich an den ſüßen Zauberklängen — an den lodernden Flammen, welche ſolch ſelige Erinnerungen wecken, berauſchen. Wahrlich, will ſie das? Iſt ihr die Erinnerung an jene Feuernacht in Kochenhall, an den Augenblick zwiſchen Leben und Tod, wo ſeine Lippen in jauchzender Liebesnot auf den ihren brannten — iſt ihr dieſe Erinnerung ebenſo teuer wie ihm? —

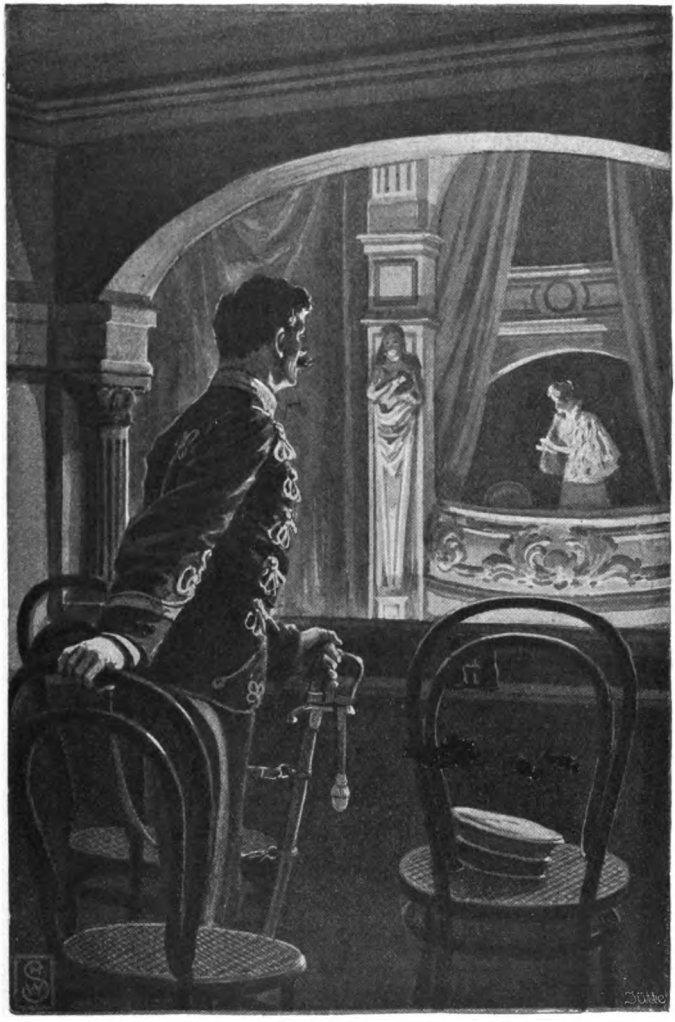
Wie kann er zweifeln! — Wäre ſie ſonſt hier?

Ach, daß er ſie ſehen — daß er in ihrem ſchönen Antlitz die Empfindungen leſen könnte, welche der jetzt folgende — letzte Akt in ihr erweckt! —

Einen Augenblick zögert Friedel, dann überkommt es ihn mit leidenſchaftlicher Gewalt, er will nicht nur, — nein, er muß in ihrer Nähe ſein, — muß ſie mit den Blicken umfaſſen, — muß den ſüßen Hauch ihres Atems fühlen . . .

Der Zwiſchenakt iſt vorüber, er verläßt haſtig die Loge, durcheilt Foyer und Treppe und öffnet nach wenigen Minuten die Tür zu Brunhilds Loge. Der Vorhang iſt ſchon wieder emporgerollt — Brunhild hat ſich vorgeneigt und lauſcht wie verklärt hinab.

Sie bemerkt es gar nicht, daß jemand eintritt. Sie wendet auch das Haupt nicht zurück, — und Seehofer ſteht, nur wenige Schritte entfernt, hinter ihr, und ſein Blick haftet wie trunken vor Entzücken an ihrem Antlitz, welches die volle, wehmütig-ſüße Erregung ihres Herzens ſpiegelt.



Da lodert der rote Flammenſchein auf der Bühne, da liegt das ſchlafende Weib inmitten der wabernden Lohe, und die zaubermächtigen Klänge fallen wie gewaltige Funken in die Herzen der Hörer. Brunhild hat ſich unwillkürlich aufgerichtet — ſie drückt wie in leidenſchaftlicher Erregung die Hände gegen die Bruſt, ihre Lippen beben wie in namenloſem Entzücken und ihre Augen leuchten in beinahe überirdiſchem Glanz.

Flammen! — abermals Flammen ringsum — und Brunhild ihm ſo nahe wie damals in dem brennenden Gemach ... und ihre Herzen ſo liebeſehnend und liebeheiß wie noch nie zuvor ...

Seehofer weiß nicht, was er tut — er iſt nicht mehr Herr ſeiner ſelbſt, — er fühlt Glut und Feuer in ſeinen Adern, — er ſieht nur Brunhild, die Einzige, Heißgeliebte!

Er macht eine jähe, leidenſchaftliche Bewegung er hebt wie in trunkener Wonne die Arme ... da wendet ſie erſchreckt das Haupt und ſtarrt ihn an ...

Einen Augenblick ... und ein leiſer, unartikulierter Laut ringt ſich von ihren Lippen, — ſie erhebt ſich ... die ſeidene, goldflorüberrieſelte Schleppe rauſcht vor ihren Füßen, ſie taſtet wie ſchwindelnd nach ihrer Stuhllehne ...

„Siegfried!“ flüſtert ſie. — „Friedel ... du?“

Da ſteht er neben ihr und faßt fieberno vor Glut ihre Hände —

„Durch brennendes Feuer —
Fuhr ich zu dir —
Nicht Brünne noch Panzer
Barg meinen Leib!
Nun brach die Lohe
Mir in die Bruſt!
Ein zehrendes Feuer
Iſt mir entzündet,
Die Glut, die Brunhilds
Felſen umbrannt!“

Er flüſtert es ihr zu wie trunken vor Liebe und Glückſeligkeit, — ſeine Augen flammen ſo nahe den ihren, ſeine Lippen neigen ſich in ſtummem Flehen — ſo heiß — ſo durſtend wie damals . . . und drunten auf der Bühne neigt ſich Siegfried über das ſchlafende Weib und küßt es!

Da zittert ein leiſer Laut, wie der Seufzer eines im Glück brechenden Herzens zu Friedel empor, zwei weiße, glänzende Arme ſchlingen ſich um ſeinen Hals, — ein goldſchimmerndes Haupt ſinkt an ſeine Bruſt — — und Seehofer umfaßt die ſchlanke Geſtalt, zieht ſie noch tiefer zurück in den Schatten der Loge und küßt Brunhilds Lippen.

Und wie drunten die ſchlummernde Walküre die Augen öffnet und neu zu Licht und Leben erwacht, ſo weicht auch Gräfin Thum in jauchzendem Entzücken von dem Geliebten zurück, breitet die Arme aus im Übermaß der Seligkeit und wiederholt leiſe, mit begeiſtertem Blick die

Worte, welche ihre Namensſchweſter drunten jauchzt —: „Heil, Sonne, dir!“ — —

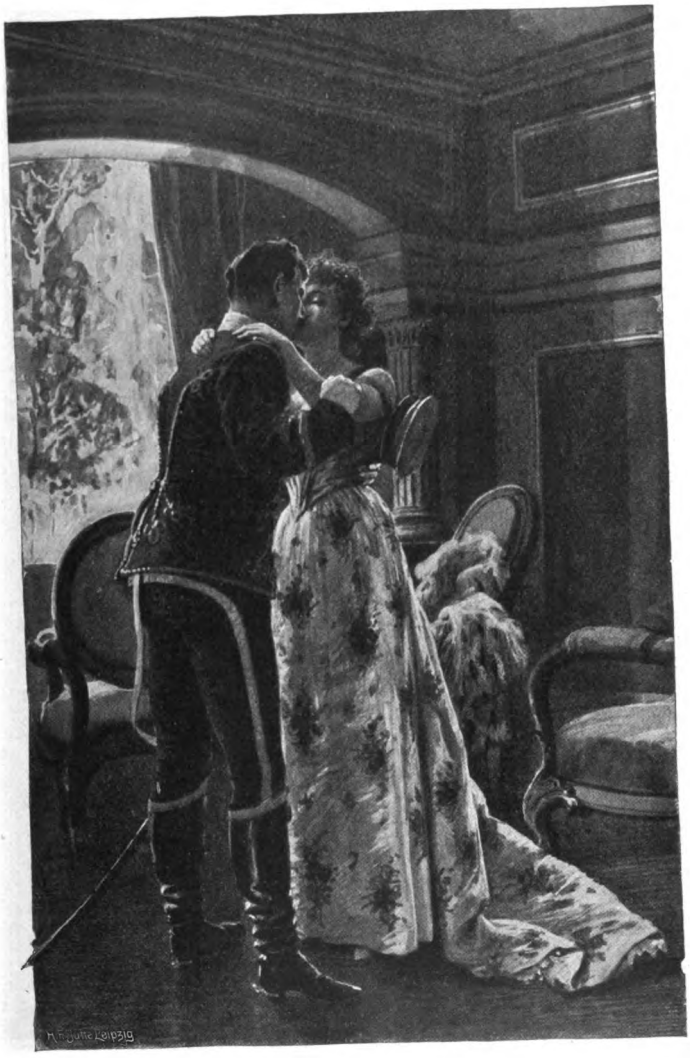
Ja, die Sonne war wie Purpur und Gold ſieghaft über ihm aufgegangen, mit einem einzigen Strahl hatte ſie alle Schatten und Nebel, die Zweifel und alles Hangen und Bangen, überwunden. Dahin waren alle Pläne, — alles was ſich Friedel vorgenommen an Forſchen — Abwarten — formellem Werben und Freien, — eine einzige Minute hatte leuchtenden Sieg gebracht! —

Heil, Sonne, dir! —

Still und dämmerig war es in der Loge, kein Späherauge hüben und drüben, — weltentrückt und alles vergeſſend ſaßen ſie Hand in Hand — und die wundervollen Liebesklänge rauſchten über ihre zitternden Herzen dahin wie goldene Flammenwogen, in welchen alles verſinkt, was an Leid und Weh der Trennung hinter ihnen liegt.

„O Siegfried, Siegfried!
Siegendes Licht,
Dich liebt ich immer!“ —

Da ſtieg ſie noch einmal empor die Erinnerung an das Waldweben, das Flüſtern und Klingen des einſam ſtillen Hochwaldes in der Alp, an all die lieben unvergeßlichen Stunden, in welchen jenes Siegfrieds Heldenkraft und kühner Mut das ſtolze Herz einer Brunhild gewonnen.


M. Auguste Leipzig

Und die drei roten Nelken von des Tonis Grab glühten auf Seehofers Bruſt, ſeine Rechte umſchloß leidenſchaftlicher die ſchlanke Hand der Geliebten.

Er gedachte daran, wie er ſie damals, auf dem Gieshüblerhof im Arm gehalten, wie ſie ihm als wonnigſte Alproſe in der geliebten Gebirgstracht der Heimat entgegengetreten war, und die alten, trauten Klänge der Mutterſprache traten ihm ganz unbewußt auf die Lippen, er küßte wieder und wieder mit leuchtenden Augen ihr ſchönes Antlitz und flüſterte mit ſtockendem Herzſchlag:

„Brunei, mein Brunei, mein lieber Schatz!“

Da lächelte ſie zu ihm auf und antwortete leiſe, ganz leiſe wie im Traum: „Gern hab' ich dich, gern wie nix anders auf der Welt im Leben und Sterben!“ —

Da war es Friedel erſt, als habe er ſein Glück wahrlich gefunden, als ſtrahle es ihm nun erſt mit den goldenen Augen echter Liebe und Treue entgegen, — nun war er wirklich daheim, nun tat ſich der Himmel auf über ihm, nun fehlt nichts mehr an aller Wonne, — nun war er mit ſeines Gottes gnädiger Hilfe — am Ziel!

* *

*

Die Hochzeit des jungen Paares fand auf Seehofers ſpeziellen Wunſch, welcher auch den vollen Beifall ſeiner Braut fand, auf Kochenhall ſtatt, und nie hat ſo viel unbeſchreiblicher Jubel das ſtille Alpental durchhallt wie an dieſem Tag.

Da ſah man ſo recht, wie treu und begeiſtert die braven Bergbewohner das Andenken Friedels im Herzen bewahrt hatten, wie ſeine Hochzeit keine enge Familienfeier, ſondern ein Volksfeſt wurde, an welchem Alt und Jung, ſoweit wie Bauernhof und Sennhüte reichten, voll Jubel und Jauchzen teilnahmen.

Fürſtin Maria hatte ihr Erſcheinen angemeldet und ward voll herzlicher Freude von Friedel begrüßt und im Schloß aufgenommen, ſie ſchloß Frau Suſei innig in die Arme und flüſterte in gebrochenem Deutſch: „Gönnen Sie es einer einſamen, unglücklichen Frau, daß ſie ſich mit Ihnen in den Sohn teilt! Mir iſt nichts auf der Welt geblieben, als er, Dimitris letztes Vermächtnis, ſein Freund, welcher ihm nahe ſtand wie ein Bruder!“

„Seine aufrichtige Liebe und Verehrung gehören Ihnen bereits, Durchlaucht!“ antwortete die blühend ſchöne Frau voll tiefer Rührung, „und ich freue mich deſſen von ganzem Herzen! Wie vermöchte ich eiferſüchtig auf einen guten Schutzgeiſt meines lieben Buben zu ſein, und ein ſolcher waren Sie ihm, Fürſtin! Ohne Ihre tatkräftige Hilfe und Fürſprache ſtände mein Sohn jetzt nicht ſo überglücklich am Ziel all ſeiner Wünſche, wie

es nun der Fall ist, was er Ihnen auch zeitlebens danken wird!" —

Die Schloßkapelle vermochte kaum die Schar all der Teilnehmer zu fassen, welche aus dem Tal und von den Bergen herzuströmten, das schönste Schauspiel zu sehen, welches sich jemals ihren Blicken geboten.

Welch ein Paar! —

So recht von Gott dem Herrn für einander geschaffen. Welch ein Himmel von Seligkeit strahlte aus den Augen der Braut, welch eine Liebesglut flammte aus denen des jungen Ehemannes.

Es schien, als sei die wabernde Lohe, welche Brunhilds Felsen umbrannt, nun in Brust und Herz ihres kühnen Retters entzündet, als lodere sie daselbst fort in ewigem, unauslöschlichem Feuer, welches in heißen Blicken aufblitzt und die Geliebte umfaßt mit himmelhochschlagenden Liebesgluten!

Und Feuer brannten abends auf den Bergen als weithin scheinende Freudenmale — und Feuergarben stiegen vor dem Schloßtor majestätisch zum Himmel empor, zum Zeichen, daß Siegfried der Held Brunhild, die Hehre nach sieghaftem Kampf um das Glück zu eigen genommen!

Das war ein Jauchzen und Jodeln und Singen und Klingen.

Graf Thum bewirtete im Schloßhof seine braven Dörfler, und die Zirblerin und der Hiesel machten ihnen die Honneurs.

Die erſtere war wohl anfänglich die einzige geweſen, auf welche Friedels Verlobung nicht ſo verblüffend und berauſchend gewirkt hatte wie auf alle anderen.

Der Größenwahn hatte ſie nun einmal erfaßt, und darum begriff ſie es nicht, daß Frau Suſei ganz ſtarr vor Staunen und Rührung über ihres Büblis ſchier märchenhaftes Glück war! —

„Ich verſteh' Euch nit, Frau Forſtmeiſterin", ſagte ſie hoffärtig, „was iſt denn eine Gräfin gar ſo Beſonderes für einen Mann wie der Friedel? Nix, rein nix! So einer wie unſer Friedel, der hätt' auch eine Prinzeſſin 'kriegt. Wahr und wahrhaftig!"

Und ſo ſchien es beinahe, als ob die Zirblerin noch im Zweifel wäre, ob ſie die Verlobung überhaupt zugeben ſolle, — jetzt aber, als ſie im Schloßhof ſtand, die Arme in die Seiten ſtemmte und wohlgefällig an dem ſtolzen Bau emporſchaute, da ſchmunzelte ſie dennoch und ſagte mit der Miene einer Frau, die nach langem Hungern endlich einmal ſatt geworden iſt:

„Ja, und das alles iſt jetzt auch dem Friedel ſein Eigentum — und ich geh' jetzt im Schlößl ein und aus wie zuvor im Forſthaus unten. Ja mein, ſo einer wie der Friedel! Ich hab's ja alleweil g'ſagt: Unter einem Schloß und einem Herrentitel tut's der einmal nit!"

Das gab einen erwünſchten Anlaß, den feſchen Mordsbub', den Friedel, abermals leben zu laſſen, und ſein

Brunei daneben, — und all die Gräflichen und die ganzen Seehofers miteinand'! —

Der Hiesel war vollends wie von Sinnen! In der Kirche hat er gesessen und geweint, daß ihm die hellen Zähren durch die braunen Finger rannen, denn so einem Anblick, wie dem seines Bübli und des gräflichen Dirnei vor dem Altar' war er nicht gewachsen.

„So viel Freud' auf einmal, das druckt einen z'sammen wie eine Handvoll Lump'n!" ächzte er, und doch sang er den Choral so machtvoll mit, daß ihn die Zirblerin verweisend in die Seite stieß und mahnte: „Genier' dich ein bisserl, Hiesel — machst ja mit deinem Geblök' die Chorbub'n scheu!"

Nun aber, wo es ans Tafeln und Pokulieren ging, war des Alten Rührseligkeit einer ungeheuren Fröhlichkeit gewichen. Das Grünei wußte gar nicht mehr, was bei ihm hinten und vorn war, denn der Hiesel schob es so ungestüm bald auf das rechte, bald auf das linke Ohr, warf es so ausgelassen in die Luft und rückte den Spielhahn bald über die Stirn, bald über den Rücken, daß kein Mensch mehr nach seinem Sitz auf des Alten Stimmung schließen konnte.

Sein Bübli, sein Bübli ist selber ein Adeliger, ein Offizier mit zwei Kreuzerln auf der Brust g'worden! Sein Bübli holt sich die Hochzeiterin aus dem Schloß, das schönste Dirnei im ganzen Bayerland — das Brunei, für das der Hiesel schon lange zuvor ein Holzherzl g'schnitzelt hat!

H. F. Hutte Leipzig

Er hat's ja längſt g'wußt! O du mein — der Hieſel iſt ja alleweil dem Friedel ſein Spezi g'weſen, und wie er jetzt zurückkommen iſt und der Hieſel hat ihn reſpektvoll begrüß'n wollen: „Grüß Euch Gott, Herr von Seehofer!" — da hat der Friedel ihn beim Rock 'packt, ihn g'ſchüttelt wie ein Medizinflaſcherl und hellauf g'lacht: „Biſt denn narriſch word'n, Hieſel! Ich mein', nach dem Abſchied, den du mir vergunnt haſt, mit dem Dutzend Schmätz dazumals, könnt' der Grüß Gott ein biſſerl rabiater ausfall'n!" und er nahm ihn um den Hals und küßte die treue, alte Seele, blickte ihm tief in die Augen und ſagte: „Die Sautürk'n hab'n mich nit mög'n, die Ruſſen auch nit — da bin ich wieder heimkommen und denk', der Hieſel nimmt mich wohl wieder in guter Kameradſchaft auf!"

„O Jeſſas!" hat der Alte nur geſtöhnt und am ganzen Leib gezittert vor Glück, „du Lausbub', du!"

„Siehſt, jetzt kommſt mir wieder g'mütlich!" hat der junge Offizier übermütig gelacht. „So eine Titulatur iſt mir geläufiger bei dir wie ‚der Herr von Seehofer'!"

Und dann haben ſie zuſammen auf der Ofenbank im Gießhüblerhaus geſeſſen, und das Roſeli hat das Beſte herzugeſchleppt, was es in Küch' und Keller gehabt, der Friedel aber hat vom Krieg erzählen müſſen, und der Hieſel hat die Hände um die des Sprechers geklammert und zwiſchen Lachen und Weinen geſchluchzt:

„Der Friedel iſt zu mir heimkommen, jetzt kann ich ruhig ſterben — aber noch nit zu bald, ihr lieb'n Heiligen, ich tät' gar gern noch ein biſſerl leben!"

Ja, das alles erzählte der Alte jetzt, und ſchwang ſein Krügel und maßte ſich zu der Zirblerin Ärger einen großen Teil von Friedels Erfolgen an, denn daß ſein Bübli ſolchen Schneid beſitzt, das iſt einzig und allein Hieſels Verdienſt, — ja, wenn er ihm nicht von ſeiner erſten Stund' an die Geſchicht' von der Bärenhatz erzählt hätt'! So was giebt Courag'!

Ja, der Hieſel und der Iwan ſind ſchließlich hart aneinander geraten, wer das meiſte zu des Friedels Glück getan und jeder hat geſchrieen: „Mein Bub' iſt er!" bis die Zirblerin ſchließlich zornig aufbegehrt hat:

„Haſt du ihn vielleicht auf die Welt 'bracht, Iwan?"

„Na!"

„Oder du vielleicht, Hieſel?"

„Auch nit!"

„Na, dann gebt's eine Ruh' und nehmt's nit der Frau Forſtmeiſterin ihr Recht!"

Das ſahen die beiden Raufbolde denn auch ein und machten Frieden, und der Zornmut ſchlug um in übergroße Zärtlichkeit, — ja — der Hieſel hat ſich ſchließlich in ſeinem Rauſcherl nimmermehr ausgekannt! Er iſt der Zirblerin um den Hals gefallen, hat die Alte ſeine erſte und einzige Lieb' genannt, und

ſie abgebuſſerlt und ihr feſch und ſchneidig die Ehe angetragen.

Frau Ambroſia hat ihn halb ſchämig, halb wohlgefällig und dennoch voll ſittlicher Entrüſtung abgewieſen, wie ſolches einer grauhaarigen Witfrau geziemt, und der Hieſel hat ſich bei einem friſchen Maßkrug getröſtet und juſt ſo fidel ſeine Schnadahüpfl'n weitergeſungen wie zuvor.

Andern Tags hat ihn der Waſtl zur Rede geſtellt wegen der Zirblerin, und der Hieſel, dem ſowieſo ſchon das graue Elend im Nacken geſeſſen, hat ſich entfärbt und die Augen vor Entſetzen, weit aufgeriſſen:

„Iſt das keine Lüg' nit? Red'ſt du die Wahrheit, Waſtl?"

„Frag' nur, wir ſind alle Zeug'n g'weſen!"

Da haben ſich die wenigen Haare, welche der Waldläufer noch auf dem Schädel gehabt, einzeln geſträubt.

„Daß ſich Gott erbarm! Waſtl, ich bitt' dich, hab' Mitleid . . . Hat die Zirblerin mich gar erhört?!"

„Na, Hieſel, 's iſt gut abg'laufen, diesmal biſt du noch ledig blieb'n! Die Zirblerin hat dir 'nen Schmiß geb'n, daß du nur ſo g'flog'n biſt!"

Da faltete der Alte voll frommen Entzückens die Hände: „Alle Heiligen ſeien gelobt, daß ſie mir beig'ſtanden ſind!" und dann preßte er die Hände gegen den Schädel und ſtöhnte voll ſcheuer Bewunderung:

„Jetzt ſeh' ich erſt, wie ich g'ſoff'n hab'! Waſtl, Waſtl iſt das aber ein Räuſcherl g'weſen! So eins hab' ich zum erſten- und letztenmal gehabt — dem Friedel zu Ehr'n! — Jeſſas, um die Zirblerin hab' ich g'freit! Wenn der Friedel das hört, nachher glaubt er's, daß ich's ehrlich mit ſeinem Wohl g'meint hab'!"

XXVIII.

Das junge Paar hat jeden Urlaub, welchen Seehofer erhielt, auf Kochenhall verlebt, und auch die Zeit iſt gekommen, wo in der Wiege droben ein prächtiger Bub gelegen hat, welcher mit denſelben Augen in die Welt gelacht hat, wie vor Jahren ſein Vater im Forſthaus drunten.

Die vornehme Kinderfrau aus der Stadt und die Jungfer ſind aber ſchon am erſten Tag, da man auf dem Schloß angekommen, voll Entſetzen, Zorn und Aufregung zu dem jungen Elternpaare geſtürzt und haben atemlos gemeldet: „In die Babyſtube ſei ein Verrückter eingedrungen, der mache ſich bei dem Kind zu ſchaffen und ſei entſetzlich grob geworden, als man ihn habe fortweiſen wollen.“

Seehofer lachte, nahm Brunhilds Arm und eilte mit ihr auf leiſen Sohlen zur Tür ...

Natürlich! — Neben der Wiege ſaß der Hieſel, hatte

es ſich ſo häuslich eingerichtet wie möglich und ſchaukelt „dem Bübli ſein Bübli“ voll unausſprechlicher Zärtlichkeit. — Mit zitternden Fingern ſchnitzte er an einem Gemsböcklein und erzählte dem Baby, welches friedlich an der Flaſche ſog und den Alten mit nachdenklich großen Augen anſah, mit der heiſeren, altersſchwachen Stimme: „Und wie ich ſo in den Wald 'naufkomm' ... und an nix denk' ... und ſo am Felſ'n entlang kraxel ... da hör' ich auf einmal ein Gebrumm hinter den Hollerſtaud'n ... und eh' ich noch den Stutz'n an die Back'n krieg, und losbrennen kann ... da kommt auch ſchon der Bär auf mich zu ...“

Die Bärenhatz! —

Ein Lächeln tiefſter Rührung fliegt über Friedels ſchönes Antlitz, und Brunhild drückt ſeinen Arm feſter an ſich, und flüſtert mit weicher Stimme: „O die treue Seele!“ —

Da ward der Kinderfrau bedeutet, daß dieſem Gaſt die Babyſtube jederzeit offen ſtehe, und der Hieſel hat von Stund an auf dem Schloß gewohnt und iſt nicht mehr vom Bübli gewichen.

Noch fünf Jahre hat er gelebt, der Alte ... und als man ihn eines Tages friedlich entſchlafen auf der Ofenbank im Gieshüblerhaus, wo er den Winter verlebte — fand, da hat er noch einen Hirſchen in der Hand gehalten, welchen er für das Bübli geſchnitzt hatte.

Ein Herzſchlag hatte ſeinem Leben ein unvorher-

geſehen ſchnelles Ende bereitet, und auf dem Schloß haben ſie ihn beweint, als ſei es einer von den ihren geweſen. —

Die Jahre ſind ſchnell vergangen.

Seehofer hat die Kriegsakademie beſucht, iſt zum Generalſtab einberufen und hat eine vortreffliche Carriere gemacht. Man prophezeit ihm noch hohe Ehren und Auszeichnungen, und da ſeine eiſerne Geſundheit allen Anſtrengungen trotzt, werden dieſe Vorausſetzungen wohl auch ſicher in Erfüllung gehen.

Eckbrecht konnte das ſüdliche Klima auf die Länge der Zeit nicht ertragen und kehrte aus Madrid zurück, noch bleicher, reſignierter und fleißiger denn je zuvor. —

Außer der Arbeit gab es nichts für ihn auf der Welt, er hatte keine Zeit dazu, ſich zu amüſieren, glücklich zu ſein und ſein Leben zu genießen. — Mit fieberhaftem, krankhaftem Eifer ſtrebte er vorwärts.

Es war, als läge ſeit der Stunde, in welcher er Harrietts Verlobungsanzeige in der Hand gehalten, die Jugend weit, weit hinter ihm, — und doch war er niemals jung geweſen.

Seine Arbeit ward anerkannt, er ſtieg höher und höher, ſeinem ſtolzen Ziel entgegen, und als es ihm zum greifen nahe gerückt war, als er mit verdoppelter Anſtrengung die Hände ausſtreckte, es zu faſſen, brach das morſche Fundament, auf welchem die Leiter ſeiner Carriere aufgerichtet war, rettungslos unter ihm zuſammen.

Er war zu Ende mit seinen Kräften.

Ein Schlaganfall lähmte seine ganze rechte Seite und machte ihn zum früh pensionierten, elenden, todunglücklichen Mann. —

Wie ein Schrei der Verzweiflung rang es sich da von seinen Lippen: „Gebt mir meine Jugend wieder!" Wie eine furchtbare, vernichtende Anklage perlte es feucht über die bleichen, abgezehrten Wangen: „Gebt mir meine Jugend wieder!" —

Und es war, als ob dieser Anblick urplötzlich die Augen seiner Mutter geöffnet hätte.

Zu spät. —

Gräfin Theodora schien zusammenzubrechen unter der Wucht eines solchen Schicksals.

Was eine Mutter je an zärtlicher, aufopfernder Liebe einem Sohn gegeben, das gab sie Eckbrecht, — nur noch für ihn und seine Pflege lebend, nur noch in einem heißen, qualvollen Gebet die Hände ringend: „Ich bin die Schuldige, Herr! strafe mich — aber nicht ihn!" —

Ihr Haar ward weiß wie Schnee, und ihr stummer, trostloser Schmerz machte Eckbrecht stark, sein schweres Los ohne Klage, voll rührender Geduld zu ertragen. Da schlossen sich die Herzen aneinander in tiefem, schweigendem Leid, in einer Liebe, welche Gräber schmückt.

Jede Kur, welche Aussicht auf Besserung bot, ward gebraucht, und mit den Jahren stellte sich auch ein Erfolg ein, — Eckbrecht vermochte wieder, die gelähmten

Glieder zu bewegen, er konnte ſich am Stock durch die blühende Frühlingspracht des Parkes ſchleppen.

Ach wie wenig war es, — und doch wie viel gegen das Elend im Rollſtuhl. —

Am liebſten weilte er auf Kochenhall, — am liebſten ſaß er abends im milden Dämmerlicht am Flügel und weinte ſich aus, in ſüßen ſchwermütigen Melodien.

Dann ſtrömte es ihm aus tiefſten Herzensgrund, all das todtraurige Sehnen nach dem verſcherzten und verträumten Glück, — nach ſeiner Jugend, welche er nie gekannt — und Gräfin Theodora warf ſich bitterlich aufſchluchzend an die Bruſt ihres Gatten und murmelte: „Weh mir Verblendeten, daß ich eigenwillig in ſein Schickſal eingriff, daß ich ihn einem Ziel entgegendrängte, welches nie und nimmermehr das rechte war! — Hätte ich Eckbrecht ſelber nach Wunſch und Willen ſeinen Weg gehen laſſen, ſo wie es Seehofer mit Friedel getan, — es wäre ein glücklicher und zufriedener Mann geworden! Ja, ein jeder iſt ſeines Glückes Schmied! — Man ſoll die Kinder in Zucht und Ehren erziehen, aber den Lebensweg muß man ihnen ſelber — und das Endziel Gott dem Herrn überlaſſen!“ —

„Du haſt es gut mit ihm gemeint“ — tröſtete Graf Alexis die unglückliche Frau, „und kein Mann iſt zu beklagen, den ſolch treue, aufopfernde, innige Mutterliebe umgibt wie Eckbrecht!“ —

„Und wenn ich einſt von ihm gehe?“ — Dieſer Gedanke war die Folterqual, welche Gräfin Thum

Tag und Nacht peinigte. — „Ach, wäre Harriett bei ihm! Lebte ſie an ſeiner Seite, — alles wäre gut!“

Da war es, als ob das ernſte, finſtere Weib, das Schickſal, noch einmal Erbarmen fühlte für die drückende Herzensnot einer Mutter.

Brunhild ſchrieb in einem ihrer letzten Briefe eine Neuigkeit: „Als wir jüngſt in M. waren, begegnete ich auf der Promenade einer Dame in tiefer Trauer. Sie kam mir ſo bekannt vor — ich ſah ſie ſchärfer an, — Harriett! — Welch ein Wiederſehen! Sie iſt ſeit zwei Jahren Witwe und ſteht allein in der Welt, — ihr einziges Töchterchen ſtarb bei der Geburt. — Ihre Verhältniſſe ſcheinen nicht glänzend, Lord Balmoral, ihr Bruder, welcher die Reichtümer der Eltern erbte, ſcheint wenig oder keine Liebe und Fürſorge für die Schweſter zu kennen. Er zeichnete ſich ja von jeher durch ein rüdes, rückſichtsloſes Weſen aus, und die Sorge um die Zukunft beſtimmte ehemals wohl die Mutter, Harriett ſo plötzlich zu verheiraten. — Glück hat ihr die Ehe nicht gebracht. Bitte, ſprich nicht zu Eckbrecht davon, es möchte den Ärmſten vielleicht aufregen.“

Mit zitternden Händen hielt Gräfin Theodora den Brief und ein tiefer Atemzug hob ihre Bruſt.

„Harriett war frei! — Harriett weilte in M.!“ —

Sie faltete die Hände und preßte ſie mit inbrünſtigem Flehen zu Gott gegen das ſtürmende Herz.

„Gib Herr, daß ich mein Unrecht ſühne, daß ich jetzt das Rechte tue!“ —

* *

*

Herbſtſonnenglanz liegt über dem Hochgebirge und taucht die Schneehäupter der Alpen in purpurnen Glanz. Zwar wirbeln ſchon die welken Blätter zur Erde, wie ernſte, ſtumme Grüße der Vergänglichkeit, aber doch leuchten noch Blumen auf den Beeten, Aſtern und Georginen, die letzten duftloſen Liebesgaben der Allmutter Natur.

Noch einmal ſchmückt ſich die alternde Welt mit üppigen, lebensfrohen Farben, noch einmal geht es durch Wald und Feld wie ein heißes Sehnen nach Glück und Freude, — noch einmal träumen Himmel und Erde den ſüßen Traum der Erinnerung an einen wonneſeligen Lenz voll Knoſpen und Roſen, voll Jugend und Liebesluſt ...

Auch über den frühalten Mann, welcher im warmen Sonnenſchein unter den Parklinden von Kochenhall ſitzt, — auch über das müde, gereifte Weib in dem dunklen Witwenkleid, welches die Arme um Eckbrecht geſchlungen und ſein Haupt an der Bruſt gebettet hält, wirbelt das welke Laub herab, — und dennoch liegt auf der beiden Antlitz ein ſeliger, unbeſchreiblich warmer und milder Widerſchein all der jungen Lenzespracht, durch welche

sie vor langen Jahren mit blinden Augen geschritten. —

Harriett hat nicht die duftige Myrte, die glutenrote Rose in den Lebenskranz des Geliebten geflochten, aber sie schmückt seine Brust noch mit den herbstlichen Immortellen, mit dem unvergänglichen Immergrün einer treuen, opferfreudigen Liebe!

Es ist keine lange Pilgerfahrt mehr, welche vor ihnen liegt, aber sie wandeln diese Hand in Hand, Herz an Herzen, — es ist kein rauschender Liebesakkord aufjauchzender Maienwonne, welcher ihnen als Brautchor durch die Seelen tönt, sondern ein weiches, leises traumhaftes Ausklingen, ein wonniges Verhallen wie die Abendglocken im Tal. —

Eckbrecht hat die stolzen Ziele, welche man ihm gesteckt und nach welchen er voll rastlosen, selbstquälerischen Eifers gestrebt, niemals erreicht, aber er wird einst sein Haupt als stiller, zufriedener Mann zur Ruhe legen, — und wenn auch kein Lorbeer sein Grab beschattet, so wird es doch die letzte Rose schmücken, welche ein liebendes Weib mit Tränen netzte. — — —

— — — Fürstin Maria hat sich voll inniger Freundschaft an die Familie des Oberforstmeisters Seehofer angeschlossen. Die junge Susei, welche in holder Frische und Anmut erblüht, ist ihr besonderer Liebling. Sie hat die Fürstin auf ihren Reisen begleiten müssen und ist aus Italien als die überglückliche Braut eines

jungen, vornehmen, und sehr wohlsituierten Kurländers heimgekehrt.

Das war die letzte, stolze Freude, welche die Zirblerin noch erlebte, dann hat sie voll banger Unruhe heim verlangt zu ihren geliebten Bergen. Auf dem Schloß hat sie ein sonniges Stübchen bei den Tjewulkowitschs bewohnt, bis sie es mit dem letzten engen Kämmerlein auf dem Friedhof drunten vertauscht hat. — —

Das Alte ist vergangen, — aber neues Leben blüht und sproßt auf Kochenhall, und das Glück hat sein Nest auf dem Dach gebaut und breitet seine Fittiche schirmend über seine Lieben.

Abends, wenn die purpurrote Sonne die Alpen erglühen läßt, dann stehen Friedel und Brunhild oft Arm in Arm, zärtlich und glückverklärt wie ehemals, da ihre Herzen sich in heißer Liebesglut gefunden, auf dem Söller des Schlosses und blicken voll trunkener Wonne in die wabernde Glut hinein.

Dann wacht die Erinnerung auf in ihren Herzen, dann neigt er sich voll jauchzender Wonne über sie und flüstert:

Durch brennendes Feuer
Fuhr ich zu dir —
Nicht Brünne noch Panzer
Barg meinen Leib!
Ein zehrendes Feuer
Ist mir entzündet
Die Glut, die Brunhilds
Felsen umbrannt!“ —

Wie ſein Arm ſie umſchließt. Wie ihre Lippen brennen! Eben ſo heiß wie damals, als er ſehnenden Herzens auszog das Glück zu ſuchen. —

Er hat es gefunden, — er ſteht am Ziel.

Neue billige Ausgaben von Nataly von Eschstruth

Gesammelte Romane in vier Serien zu je
10 Bänden in je 5 Doppelbände gebunden

Wohlfeile Ausgabe

Preis jeder Serie M. **20.**— Alle 4 Serien M. **80.**—

Wohlfeile illustrierte Ausgabe

Preis jeder Serie M. **25.**— Alle 4 Serien M. **100.**—

Band **1. Serie:**
1/2. Hofluft
3/4. In Ungnade
5/6. Der Stern des Glücks.
7/8. Jung gefreit
9/10. Der Majoratsherr

Band **2. Serie:**
1/2. Polnisch Blut
3/4. Frühlingsstürme
5/6. Die Regimentstante
7/8. Komödie
9/10. Von Gottes Gnaden

Band **3. Serie:**
1/2. Gänseliesel
3/4. Nachtschatten
5/6. Hazard
7/8. Der verlorene Sohn
9/10. Ungleich

Band **4. Serie:**
1/2. Die Bären von Hohen-Esp
3/4. Am Ziel
5/6. Im Schellenhemd
7/8. Frieden
9/10. Jedem das Seine

Jeder Doppelband ist auch einzeln à 4 u. 5 M. zu haben

Über zwei Millionen Bände

sind von ihren Werken bereits über die ganze Welt verbreitet, und Zuschriften aus allen Erdteilen an die Verfasserin beweisen, mit welcher Freude jede ihrer Schöpfungen von dem Lesekreis deutscher Zunge begrüßt wird. Der volle Reichtum ihrer Vorzüge findet sich in jedem ihrer Romane wieder: frische anmutige Darstellung, reizende Kleinmalerei, liebenswürdiger Humor, packende Naturtreue. Nataly von Eschstruths Romane sind Kunstwerke im wahren Sinne des Wortes, wir brauchen nur an „Gänseliesel", „Hofluft", „Polnisch Blut" und „Jung gefreit" zu erinnern, um in Tausenden von Leserinnen das Andenken an die genußreichen Stunden der Lektüre Eschstruthscher Erzählungen wachzurufen. Die jetzt vorliegende Ausgabe der Eschstruthschen Romane ist eine Zierde für jede Hausbibliothek. Ein besonderer Vorzug der Eschstruthschen Romane ist deren ungetrübte Reinheit, die es gestattet, sie unbedenklich in die Hand aller Familienangehörigen zu legen.

Jeder Band ist auch einzeln zu haben
nicht illustriert 4 M., illustriert 5 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Nataly von Eschstruth

Illustrierte Romane u. Novellen

sind weiter erschienen:

Am See	Geheftet M. 2.—	eleg. geb. M. 3.—
Aus vollem Leben	„ „ 2.—	„ „ „ 3.—
Erlkönigin	„ „ 2.—	„ „ „ 3.—
Haidehexe	„ „ 2.50	„ „ „ 3.50
Humoresken . . .	„ „ 2.—	„ „ „ 3.—
Johannisfeuer . .	„ „ 2.50	„ „ „ 3.50
Irrgeist des Schlosses	„ „ 2.—	„ „ „ 3.—
Katz und Maus .	„ „ 2.—	„ „ „ 3.—
Mühlenprinz . .	„ „ 2.—	„ „ „ 3.—
Ordre d. Grafen Guise	„ „ 1.—	„ „ „ 1.50
Potpourri	„ „ 2.50	„ „ „ 3.50
Scherben	„ „ 1.50	„ „ „ 2.50
Spukgeschichten .	„ „ 2.50	„ „ „ 3.50
Sternschnuppen .	„ „ 2.—	„ „ „ 3.—
Verbotene Früchte	„ „ 2.50	„ „ „ 3.50
Wolfsburg . . .	„ „ 1.50	„ „ „ 2.50

3 große goldene Medaillen

erhielt Nataly von Eschstruth für ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete für Kunst und Wissenschaft.

Die Presse urteilt: „Wem solche Sachen gelingen, ist ein Poet von Gottes Gnaden.“ Ihre Werke haben einen hervorragend bildenden Wert, sie sind ein vollwertiger Familienschatz!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Unterhaltungsbibliothek für junge Mädchen

Eine Sammlung der besten Novellen u. Erzählungen von

Nataly von Eschstruth

In 6 Bänden elegant gebunden mit vorzüglichen Kupferdruckblättern und zahlreichen Textbildern. Preis eines jeden Bandes in Leinen gebunden M. 4.50

Band I: **Heckenrosen.** Band II: **Plappermäulchen.** Band III: **Zauberwasser.** Band IV: **Pagenstreiche.** Band V: **Eine unheimliche Torte.** Band VI: **Junge Liebe.**

Diese neue Sammlung der sehr beliebten Erzählungen von **Nataly von Eschstruth** bietet etwas ganz Neues in der **Literatur für junge Mädchen,** da die Erzählungsweise dem Geschmack, Gemüt und der Auffassungsgabe des angehenden Backfischalters im vollen Maße Rechnung trägt. Es ist damit ein Übergang der Jugendschriften zur Romanliteratur geschaffen, die dem jungen Mädchen stets eine willkommene Gabe bei besonderen festlichen Gelegenheiten sein wird.

Nataly von Eschstruth
Die Roggenmuhme

Humoristischer Roman. 10.—12. Tausend

Preis geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

... Mit ihrem köstlichen Werk „Die Roggenmuhme" gewinnt N. von Eschstruth aufs neue alle Herzen, denn ihr wunderbarer Humor, die unbezahlbaren Einfälle, die von jeher den Stil der Dichterin so bezaubernd gestalteten, kommen auch hier zu voller Geltung. Es ist ein Buch, geeignet, jedermann in die froheste Laune zu versetzen, und übt es, im Gegenhalte zu so vielen Auswüchsen der modernen Literatur über die neue Frau, mit den so natürlich gezeichneten beiden Mädchengestalten eine überaus wohltätige Wirkung aus. So erfüllt dieses Buch neuerdings in herzlichster Art seine Aufgabe als veredelnde Lektüre für die junge Frauen- und Mädchenwelt. Phantasie und Wirklichkeit einen sich in der vorliegenden Erzählung zum harmonischen Verein.

„Laibacher Schulzeitung."

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Julius Wolffs sämtliche Werke in 2 Serien

Herausgegeben mit einer Einleitung und Biographie von Joseph von Lauff

Mit zahlreichen Illustrationen von J. Gehrts, H. Grobet, Professor Hoffmann, Professor Kunz-Meyer, Professor Hans W. Schmidt, F. Schwormstädt, Professor K. Storch, W. Weimar.

Erste Serie
in 8 Bände gebunden M. 32.—

Bd. 1 **Der Raubgraf**
„ 2 **Der Sülfmeister**
„ 3 **Der Sachsenspiegel**
„ 4 **Das Recht der Hagestolze**
„ 5 **Die Hohkönigsburg**
„ 6 **Das schwarze Weib**
„ 7 **Das Wildfangrecht**
„ 8 **Zweifel der Liebe**

Zweite Serie
in 10 Bände gebunden M. 40.—

Bd. 9 **Der Rattenfänger von Hameln — Singuf**
Bd. 10 **Der wilde Jäger — Der fliegende Holländer**
„ 11 **Tannhäuser**
„ 12 **Lurlei — Till Eulenspiegel redivivus**
„ 13 **Renata**
„ 14 **Die Pappenheimer — Aus dem Felde**
„ 15 **Der Landsknecht von Cochem**
„ 16 **Assalide**
„ 17 **Der fahrende Schüler**
„ 18 **Schauspiele und Nachlaß**

Einzelne Bände werden nicht abgegeben.

Wohl keiner unter den deutschen Dichtern der letzten Jahrzehnte hat mit einer solchen Schnelligkeit und Entschiedenheit sich Anerkennung zu verschaffen gewußt, wie Julius Wolff, dessen Werke in

Hunderttausenden von Exemplaren

verbreitet worden sind. Es genügt, seinen Namen zu nennen, um bei den Aber- und Abertausenden von Lesern sofort die Erinnerung an eine Reihe hochpatriotischer Szenen und Typen zu erwecken, welche sich unverwischbar dem Gedächtnis eingeprägt haben und die, sooft sie erscheinen, über das Gemüt ein wohliges Behagen, Heiterkeit und Entzücken verbreiten. In unserer Zeit, wo der moderne Industrialismus mit seiner materialistischen Tendenz sich zur ersten Lebenskraft erhoben hat, ist ein außerordentliches Talent erforderlich, sich als Romanschriftsteller und Lyriker schnell und zugleich dauernde Anerkennung zu erringen.

Einen gottbegnadeten Geist

bedingt es unleugbar, und die hellen, klaren Dichteraugen, mit denen Julius Wolff aus seinen Werken uns anschaut, zeugen von einem solchen Talent und einem solchen Geist.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Balduin Möllhausen

zählt zu den Lieblingen der deutschen Leserwelt!

Seine hochinteressanten und spannenden Erzählungen spielen meistens in zwei Welten, in Europa und Amerika. Sie zeigen dem Leser bald den Ozean in seinen verschiedenartigsten Stimmungen von regungsloser Stille bis zum rasenden Toben, bald die Tropendickichte in Panama, die Wirren des Sezessionskrieges, das Leben und die Kämpfe der Indianer, der Fallensteller, bald eine Idylle in deutschen Forsten und auf heimischen Landsitzen; immer finden sich in Möllhausens Romanen frische, lebendige Handlung, ein gesunder Humor und eine fast unerschöpfliche Phantasie.

Man fühlt beim Lesen von

Balduin Möllhausens Illustrierten Romanen,

daß der Autor sich inmitten der nordamerikanischen Wildnis mit ihren Schrecken und Gefahren, mit ihrer Schönheit und Romantik vertraut gemacht hat; seine Erzählungen bieten Selbstgeschautes und Selbsterlebtes.

Drei Serien. Jede Serie ist vollständig in 10 Bänden.

In eleganter Kassette je M. 42.—.

Jeder Band ist auch einzeln zu beziehen zum Preise von Mark 3.—, elegant gebunden Mark 4.—

Inhalt der ersten Serie:

1. Der Fährmann am Kanadian
2. Die beiden Yachten
3. Um Millionen
4. Haus Montague
5. Der Piratenleutnant
6. Der Hochlandpfeifer
7. Die Töchter des Konsuls
8. Das Loggbuch des Kapitäns Eisenfinger
9. Vier Fragmente
10. Die Familie Melville

Mit ca. 600 Illustrationen der bekanntesten Künstler, wie Ad. Wald, Max Vogel, F. Bergen, Prof. Hans W. Schmidt, O. Meyer-Wegner, M. Barascudts u. a.

Nur Serie I auch in wöchentlichen Lieferungen zu je 30 Pf. erhältlich.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Balduin Möllhausens
Illustrierte Reiseromane

Theodor Fontane schreibt über Möllhausens Romane:

Möllhausen ist Erzähler pur sang, und weil er es ist, ist er in einem seltenen Grade populär. Er unterhält, er spannt, er befriedigt. Dabei nichts von Frivolität; seine Schriften durchweht vielmehr ein sittlicher Hauch, der wohltuend berührt, erhebt und läutert.

Inhalt der zweiten Serie:

1. Die Söldlinge
2. Der Halbindianer
3. Der Flüchtling
4. Der Majordomo
5. Der Spion
6. Die Trader
7. Der Talisman
8. Die Mandanenweise
9. Das Mormonenmädchen
10. Die Kinder des Sträflings

Inhalt der dritten Serie:

1. Wildes Blut
2. Der Schatz von Quivira
3. Die Reiher
4. Die Hyänen des Kapitals
5. Der Fanatiker
6. Der Haushofmeister
7. Das Hundertguldenblatt
8. Das Finkenhaus
9. Die Einsiedlerinnen
10. Das Monogramm

Mit zahlreichen Illustrationen erster Künstler.

Jeder Band ist einzeln zu beziehen zum Preise geh. M. 3.—, elegant geb. M. 4.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Marie Bernhard
Illustrierte Romane

Flotter Erzählerton, interessante Darstellungsweise, spannende Handlung, oft ein erquickender Humor gestalten Marie Bernhards Schriften zu einer fesselnden Unterhaltungslektüre, deren ungetrübte Reinheit es gestattet, sie jedem Familienliede vertrauensvoll in die Hand zu legen.

Marie Bernhard hat sich durch ihre in den bedeutendsten Familienblättern erschienenen Romane sowie die in vielen Tausenden verbreiteten Erzählungen, wie Sonnenwende, Schule des Lebens, Eine unverstandene Frau, Vogel Phönix, Die Perle, Die heilige Cäcilie usw. schon längst den Namen einer der besten Schriftstellerinnen der Gegenwart erworben.

Vollständig in 10 Bänden, geheftet je M. 3.—, elegant geb. je M. 4.—, in Kassette M. 42.—

Band 1. Sonnenwende
Band 2. Eine unverstandene Frau
Band 3. Schule des Lebens
Band 4. Die Perle
Band 5. Ein Gottesmann
Band 6. Die heilige Cäcilie
Band 7. Vogel Phönix
Band 8. Opfer
Band 9. Forstmeister Reichardt
Band 10. Pallas Athene

Mit zirka 700 Illustrationen erster Künstler.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Ein weiterer Liebling der Frauenwelt ist H. Schobert mit ihren modernen Gesellschaftsromanen:

H. Schobert (Baronin v. Bode)

Illustrierte Romane

Die Kritik schreibt: „Im Sturmschritt hat sich die beliebte Romanschriftstellerin H. Schobert (Baronin von Bode), jetzt eine der gelesensten modernen Autorinnen, die Gunst der Lesewelt erobert, und so dürfte allerorten die jetzt vorliegende neue Ausgabe der besten ihrer gesammelten Werke, die in zwei herrlich ausgestatteten, sorgfältig redigierten „Illustrierten Romanserien" die Schöpfungen der geistvollen Frau zu einem schönen Ganzen vereint, aufs lebhafteste, ja freudigste begrüßt und gern als passendes Weihnachtsgeschenk für unsere Frauen- und Mädchenwelt verwendet werden.

Jeder Band geheftet mit farb. Umschlagbild M. 3.—, eleg. geb. M. 4.—, jede Serie in Kassette je M. 42.—.

Inhalt der ersten Serie:

Band 1. Das Kind der Straße
Band 2. Fürstlich Blut
Band 3. Flecken auf der Ehre
Band 4. Deklassiert
Band 5. Künstlerblut
Band 6. Auf der großen Landstraße
Band 7. Spekulanten
Band 8. Moderne Ehen
Band 9. Tradition
Band 10. Arme Königin

Inhalt der zweiten Serie:

Band 1. Die Brillanten der Herzogin
Band 2. Eine verrufene Frau
Band 3. Gemischte Gesellschaft
Band 4. Die Kinder der Geschiedenen
Band 5. Eine Häßliche
Band 6. Der Platz an der Sonne.
Band 7. Durch eigene Schuld
Band 8. Art zu Art.
Band 9. Denn wir sind jung
Band 10. Ulanenliebe — Das Größte auf Erden. — Künstlergewissen

Mit zusammen zirka 1400 Illustrationen erster Künstler.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Max Kretzers Romane

gehören zu den charaktervollsten und eigenartigsten Romanen der Neuzeit!

Die Kritik nennt sie Meister- und Musterstücke realistischer Darstellung, wirklich künstlerische Werke voll feinster Naturbeobachtung und unerbittlicher Wahrheit.

Meister Timpe. Sozialer Roman. 4. Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Das Gesicht Christi. Roman aus dem Ende des 19. Jahrhunderts. 5. Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Warum? Roman. 2. Aufl. Geh. M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Die gute Tochter. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Die Madonna vom Grunewald. Roman. Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Die Buchhalterin. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—

Die beiden Genossen. Sozialer Roman. 4. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Die Betrogenen. Berliner Roman. 5. Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Die Bergpredigt. Roman aus der Gegenwart. 4. Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Ein verschlossener Mensch. Sozialer Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

10 Bände in eleganter Kassette zum Vorzugspreise von M. 42.—

Einen untrüglichen Blick in die Zukunft

ermöglicht das

Seni-Horoskop

mit 72 Sternbildern auf 36 Karten nebst Erläuterungen.

Preis in eleganter Ausstattung mit besonderer Tasche für die 36 Karten Mk. 2.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul Liſt, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Paul Oskar Höckers Romane

Fräulein Doktor. Humor. Roman. 3. Aufl. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Blätter für literariſche Unterhaltung: „Es iſt ein ungezwungener, erfreulicher Humor, den Höcker ſpendet. Ungezwungen iſt die Verknüpfung der verwirrend zahlreichen Fäden, deren noch nie einer der ſicheren Hand des Erzählers entgleitet, ungezwungen ſind die komiſchen Begegnungen, die an ein gutes Luſtſpiel gemahnen. Wahre Perlen der Erzählungskunſt ſchmücken das Werk."

Es blaſen die Trompeten. Roman. 2. Aufl. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Die ſchöne Literatur: „In voller Körperlichkeit ſtehen ſeine Geſtalten da, von der zarten Bürgermeiſterin bis zu den kraftſtrotzenden Reiteroffizieren. Seeliſche Tiefe gewinnt die Erzählung aus der Schilderung der Kämpfe der Helden mit ſich ſelbſt."

Die Frau Rat. Roman. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Hannoverſcher Courier: „Das Buch iſt ein kraft- und doch maßvolles Bild moderner Zuſtände. Induſtrie und Kunſt, Familienleben und Frauenrecht treten, durch jeweilige Komplikationen des Romans hervorgehoben, in den Vordergrund. Ein geſunder Humor, ein treffendes Urteil, warmherzige Empfindung und genaue Kenntnis der gegebenen Verhältniſſe zeichnen das Buch aus."

Weiße Seele. Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Neues Münchener Tageblatt: „... Wunderbares Eindringen in das Seelenleben der Leute aus dem Volke, klare Konſequenz in der Entwicklung der Charaktere, glanzvolle Diktion, die den Genuß der Lektüre zur vollen Höhe ſteigert, das ſind die Hauptvorzüge, die auch dieſes Werk Höckers auszeichnen."

Letzter Flirt. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 3.—, eleg. gebunden M. 4.—

Ein eigenartiger Zauber liegt über dieſer neueſten Romanſchöpfung, einer in glänzender Sprache geſchriebenen Liebesgeſchichte von großem, mit fortreißendem Schwung, von einer Glut und Farbenpracht, wie ſie kein früheres Werk dieſes Dichters noch geboten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Die Wetterstädter

Ein Vierteljahrtausend deutschen Bauernstammes

von **Paul Burg**

fanden bei ihrem Erscheinen eine allseitige begeisterte Aufnahme durch die liter. Kritik und im deutschen Publikum. 2. Auflage. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Einige Urteile:

In diesem Familienepos steckt so viel herzhafte, kerndeutsche Art, zugleich auch eine so energische Darstellungskunst, daß ich nicht anstehe, dies Buch als eine der erfreulichsten Erscheinungen unserer Tage zu kennzeichnen ... Ich wollte, es würden mehr solche Bücher in Deutschland geschrieben. **Walter Bloem i. Lit. Echo.**

Ein herrlicher Bauernroman! **„Wir sind Deutschlands Jugend."**

Handlungsreich und von warmem Realismus der Charakteristik belebt, ist das Buch keine Tendenzschrift irgendeiner Richtung, wohl aber **ein gesundes Volksbuch**, und wie ein Volksbuch auch gerade gut genug, um von den sogenannten höhern Ständen gelesen zu werden. **Kölnische Zeitung.**

Wie Quellenrauschen **urewigen** Volkstums, das durch alle Wandlungen der Zeit das **Erbteil** der Väter in Treue gerettet, singt und klingt es durch die Seiten des Romans: Nicht Literatur und Schreibwerk wird hier vor uns ausgebreitet. Es ist Fleisch, Blut und Geist vom Besten unserer Rasse meisterhaft zum Kulturbild gestaltet. **Deutsches Literaturblatt.**

Es ist ein durch und durch **deutsches Buch.** Es arbeitet nicht mit herrlichen Schlagworten, es ist wurzelecht, hart bis zur Schroffheit, sparsam bis zur Kargheit und gibt dennoch so viel. Und am Schlusse steht ein Gedanke von wunderbarer Feinheit.

Robert Hohlbaum im Deutschen Tagblatt.

Der Roman hat Stellen, deren sich ein Gottfried Keller und ein Gustav Freytag nicht zu schämen brauchen. **Nordd. Allg. Ztg.**

Es ist ein Hochgenuß, dieses Buch zu lesen und in sich aufzunehmen. Welch eine Kraft und Gesundheit, welch tiefer sittlicher Ernst flutet einem aus diesem Kulturroman entgegen! Man möchte sagen, Paul Burg schrieb die Tragödie des Bauerngenius. Das war ein großer Wurf des Dichters. **Staatsbürger-Zeitung.**

Ein starkes, hocherfreuliches, **kerndeutsches Buch**:

Tägliche Rundschau.

Vom gleichen Verfasser erscheint im Herbst 1913:

Der Held von Kanossa. Roman des deutschen Kaisers Heinrichs IV.

Preis brosch. zirka M. 5.—, gebunden zirka M. 6.—

Drei Teile in einem Bande.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Das Lied der Eisenbahn

Roman von Paul Burg

Mit farbigem Umschlagbild von Ad. Wald.
Geheftet M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—

Einige Urteile:

Ein **hohes Lied** auf die Eisenbahn!
Ewald Gerhard Seeliger i. d. Breslauer Zeitung.

Burg muß wohl selbst einmal Eisenbahner gewesen sein, sonst könnte er das höchst originelle Milieu nicht so lebendig und nach der technischen Seite hin so sachkundig behandeln... Das hebt das Buch über die Bedeutung bloßer Unterhaltungslektüre heraus und gibt ihm seinen künstlerischen Wert. **Hamburg. Correspond.**

Es mußte zu einem Hohelied der Eisenbahn werden.
Berliner Lokalanzeiger.

Die ganze Handlung des Romanes ist so fesselnd, daß das Buch als recht lesenswert empfohlen werden kann.
Österr. Bahnmeister-Zeitung.

Die Handlung ist bewegt und reich an dramatischen Momenten.
Hamburger Fremdenblatt.

Da ist Heimat

Roman von Paul Burg

In mehrfarbigem Umschlag geheftet M. 3.—,
elegant gebunden M. 4.—

Einige Urteile:

Viele seiner fein gemalten, innig erfaßten Stimmungen deuten darauf hin, daß hier ein Most gärt, der bei unermüdlicher Pflege einen Wein von Jahrgang verheißt. Das unbekümmert frische Buch, das **die Jugend eines Jünglings**, sein Lieben und Leiden, Streben und Siegen während der Studentenzeit umfaßt, wird in jungen, schwärmerisch veranlagten Seelen den besten Freund finden. **Rudolf Herzog i. d. Berl. Neuest. Nachr.**

Ein **liebenswürdiges, herzerfrischendes** Buch! **Stralsund. Ztg.**

Ein neuer Roman, aber ein guter! Der Roman einer Jugend! Wenn Paul Burg hält, was er hier verspricht, werden wir noch manches gute und herzerfreuende Buch aus seiner Feder gewinnen.
Osnabrücker Tageblatt.

Der ganze Roman ist so anheimelnd, so ernst sittlich und erzieherisch bedeutend geschrieben, daß wir ihn mit bestem Gewissen empfehlen können. **Nordhäuser Zeitung.**

Ein **echtes** Heimatbuch! Und **sonnig** ist dieses Buch! Erlebt.
Hall. General-Anzeiger.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Frau Sehnsucht. Künstlerroman von Robert Heymann.

Preis geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—.

Die „Königsberger Hartungsche Zeitung“ schreibt: Einen Künstlerroman nennt Robert Heymann sein neuestes Werk „Frau Sehnsucht“. Es ist das alte Lied von der immer weiterstrebenden, verzehrenden Sehnsucht des Künstlers, der sich nicht halten läßt, und, wenn er seinen Leidenschaften nicht festen, sittlichen Willen entgegensetzt, oft ein Opfer der ihn jagenden Phantome wird. Auch auf Heinz Karsten, den genialen Schöpfer der Oper „Frau Sehnsucht“, deren köstlichstes Lied das Sehnsuchtsmotiv: „Suche mich nimmer zu halten, Weib, dein Schicksal ist Leid, fried- und rastloses Walten ist mein Los allezeit“ als innerstes Bekenntnis des Komponisten enthält, lassen sich die Worte Goethes über einen bekannten deutschen Dichter anwenden: „Er wußte sich nicht zu zähmen, und so verrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ In gottbegnadeter Künstlerschaft, als Sänger und Komponist, auf der Höhe des Ruhms, von Frauenliebe umgeben, eilt Heinz doch dem Abgrund zu, wird aber erlöst durch die alles überdauernde, reine und edle Liebe seines Weibes. Eine prächtige Frauengestalt führt uns Heymann in Beatrix, der Gattin des Künstlers, vor, die weit mehr unsere Sympathie und unser Interesse in Anspruch nimmt, als der Held selbst. Unbeirrt, allen Versuchungen und Verleumdungen trotzend, geht sie ihren Weg; sie weiß, daß ihr Mann nach allem Suchen und Irren doch zu sich selbst und zu ihr zurückfinden wird, entsühnt durch ihre reine Weiblichkeit.

Vom Baum der Erkenntnis.

Deutscher Kolonialroman von Richard Küas

Der Verfasser, der viele Jahre hindurch als deutscher Beamter in Togo tätig war, beherrscht ja vollständig den großen Apparat, den eine afrikanische Kolonie an Daseinselementen birgt. Er hat sie alle kennen gelernt, die Schwarzen und die Weißen, die dort unten ihr Glück suchten; er hat dem Kaufmann wie dem Missionar oder dem eingeborenen Priester ins Herz gesehen; er hat die Landschaft mit all ihren eigenartigen atmosphärischen Erscheinungen, er hat das Meer mit seinen Bewohnern und er hat das deutsch-afrikanische Togo mit seiner interessanten Tier- und Pflanzenwelt kennen gelernt; der Niederschlag von diesen reichen Erfahrungen bildet den Inhalt seines Romans. Aber der Verfasser weiß auch aus den Interessen der Kaufleute, der dort einheimischen und fremden Priester und nicht zuletzt aus den politischen Interessen und aus den Herzensangelegenheiten der Schwarzen und der Weißen eine spannende Handlung zu schaffen, der überall der wertvolle Stempel des Erlebnisses anhaftet. Das Buch kann deshalb seines Erfolges sicher sein.

Leipziger Neueste Nachrichten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Ich will! Roman von Hedwig Erlin-Schmeckebier

2 Bände M. 5.—, gebunden in einem Band M. 6.—

„Ich will" — das stolze Wort aller derer, die nicht in sklavischer Unterwürfigkeit einem aufgezwungenen Geschick sich beugen, sondern in freier Selbstbestimmung sich zu ihres Schicksals Herren machen wollen, bildet, je nach den Individualitäten verschieden, für jede der Hauptfiguren des vorliegenden Buches das Leitmotiv. Die Verfasserin, die mit ihren früheren Arbeiten bereits schöne Proben eines starken Talents gegeben, weiß durch die bunte Vielgestaltigkeit der Handlung wie auch durch die Art der Darstellung von Anfang bis zu Ende in gleich fesselnder Weise das Interesse des Lesers wach zu erhalten.

Durchgerungen. Roman von Josephine Siebe

2. Auflage. Geheftet M. 2.50, elegant gebunden M. 3.50

Die im deutschen Leserkreise bereits aufs vorteilhafteste bekannte Verfasserin bietet im vorliegenden Band einen Roman, der neben dem allgemeinen großen Lesepublikum von ganz besonderem Interesse für alle Musikfreunde sein wird. In flüssigem, elegantem Stil geschrieben, hochinteressant und spannend, findet der Leser darin Charaktere gezeichnet, die ihn anheimeln, ihm sympathisch sind und ihn fesseln bis zur letzten Seite des Bandes. Der Roman wird jegliches Interesse, das ihm entgegengebracht wird, voll und ganz rechtfertigen.

Namenlos. Roman von Nina Meyke

2 Bände. Geheftet M. 5.—, elegant gebunden M. 7.—

In dem Roman „Namenlos" versucht die Verfasserin auf gesellschaftliche Schäden hinzuweisen, besonders auf den einen, dessen verderbliche Folgen den Mann kaum berühren, während die volle Schwere seiner Konsequenz auf das liebende Weib zurückfällt ... Der Roman ist kein Liebesroman, sondern eine ernste Mahnung an unsere Gesellschaft.

Offiziersehre. Roman von Arthur Zapp

2. Auflage. Geheftet M. 2.—, elegant gebunden M. 3.—

Die Hochflut an Militärromanen der letzten Jahre hat den Beweis erbracht, welch großer Beliebtheit sich diese bei jung und alt erfreuen. Verhältnismäßig wenige sind es jedoch, deren tendenziöser Wert über eine flüchtige Stunde hinausragt und zu ernsterem Nachdenken anregt. Von Arthur Zapps „Offiziersehre" kann das jedoch behauptet werden. Der Roman ist interessant und spannend vom Anfang bis zum Ende.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Als Jubiläumsschrift für das deutsche Volk ist erschienen:

Die Völkerschlacht bei Leipzig

Ein Gedenkblatt zur 100jährigen Jubelfeier

Der deutschen Jugend erzählt von

Paul Benndorf

Oktav. Zirka 150 Seiten mit 48 Abbildungen und drei Plänen. Preis gebunden M. 3.—

Der durch seine stadtgeschichtlichen Forschungen bekannte Verfasser bietet in diesem nach authentischen Quellen bearbeiteten Geschichtswerke der deutschen Jugend, der Schule und dem Volke eine dauernde Erinnerungsgabe an die große Zeit der Freiheitskämpfe, die ihren Abschluß in der Völkerschlacht bei Leipzig und mit dem Sturze Napoleons fanden. Ein Jahrhundert ist im Strom der Zeit dahingeflossen, aber das Gedächtnis an jene Helden und Vaterlandsfreunde, die ihr Blut und Gut für Deutschlands Ehre, für die Rettung ihres Volkstums freudig dahingaben, darf nie und nimmer im deutschen Volke erlöschen. Jene edle Begeisterung für Wahrheit, Freiheit und Recht wach zu erhalten und aufzufrischen, dazu diene **das bedeutungsvolle Stück Weltgeschichte: Die Völkerschlacht bei Leipzig.**

Einige Urteile:

Leipziger Neueste Nachrichten vom 10. Dezember 1911: . . . Eine Fülle interessanter Bilder aus den Schätzen unserer Leipziger Museen ist, trefflich ausgewählt, dem hübschen Buche beigegeben, das auch mittels dreier übersichtlicher Pläne über die Einzelkämpfe eingehend unterrichtet. Möge das warmherzig geschriebene Werkchen viele begeisterte jugendliche Leser finden.

Preußische Lehrerzeitung vom 23. Januar 1912: . . . Verfasser gibt im obigen Buche ein recht anschauliches, nach Zeitberichten verfaßtes Bild von der Völkerschlacht bei Leipzig. Zunächst führt er uns die Vorgeschichte kurz vor und schildert dann in ausführlicher Darstellung das mehrtägige Ringen um den Preis des Siegers. **Es ist ein bedeutungsvolles Stück Weltgeschichte, das uns in dem Buche vor Augen tritt.** Wir können das auch gut ausgestattete Buch für die heranwachsende Jugend nur warm empfehlen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Paul List, Verlagsbuchhandlung, Leipzig

Empfehlenswerte Geschenk-Lektüre:

Marie Bernhard, Für wen? Roman. 2 Bände in 1 Band. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Anna Blum, Ohne Heimat. Roman. Geheftet M. 1.50, elegant gebunden M. 2.50

A. Dom, Bis über den Ozean. Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Mathilde von Eschen, Wandlungen einer Seele. Roman. Geh. M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

A. Häberlin-Meißner, Opfer der Tradition. Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Hildegard von Hippel, Des Nächsten Ehre. Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Wilhelm Jensen, Tamms Garten. Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Heinrich Lee, Komtesse X. Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

A. Freiherr v. Perfall, Münchner Kindeln. Roman. Geheftet M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

Hermann von Randow, Saalburg. Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

H. Schobert (Baronin von Bode), **Ich gehe meine Straße.** Roman. Geh. M. 4.—, elegant gebunden M. 5.—

H. Schobert (Baronin von Bode), **Weil ich euch liebe.** Militärroman. Preis geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

C. Spielmann, Balzar von Flammersfeld. Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Dietrich Theden, Rätsel der Liebe. Roman. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.